Pestalozzi's

sämmtliche Schriften.

Vierter Band.

AUGSBURG

Mit den allergnädigsten Privilegien Ihrer Majestäten des Kaisers aller Reußen und Königs von Polen, des Königs von Preußen, des Königs von Bayern, des Königs von Würtemberg, Seiner Königl. Hoheit, des Großherzogs von Baden und der Hochlöblichen Cantonsregierungen der Eidgenossenschaft.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1820.

STADTBIBLIOTHEK
AUGSBURG

Lienhard und Gertrud.

Ein Buch für das Volk.

Vierter Theil.

Dritte Auflage.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1820.

Lienhard und Gertrud.

Vierter Theil.

§. 1.

Erste Zugabe zu der Lebensbeschreibung der Sylvia.

Arner, Therese und Glülphi saßen an dem Abend, an dem sie den Brief der Sylvia, deren Lebensbeschreibung uns eben vorlag, empfangen, fröhlich und voll Hoffnung für ihr ernstes Bestreben bei einander; aber dieser Brief störte ihre glückliche Stimmung. Sie ist ein eingefleischter Teufel, sagte Arner, da er ihn gelesen; es geht kein Wort über ihre Lippe und keine Zeile aus ihrer Feder, wovon einem ehrlichen Manne nicht die Galle übergehen muß. Arner wußte einen Augenblick nicht eigentlich, was er damit anfangen wolle, und meynte, es wäre das beste, die Tabakspfeife, die er eben rauchen wollte, damit anzuzünden. Therese und der Lieutenant aber waren nicht dieser Meinung.

Nein, nein, sagte Therese, diesen Lügen-Brief mußt du mir nicht verbrennen, er kann uns noch zu etwas recht gut seyn.

Arner. Und wozu denn?

Therese. Den Oncle zu überzeugen, wie sie auch über ihn lügt.

Arner. Dürfen wir ihm denselben zeigen, wie er ist?

Therese. Ja freilich, wir müßen es.

Arner. Aber fürchtest du nicht der Oncle denke zum Theil wirklich auch so, wie sie schreibt?

Therese. Wenn er zum Theil auch wirklich so denkt, so hat er doch sicher das nicht gesagt, was sie schreibt. Es ist gar nicht seine Art, sich so auszudrücken, und ich wette, er weiß von dem Brief kein Wort.

Arner. In diesem Fall dünkt mich selber, es könnte gut seyn, daß wir ihn ihm zuschicken; aber ich muß ihn doch noch einmal lesen, ich habe ihn nur durchblättert. — Mit dem nahm er den Brief in die Hand, las ihn mit Aufmerksamkeit und sagte dann: ja, es dünkt mich jetzt selber, du habest recht; ich will ihm den Brief schicken und ihm unverholen schreiben, was ich über denselben und auch über die Schreiberinn desselben denke.

Therese. Das ist recht, er hat es nöthig, daß man ihm über beydes die Wahrheit sage.

Die ganze Nacht über lag Arnern dieser Brief und die Antwort, die er darauf ertheilen wolle, vor der Seele. Er konnte keinen Augenblick schlafen, stand am Morgen früh auf und schrieb dann an seinen Oncle folgenden Brief:

Hochgeborner Herr General!
Theurer, lieber Oncle!

Sie wissen, daß ich für unsere Sylvia seit dem Tode ihres Vaters, über den ich mich auch sonst so sehr zu be-

klagen habe, in allen Fällen das herzlichste und ernsthafteste Interesse zeigte, und von meiner Seite für ihr Glück gern beitragen würde, was ich immer könnte; aber ihr Character nimmt zusehends eine Richtung, deren Folgen mir für sie selber bang machen müßen.

Sie hat ganz gewiß ohne alle Ursache sich einen ganz wüthenden Haß gegen mich und die Meinigen überlassen und urtheilt über mich, mein Benehmen und meine Einrichtungen mit einer Frechheit und Unverschämtheit, die ohne Grenzen ist. Das Ganze ihres Erziehungsgangs, sowie das Ganze ihrer jetzigen Lebensweise macht sie über das, was Erziehung ist und seyn soll, so unfähig zu urtheilen, als je ein Mensch in der Welt darüber zu urtheilen unfähig ist, und doch mischt sie sich in die Beurtheilung meiner diesfälligen Ansichten, Grundsätze und Maßregeln auf eine Weise ein, die geradezu unerträglich ist, und von der sie in dem Brief, den ich gestern von ihr erhalten, ein Probestück abgelegt, das alle Schranken des Verhältnisses, in dem sie sich gegen mich befindet, übersteigt. Ich hätte ihn aber dennoch blos mit Verachtung beyseits gelegt, ohne ihm die geringste Folge zu geben; aber da sie in Rücksicht auf mehrere Punkte, die sie berührt, sich auf Sie beruft, so dürfte und wollte ich nicht anders, als den Brief, so wie ich ihn empfangen, Ihnen zusenden. Ich bin überzeugt, es ist unmöglich, daß Sie diese stolze Base bei allen ihren Spiel-, Tanz- und Bonsmots-Fertigkeiten für einen competenten Richter der Maßregeln, die ich für die Erziehung meiner Kinder nehmen soll, anerkennen. Eben so bin ich überzeugt, Sie können es nicht

als eine henkersmäßige Härte ansehen, daß ich einer armseligen Dorfdirne, die sich zu mir ins Schloß geschlichen, um die brävsten Leute aus ihrem Dorf zu verleumden und zu verschreyen, gedroht, sie mit dem Harschier heimzuschicken. Es ist zwar wahr, sie kleidet sich nicht wir eine andere gemeine Bauerntochter, sondern vom Kopf bis zu den Füßen wie eine anmaßliche aber halbverlumpte Stadttochter, und ist auch, als sie zu mir kam, damit sie keine Kothschuhe ins Schloß bringe, auf einem Müllerkarren bis ins Schloß gefahren. Das aber, ich weiß, Sie finden es auch also, ist doch kein Grund, daß ich sie, wenn sie Lumpenstreiche macht, auf eine andere Weise behandeln sollte, als ich jedes andere Dorfweib im gleichen Fall behandeln würde.

Lieber Oncle! Es ist in meiner Lage äußerst wichtig, daß ich frechen Leuten in meinen Dörfern zeige, sie haben es Geschwatzwerk halber nicht mit meinem Großvater zu thun. Das Unglück ist namenlos, das daraus entstanden, daß er Schurken und Verläumdern gegen ehrliche Leute Gehör gegeben. Lieber Oncle! Ich wüßte nicht, in welchem Grad ich mich selber verachten müßte, wenn ich Leuten, die meine Schwäche mißbrauchen wollten, um ihre Nachbaren bei mir zu verleumden und ihnen Unrecht zu thun, nicht zeigen würde, in welch' einem hohen Grad ich diese Handlungsweise verabscheue, und wie sehr ich sie zu bestrafen für meine Pflicht halte. Und diese Eichenbergerinn hat hierin auf eine Weise gefehlt und sich mit einer Frechheit benommen, die allen Glauben übersteigt, und ist dabei im Ganzen ihres Seyns und Thuns eine so

elende Creatur, daß es mir doch unbegreiflich ist, wie Sylvia es nur in den Mund nehmen darf, sie wäre in meinem Schlosse für meine Kinder brauchbar. Gott bewahre mich davor, eine solche Kreatur einen Augenblick neben meinen Kindern im Schloß zu haben. Weniger verwunderte ich mich über das, was Sylvia über Glülphi und Rollenberger Böses gesagt. Beyde sind Männer, deren Werth über das, was sie zu beurtheilen fähig ist, weit erhaben ist. Ebenso begreife ich gar wohl, daß viele von den Einrichtungen, die ich in Bonnal mache und machen muß, ihr nicht gefallen. Aber ich kann durchaus auf ihre diesfälligen Ansichten und Wünsche keine Rücksicht nehmen. Der Plan meines Lebens ist gemacht und steht unerschütterlich fest; ich will als Vater meiner Herrschaftsangehörigen leben und sterben, aber Ihrem und meinem Namen damit gewiß auch keine Schande machen. Dieser Vorwurf könnte mir freilich auch nur als Ahndung seiner Möglichkeit weh thun, aber im Mund der Sylvia, deren Vater unserm Namen, wie vielleicht bei hundert Jahren kein Edelmann seiner Familie, Schande gemacht hat, ist dieser Vorwurf doch nur frech und konnte um so weniger einen Eindruck auf mich machen, da ich überzeugt bin und es auch Ihnen, lieber Oncle! nicht verhehlen will, daß Sylvia, wenn sie gewisse Verbindungen, die sie, wie ich gewiß weiß, in der Hauptstadt hat, nicht aufgiebt, in die Lage kommen kann, uns Schande zu machen, wie ihr Vater uns Schande gemacht.

Lieber Oncle! Es kommt Ihnen vieles nicht zu Ohren, das man ihr in der Hauptstadt öffentlich zur Last legt.

Man hat Achtung für Sie und schont Ihres Alters; aber die Sache ist gleich wahr. Sie hat in der öffentlichen Achtung ohne Grenzen verloren, und die Lobreden, die ihr im Anfang nach ihrer Rückkunft zu Theil wurden, sind allenthalben, wo sie einen wirklichen Werth haben konnten, verstummt. Ich sage das nicht, um ihr bei Ihnen ein böses Spiel zu machen; aber ich bin überzeugt, wenn irgend etwas Sylvia von ihrem mehr als unvorsichtigen Benehmen zurückbringen kann, so ist es ein Wort von Ihnen. Ich weiß, Sie nehmen herzlichen Antheil an ihrem Glück, und Sie können es am meisten dadurch befördern, daß Sie sie aufmerksamer auf sich selbst machen. Es ist unbegreiflich, wie sie sich selbst vergessen und denken kann, ich habe der Eichenbergerinn mit dem Harschier gedroht, weil sie ihr bei sich Zutritt gönne. Ich finde diesen Zutritt freylich unschicklich und nichts weniger als ehrenhaft, aber ich wußte nichts davon, bis sie mir es selbst geschrieben. Seitdem ich es aber weiß, kann ich mich auch nicht enthalten, zu denken, daß Sylvia durch Bekanntschaften von dieser Art, am Ende in der Hauptstadt zum Gespött werden muß, wie die Eichenbergerinn dieses in ihrem Dorf ist und werden mußte, weil sie in allen Rücksichten etwas anderes und etwas mehr seyn will, als sie wirklich ist. Daß sie es wagt, mir mit Ihnen zu drohen, will ich nicht einmal berühren. Ich würde Ihnen Unrecht thun, wenn ich einen Augenblick dächte, sie könnte durch Unwahrheiten und Niederträchtigkeiten bei Ihnen jemals zu diesem Ziel gelangen. Sie waren immer unser lieber, guter Oncle,

und ich und meine liebe Frau werden uns immer bestreben, Ihrer Liebe und Güte würdig zu bleiben.

Arner von Arnheim.

---

§. 2.

Ein schwacher Mann, den die Niederträchtigkeit an der Nase herumführt.

Der General war über den Brief Arners betroffen und über denjenigen der Sylvia im Ernst empört. Er fand ihn beym ersten Durchlesen ohne Grenzen unverschämt, und konnte es gar nicht begreifen, wie sie es habe wagen dürfen, diesen Brief hinter seinem Rücken und ohne ihm nur ein Wort davon zu sagen, an Arner abgehen zu lassen. Sie hatte dem General nicht einmal gesagt, daß sie im Sinne habe, Arner über diese Eichenbergergeschichte einen Vorwurf zu machen. Er hatte den Brief auch kaum gelesen, so ließ er sie rufen. Als sie kam und ihren Brief an Arner offen auf dem Tisch liegen sah, war sie äusserst betroffen. Sie hatte sich nicht vorstellen können, daß Arner es wagen dürfe, dem General diesen Verdruß zu machen und ihm ihren Brief zuzusenden. Sie wußte sich im ersten Augenblicke nicht zu benehmen. Der General fuhr sie roh an. Er war seit seiner Frauen Tod niemals über sie erbittert wie jetzt. Er sagte ihr in der ersten Hitze, was sie auch denke, Arner also zu schreiben; ob sie nicht

denke, wenn er stürbe, so habe sie in der Welt niemand mehr als Arner, und es könne ihr leicht, leicht dazu kommen, daß sie noch bei ihm das Gnadenbrod suchen müsse. Sie weinte auf dieses Wort, faßte sich aber doch schnell und sagte: sie wollte lieber zu den Zigeunern laufen und sich bis in die Türkey durchbetteln, als bei Arner das Gnadenbrod suchen. Das ist das gleiche Wort, das sie der Klosterfrau antwortete, die ihr sagte, ihre Verwandte werden sie nicht aufnehmen, wenn sie aus dem Kloster weglaufe. Der General erwiederte ihr heftig, was sie sage sey unvernünftig geredet, und Arner habe das an ihr nicht verdient.

Sylvia. Er ist mir unausstehlich, und nicht nur mir, er ist es allen Menschen, die nicht jedermann vor den Kopf stoßen und nicht alles in der Welt auf den Kopf stellen wollen.

General. Das ist nicht so. Ich höre hie und da gar viel Gutes von ihm. Er hat selber bei Hofe viele Freunde.

Sylvia. Er wird sie wohl verlieren; er macht Narrenstreiche über Narrenstreiche.

General. Es gefällt mir auch nicht alles was er thut; aber er ist noch jung, und junge Leute wollen immer etwas Eigenes haben.

Sylvia. Er verliert seine Jugend und gibt in der schönsten Zeit seines Lebens seinem Haus eine Richtung, die seinem und unserm Namen Schande machen muß.

General. Schweig doch, schweig doch von diesem Schand machen, wenn er auch in ein und anderm nicht so aufmerksam auf seinen Familienrang und auf seine Fa-

milienehre ist, als ich es gern sähe, so ist damit noch nicht gesagt, daß das unserer Familie Schand machen werde. Man weiß eigentlich noch nicht, wie das, was er thut, ausfallen wird, und übrigens mag das seyn, wie es will, so gibt dir das kein Recht, ihm so unverschämt zu begegnen, wie du es in deinem Brief gethan hast.

Sylvia. Er hat mich mit seinem Benehmen gegen die Eichenbergerin, die er wie eine Landstreicherinn behandelt, übernommen.

General. Was geht dich dieses Mensch an? Ich habe es einmal gesehen, es hat wirklich das Aussehen einer Landstreicherinn, und ich kann nicht begreifen, daß du sie dem Vetter für die Erziehung seiner Kinder anrathen dürftest, und was er von ihr schreibt, macht, daß ich dir im Ernst sagen muß, ich wünsche, daß du sie nicht mehr in mein Haus hinein lassest.

Sylvia. Ich lasse sie ja nur auf meine Stube und auch nur, wenn niemand rechter bey mir ist, zu mir kommen.

General. Du vergissest, daß deine Stube in meinem Haus ist, und in meinem Haus will ich in keiner, in gar keiner Stube, daß man Leute darin empfange, die man nicht bey sich sehen lassen darf, wenn jemand rechter darin ist.

Sylvia. Ich habe doch bisher geglaubt, ich sey in meiner Stube in so weit frey; wenn ich's aber nicht darf, so will ichs eben nicht mehr thun.

General. Was du mir für ein Gesicht machst. Du wirst seit einiger Zeit offenbar auch gegen mich so frech,

daß ich mich bald nicht mehr erwehren kann zu denken, was du mir liebs und freundliches erweiſeſt, ſey nur geheuchelt, und du wollteſt in deinem Herzen lieber auch mit mir ſo grob und ſo unverſchämt ſeyn, als ich hundertmal ſehe, daß du ſonſt mit jedermann gern biſt.

Sylvia fühlte, daß er auf dem Punkt ſey, ganz durchzuſehen, was in ihrem Benehmen gegen ihn wahr iſt. Natürlich erſchrak ſie darüber, und both allem auf, dem Oncle, bei dem es ihr nur ſo lang er in ſie vernarret blieb, recht wohl ſeyn konnte, dieſen Gedanken mit aller Kunſt, deren ſie fähig war, aus dem Kopf zu bringen, und wollte natürlich ſich in keine beſtimmte Erläuterung darüber mit ihm einlaſſen. Sie kannte dafür andere Mittel. Sie ſprang von ihrem Stuhl auf, fiel ihm um den Hals und weinte in dieſer Stellung ſchluchzend und mit Thränen, ohne ein Wort zu ſprechen. Der Oncle wollte ſich von ihr losmachen und ſagte: mit dem biſt du nicht anders als du biſt; laß mich jetzt gehen. — Sie aber blieb feſt in ihrer Stellung und ſeufzte immer tiefer. Er wiederholte: laß mich gehen und zeig dich in Zukunft anders als bisher. — Jetzt fing ſie endlich an zu reden, und ſagte: mein Gott! mein Gott! Oncle, Sie machen mich zum unglücklichſten Menſchen, der auf Gottes Boden herumgeht, wenn Sie glauben können, ich ſey gegen Sie undankbar. Lieber, lieber Oncle! ſetzen Sie mich auf die Probe; ich will durch Feuer und Waſſer laufen, wenn ich Ihnen dienen kann.

Der ſchwache Alte war ſchon wieder auf dem Rückweg zu einer freundlichern Stimmung und ſagte: ſchweig mir jetzt, ſchweig mir jetzt hievon, es wird ſich zeigen, wie du

dich betragst; für einmal will ich jetzt lieber von etwas anderm reden.

Sylvia erwiederte: es ist wahr, kommen Sie, Oncle, es ist ja die Stunde, wo wir gewöhnlich mit einander Schach spielen.

Nun, nun, sagte der Oncle, vor einer Stunde hätte ich nicht geglaubt, daß ich heute mit dir Schach spielen würde.

Kommen Sie jetzt, erwiederte Sylvia, und während dem sie den Tisch bereitete, nahm sie Arners Brief an ihn weg, schob ihn in Sack, fieng das Spiel schnell an, ließ ihn eine Weile gewinnen, verwirrte ihn dann wieder, lenkte seine Aufmerksamkeit lebendig auf's Spiel, war heiter und froh, nahm ihn, wenn sie lachte und scherzte, bei der Hand, wie wenn gar nichts vorgefallen wäre, und sie hatte ihn bald völlig wieder, wo sie ihn wünschte. Er fieng zwar wieder einmal, aber jetzt in einer ganz andern Stimmung, an zu sagen: es ist wie du Arner geschrieben.

Sylvia erwiederte: es ist wahr, es sind mir in einem Brief ein paar unvorsichtige Worte an ihn entfallen.

Was? was? ein paar Worte? erwiederte der General, der ganze Brief ist von Anfang bis ans End ein Meisterstück von Unverschämtheit.

Sylvia. Verzeihen Sie, Sie wissen, worüber ich aufgebracht war, und es ist doch auch nicht recht, daß er sich erlaubt, über mich zu urtheilen und abzusprechen, wie er es selber in seinem Brief an Sie gethan hat. — Und fast halb in Thränen setzte sie jetzt noch hinzu: er thut mir, weiß Gott, darin unrecht, Oncle! und das kann einer Person, die sonst so unglücklich ist als ich bin, nicht anders als weh thun.

General. Schweig jetzt davon, ich will selber gern glauben, daß er in dem Urtheil, welches er in seinem Brief über dich fällt, zu weit geht. Aber es scheint, ihr fehlet hierin Beyde, und ihr müßt das in Zukunft gut seyn lassen und einander nicht gegenseitig plagen.

Sylvia. Machen Sie nur, Oncle, daß er mit mir wieder gut wird, es soll dann an mir gewiß nicht fehlen.

Der General erwiederte: ich will das gern thun, so viel ich kann und ihm ganz gewiß unpartheyisch auf seinen Brief antworten.

Sylvia wiederholte die Worte: er solle ihr Arner wieder gut machen und sie wolle auf ihrer Seite gewiß thun was recht sey.

Der General versprach es ihr noch einmal. Aber als er am Morgen Arners Brief beantworten wollte, konnte er ihn bey allem Nachsuchen nicht mehr finden. Er wußte auch seinen Inhalt bei fernem nicht mehr deutlich. Viel deutlicher aber erinnerte er sich der Bitte der Sylvia: er solle ihr doch ihren lieben Vetter helfen wieder gut machen. Seine Antwort fiel so aus, daß man darin wohl sah, was er vom Inhalt des Briefs vergessen und was er davon noch behalten. Sie lautet wörtlich also:

§. 3.

Man kommt mit dem auf beiden Achseln tragen nirgend wo gar weit.

Lieber Vetter!

Dein Brief hat mir Mühe, recht sehr Mühe gemacht.

Ich wollte dir ihn umständlich beantworten, aber er ist mir, ich weiß nicht wie, abhanden gekommen, fast ehe ich ihn recht gelesen; ich kann also nicht in's Umständliche desselben eintreten. Der Vorfall mit der Eichenbergerinn scheint mir die eigentliche Ursache der verdrüßlichen Stimmung zu seyn, die zwischen dir und der Sylvia jetzt statt findet. Ich weiß nicht, wer diese Eichenbergerinn ist, und was sie für ein Mensch ist, und es liegt mir gar nichts daran, ob du sie mit dem Bettelvogt oder mit dem Harschier im Land herum führen lassest. Ich wußte auch gar nicht, was mit ihr in deinem Schloß vor deiner Audienz vorgefallen, und Sylvia hatte gar unrecht, mich in Rücksicht auf das Narrenspiel mit dieser Dorfdirne hineinzuziehn. Ich will gar nichts davon wissen. Ich mische mich auch gar nie in Sachen, die mich nichts angehen, insonderheit wenn's Sachen sind, die eine Audienzstube angehen; um solche Sachen küminert sich ein alter Offizier sowenig als um den Mann im Mond. Darin hat Sylvia ganz unrecht, so wie auch darin, daß sie das, was sie dir sagen wollte, so unverschämt grob gesagt als sie gethan. Ich habe es ihr auch im Ernst verwiesen und gesagt, sie hätte an ihren Vater und an das große Unrecht denken sollen, das er dir gethan. Sie gesteht jetzt auch selber, daß sie sich hierin übereilt. Aber laß es jetzt auch damit gut seyn und vergiß, was diesfalls geschehen. Du bist indessen auf deiner Seite auch zu weit gegangen. So schlecht als du sie in deinem Brief schilderst, ist sie doch auch nicht. Sie kann Fehler haben und ich glaube selber, daß sie welche hat, aber daß wir fürchten müssen, sie werde uns

in dem Grad, wie der Erzschlingel, ihr Vater, Schande machen, das ist jetzt doch auch nicht. Nein, so etwas haben wir von ihr gewiß nicht zu fürchten. Es geht mir hierin ihrentwalben wie mit dir. Man muß nie das Schlimmste glauben. Wenn ich alles glaubte, was ich von dir schon gehört habe, ich würde dir ganz gewiß das größte Unrecht thun. Aber ich thue es nicht. Ich weiß, daß du in der Hauptstadt Feinde hast, und halte alles was ich glaube, das von diesem herkommen könnte, schon zum voraus für nicht wahr. Du hast aber auch Freunde und wärmere Freunde dasselbst, und da mag mir Sylvia und die halbe Welt Böses von dir sagen, ich glaube lieber das Gute, das ich von deinen Freunden von dir höre. Ich sage dir, wenigstens jetzt dem Narrenbrief der Sylvia. Sie sieht, daß sie unrecht hat und sie wird sicher so etwas nicht wieder thun. Es ist äußerst unangenehm, wenn zwischen Personen, die so nahen Verhältnissen zu einander stehen, dergleichen Mißverständnisse obwalten. Glaube, daß wenn wir bald beisammen, wie es jetzo stehen, so die Dinnen, ich meine Sylvia, [illegible]

dich aufrichtig liebender Oncle, und deine Therese und deine Kinder können dessen versichert seyn wie du.

General v. Arnheim.

---

§. 4.

Es ist nicht gut, in die Hände eines solchen Weibes zu fallen.

Das Wort der Sylvia an ihren Oncle, er solle doch machen, daß Arner wieder mit ihr gut werde, sie wolle denn auch thun, was recht sey, war nichts weniger als Ernst. Sie trieb mit diesem Wort mit dem guten Alten nur den Narren. Dieser nahm es auch sehr treuherzig auf und redte dem guten Arner, wie wir gesehen haben, mit allem Ernst zu. Sie aber änderte in ihrem Benehmen gegen Arner diesfalls kein Haar, und hörte keinen Augenblick auf, dem alten Haß, den sie gegen ihren Vetter trug, freyen Lauf zu lassen, wo sie immer konnte und mochte, und suchte besonders sein Benehmen als Edelmann und Herrschaftsherr, wo sie immer konnte, verächtlich zu machen. Seit einiger Zeit gab sie sich alle Mühe, über die Art, wie er die Verbrechen Hummels bestrafte, ihr Gespött zu treiben. Sie wußte, daß diese Behandlungsweise den in der Hauptstadt üblichen Rechtsformen entgegenstanden, und da ihr daran gelegen war, Arner in der Hauptstadt und bei Hofe so viel als möglich lächerlich zu

machen, so säumte sie keinen Augenblick, diese Geschichte an beiden Orten zum Tagsgespräch des guten, halbguten und selber auch des viertelguten Tons daselbst zu machen, und gab sich besonders Mühe, bey diesem Anlaß Helidor mit den Lächerlichkeiten ihres lieben Vetters bekannt zu machen.

Dieser Mann, der die eigentliche Oberbehörde alles Muthwillens, aller Verschwendung, aller Unsittlichkeit, aller Unrechtlichkeit und aller Verfänglichkeit ist, das von oben herab durch Unterbehörden das Herzogthum ausser allen wirklichen Regierungssegen hinauswirft, dieser Mann, der an der Stuffe des Throns ein Spiel treibt, das ihn nöthigt, auf alles, was im Land Außerordentliches auch nur spuckt, will geschweigen geschieht, aufmerksam zu seyn, wußte bisher nicht einmal, daß ein Edelmann im Land lebt, der Arner hieß, fand das, was Sylvia von ihm erzählte, so verächtlich sie es ihm auch darstellte, doch weit mehr ausserordentlich als lächerlich. Er frug genau bey ihr nach, was Arner eigentlich thue, und was er eigentlich wolle. Ueber sein Wollen sagte Sylvia, er sey ein Narr, er wisse es selbst nicht; über sein Thun war ihre vorzüglichste Bemerkung, er behandle alle Leute, die seinem Großvater lieb gewesen, übel, und habe ob einem armseligen Karststreich, den der Vogt Hummel im Rausch bey einem seiner Marchsteine gethan, einen Rechtslerm angefangen, wie wenn er die ganze Christenheit verrathen und bey die em Anlaß alle Vorgesetzten im Dorf zu Schanden gemacht und sie ob kleinen Vortheilen, die sie sich in der Verwaltung des Gemeinguts, wie dieses in allen Dörfern geschieht, erlaubt, nicht etwa blos bestraft, sondern bei den

ärgsten Bettlersleuten und Halunken im Dorf um Verzeihung zu bitten gemacht. — Helidor fragte: was er bey diesem zu Schandenmachen der Vorgesetzten im Dorf eigentlich suche? — Sie erwiederte: aus allem, was sie sehe, gehe hervor, er wolle das unterste zu oberst kehren, und glaube, man müsse immer dem Untern gegen den Obern, dem Armen gegen den Reichen aufhelfen. Dieser Narrengedanken scheint mir bey allem, was er thut, im Hintergrunde zu liegen. Er entreisse z. B. den großen Bauern die Weidvortheile und gebe sie den Bettlern. Auch sey er mit dem gemeinsten Lumpengesindel so freundlich als er immer könne, und hingegen mit Leuten, die etwas mehr zu bedeuten haben, und sogar mit Personen von seinem Stand, so grob und ungeschliffen, als er nur immer könne. Sie brachte sogar die Geschichte mit der Eichenbergerinn in Anregung. Von der Schule und dem, was diesfalls Arner vorhabe, wußte sie noch gar nichts.

§. 5.

Irreligiöse Verruchtheit in einen Mantel gehüllt, der viele zu verführen geeignet ist.

Das sind Narrheiten, sagte Helidor am Ende zu Sylvia, die dem Herrn von Arnheim selbst vergehen werden, wenn er sie noch eine Weile getrieben.

So wenig er indessen dem Thun Arners einiges Gewicht zu geben schien, so sagte er doch zur Sylvia, sie

solle ihn forthin berichten, was sie von Arners Thun weiters vernehme. Auch gefiel er sich zu dieser Zeit öfters davon zu reden und zu sagen: die Ansichten, von denen Arner ausgehe, und von denen auch der Herzog ehemals ausgegangen, ruhen trotz allem Anschein von Weisheit und Heiligkeit, den man ihnen zu geben geneigt sey, auf irrigen Fundamenten. Auch arbeite die Menschen-Natur den Folgen ihrer Täuschung in allen Verhältnissen selber entgegen. Alles in der Welt, sagte er ferner, was noch immer von dieser Träumersorgfalt für die Armen und Elenden im Land ausgieng und auf die Grundlage eines Bruder- und Schwestersinns, der in uns liegen sollte und nicht in uns liegt, gebaut worden, hat noch gescheitert.

Wo er immer seinem irreligiösen Sinn freyen Lauf assen durfte, machte er dem göttlichen Erlöser des Menschengeschlechts selber den Vorwurf, er habe wirklich einen olchen Träumer-Zustand der Menschheit bezweckt, und das bürgerliche Eigenthum der Menschheit durch den Bruder- und Schwestersinn des Glaubens, den er predigte, wo nicht so viel als aufgelöst, doch die Freiheit in den wesentlichsten Genießungen derselben untergraben und zu Grund richten, oder wenigstens dem Dienst seines Glaubens und seiner Gläubigen unterordnen wollen. Dann setzte er mit dem ganzen Hohn seines Unglaubens und seines Spottgeists noch hinzu: was ist denn aus dem hohen, göttlichen Bruder- und Schwestertraum geworden? Man frage die Geschichte, und sehe darinn, wie bald das Gemeingut seiner Gläubigen in Klostergut reicher Priester hinübergegangen vor deren Thüren die gemeinen Christen

zum Lohn ihres Glaubens bald Allmosen betteln mußten. In diesen engern Kreisen, ich möchte sagen, in den Kreisen, in denen er der Selbstsucht eins durch Unglauben und Lieblosigkeit verhärteten Herzens, ganz freyen Lauf lassen konnte, sprach er dem Recht der Fürsten eben so sehr Hohn als er darin mit den Ansprüchen der Priester sein Gespött trieb; denn ob er gleich die Nothwendigkeit der unbedingten Freyheit und Willkühr der Macht auch in diesen Kreisen behauptete, so äusserte er sich in denselben darüber dennoch, diese Freyheit und Willkühr der Macht sey freylich nur um der Schlechtheit und Unwürdigkeit der Menschennatur selber willen, und von wegen ihrer notorisch beurkundeten und unwidersprechlich bewiesenen Unfähigkeit zu einer höhern und edlern Gestaltung, nothwendig. Er erkannte durchaus weder für Zeit noch für Ewigkeit etwas Göttliches in unsrer Natur, und behauptete auf das Fundament dieser niedrigen Ansicht, die er sich von ihr machte, unser bürgerliches Daseyn könne und müsse wesentlich mit fester und überwägender Rücksicht auf das Thierische unserer Natur ins Aug gefaßt werden, indem es gänzlich unmöglich, die sich in diesem Zustand unausweichlich durchkreuzenden und gegenseitig anstossenden Ansprüche der Selbstsucht unsrer Natur genugsam im Zaum zu halten und dadurch einen allgemeinen Ruhzustand im gesellschaftlichen Leben zu erzielen, als durch Mittel, die der Selbstsucht der größern thierischen Kraft über die Ansprüche der kleinern und schwächern ein entscheidendes Uebergewicht verschafft.

Also auf diese Weise von der Nothwendigkeit der bür-

gerlichen Rechtlosigkeit des größern oder desjenigen Theils unsers Geschlechts, den er das Volk hieß, überzeugt und hierüber ganz mit sich selber einig, mußte sich auch der letzte Schatten eines Gefühls von einem innern, aus dem Göttlichen unserer Natur hervorgehenden allgemeinen Recht unsers Geschlechts in ihm vollends verlieren. Er konnte desnahen auch nicht anders, er mußte den Gedanken an ein brüderliches und schwesterliches Verhältniß desselben, das uns gemeinsam durch Glauben, Liebe und Treue unter einander vereinige, als ein Traumgebilde unserer verirrten Einbildungskraft und als einen Affengelust ansehen, der uns ausser die Wahrheit unserer Natur heraus und über dieselbe in eitle, vergängliche Wolken emporhebe. Er konnte nicht anders, er mußte diesen Gedanken als eine Ansicht erklären, die mit d r t ierischen, aber nach ihm einzig wahren Basis unserer menschlichen Verhältnisse im Widerspruche stehen und sich auf keine Weise als wirtliche, menschliche Wahrheit bewähren können. In diesen Kreisen, wo er durchaus offen sprach, und ich möchte sagen, weder vor Gott noch vor den Menschen irgend eine Scheue zeigte, machte er sich gar nichts daraus, es geradezu auszusprechen, das Christenthum habe in seinem Ursprung solche, dem Wesen aller bürgerlichen Vereinigung widersprechende, Grundsätze gehabt und nicht ohne Schlauheit und Kunst auf die Anerkennung derselben losgearbeitet. Die Geschichte zeige indessen eben so klar, daß die frommen Lobredner eines solchen Bruder- und Schwestervereins nach den ersten Jahrhunderten des Christenthums, sehr bald eben so niedrige Lobredner und Ausposauner eines rechtlosen Zustands des menschlichen Geschlechts im verwerf-

lichsten Herrendienst und des unbedingt blinden, ungöttlichen und widergöttlichen Gehorsams im Menschendienst geworden.

So sehr aber dieser tollkühne und verwegene Frevler alles göttlichen und menschlichen Rechts Arners diesfällige Meinungen und Bestrebungen in seiner Lage und in seinen Verhältnissen gegenwärtig ganz für unbedeutend achtete und so sehr er sich auch überzeugt hatte, daß alle Versuche, die eine solche Tendenz haben, in unserer jetzigen Welt scheitern werden und scheitern müssen, so sagte er denn doch: es gibt auch in dieser unserer jetzigen Welt Augenblicke, die diesen Träumen auf eine Weise sehr günstig sind, und die Umstände, in denen wir leben, scheinen dieses vorzüglich zu seyn. Er erklärte sich darüber bestimmt also: die vielseitige Noth unserer Tage macht tausend und tausend Menschen nach solchen Träumen haschen, und sie die Schiffbrüchige einen Strohhalm für einen Mastbaum ansehen, von denen nur vor 20 Jahren keinem einzigen nur der Sinn daran gekommen wäre, nach einem solchen Traum zu haschen. Aber in dem er also die keimende Zeitneigung, sich an Strohhalm von ihm so geheißener schwacher Glaubensträumereyen fest zu halten und sogar die Rettung von großen und allgemeinen Landesübeln zu erwarten, dem Drang unserer gegenwärtigen Geldnoth zuschrieb, verbarg er sich denn sorgfältig, daß dieser Gelddrang, der im Herzogthum wirklich groß ist, wesentlich und unwidersprechlich von dem Sittenverderben herrührt, das er selbst durch den Luxus, den Müßiggang und, das Gauckler- und Comödiantenleben, das ehemals im Landgar nicht Brauch und Recht war, das aber er bei Hof und

in der Hauptstadt eingeführt und selber in alle Dorfwinkel des Landes sich einschleichen gemacht habe. Er schrieb desnahen auch, in dieser Verblendung lebend, dieses Unglück nicht seiner eigentlichen Ursache, sondern einer seiner wesentlichen Folgen der Geldjuderey, die im Land wirklich den obersten Gipfel ihrer giftigen Umtriebe erhalten, zu. Diese haßte er freylich von ganzem Herzen und mußte sie hassen, weil er bey seinem hoheitlichen Lumpenleben gar oft in Fall kam, sich von den schlimmsten Geldjuden aus der Noth helfen zu lassen. Er äusserte sich desnahen auch gar bitter über den Einfluß, den die bestehende große Geldjuderey auf alle Angelegenheiten der Welt habe. Sonderbar ist es, wie er die ihm eben so verhaßte Zeitaufklärung mit dieser Geldjuderey als eins und das nehmliche Landesübel in seinem Kopf zusammenbringen konnte. Er äusserte sich in dieser Hinsicht mehrmal, der rasende Hang, Bücher und Zeitungen zu lesen, der sich bis in die hintersten Dorfwinkel hinabgeschlichen, sey eben die nehmliche Folge der Geistesverarmung und Landeselendigkeit, der sich im elenden Treibjagen nach jedem Kreuzer, der immer nur aufzutreiben sey, auch zeige.

Minder unbegreiflich ist es, daß, da er jetzt von der Sylvia Unterredung auf die Geldjuderey der Zeit aufmerksam gemacht ward, ihm jetzt auch der Hofjude zu Sinn kam, dem er in sechs Wochen die, dem Herzog entfremdete, und dem Juden verpfändete Kleinodien wieder heraus zu lösen, versprochen. Er wußte jetzt schon wohl, daß er dieses auf diese Zeit nicht werde thun können, aber er war gar nicht der Mann, der sich ob so etwas graue Haare wachsen läßt. Der Verfalltag war noch nicht da, und bis so lang tröstete

er sich mit dem Sprichwort: kommt Zeit, kommt Rath. Wundert euch des Mannes und des schrecklichen Widerspruchs, der in seinem Thun lieget, nicht. Wer in dem Grad wie dieser Mann, die Menschennatur mißkennt und verachtet, der hat den innern Keim der Gottesverläugnung und der Fürstenverhöhnung; er hat den innern Keim der Verhöhnung aller wahren göttlichen und aller wahren menschlichen Ordnung in sich selber; er hat den Keim der niedersten Geistesrichtung und der äußersten Herzensverhärtung in sich selber. Die Folgen dieses Zustands und auch die Art, wie sich diese Folgen in der Eigenheit dieses Mannes aussprechen, sind unausweichlich und erklären ganz den Anschein des Widerspruchs, der vielseitig zwischen dem äussern Thun dieses Mannes und dem Innern seiner Ansichten und Gesinnungen statt hat.

Je größer die innern Anlagen und die äußern Mittel eines in Rücksicht auf das Wesen der Menschennatur so tief verirrten Mannes sind, desto entschiedener und kühner geht er auch in seinem Unglauben an alles Göttliche, den äußern Schein des Gottesdiensts, und hinwieder in seinem Unglauben an irgend ein Fundament des Menschenrechts den Schein der heiligsten Staatstreue als seinen Schild vor sich her tragend, aber denselben auch in beyder Rücksicht wider Gott, wider alles Göttliche und wider alles Menschliche zum Dienst seiner Selbstsucht und zur Sicherung seines thierischbehaglichen Lebens und aller sinnlichen Erquickung, die er allein sucht, benutzend.

Doch wir verlassen den Mann, den wir unter der Rubrik: "irreligiöse Verruchtheit in einen Mantel gehüllt,

„der viele zu verführen geeignet ist" — ins Aug gefaßt haben, und wende mich von der thierischen Kraft dieser Verruchtheit zu dem reinen, milden Sinn, der von Anbeginn der Welt an allem wahrhaft Göttlichen und allem wahrhaft Menschlichen zum Grund lag.

§. 6.

Es öffnen sich Ansichten, die den Zusammenhang des reinen Muttersinns in der Wohnstube mit dem Bedürfniß eines reinen Vatersinns in der Schulstube in sein wahres Licht zu setzen beginnen.

Indessen Sylvia den großen Feind alles Wahren, Guten und Menschlichen auf Arners Thun mit der ganzen Bitterkeit ihres Herzens aufmerksam gemacht und im Zusammentreffen ihrer gegenseitigen Schlechtheit ihn dahin gebracht, daß er im Zusammenhang des guten Thuns Arners mit dem Wesen des Christenthums das Heiligste lästerte, gieng Arner und die vereinigten Freunde des Guten in Bonnal ihren stillen Weg fort. Alle Aufmerksamkeit war jetzt auf Glülphis zu errichtende Schule hingerichtet. Arner, der Pfarrer, auch Therese und die Frauen redeten mit Glülphi beynahe von nichts anderm, als von diesem Vorhaben. Er selbst war in seinem Innersten lebendig davon ergriffen, und der Gedanke, daß wenn sein Vorhaben gelingen solle, so müsse es unbedingt auf die Fundamente gegründet werden,

durch welche Gertrud die Resultate ihrer Wohnstube hervorgebracht hat, kam ihm immer wichtiger und vielseitiger vor die Augen. Er verhehlte sich aber auch die Schwierigkeit der Ausführung dieses Vorhabens nicht, ob er sich gleich dieselben bei fernem nicht in ihrer ganzen Ausdehnung und Größe vorzustellen vermochte. Er versäumte indessen keinen Augenblick, den er frey hatte, Gertrud zu besuchen und mit ihr darüber zu reden. In allen Unterredungen, die er in diesen Tagen mit ihr hatte, war immer ihr erstes und letztes Wort: ich schäme mich allemal, wenn ihr bei mir über den Gegenstand der Erziehung Aufschluß zu suchen scheint. Ich habe in meinem Leben eigentlich nie an die Erziehung gedacht. Es ist mir auch nie in Sinn gekommen, daß ich jemals in Fall kommen könnte, ein Wort darüber verlieren zu müssen. Das war auch im eigentlichen Sinn wahr. Sie konnte wirklich nicht wohl darüber reden. Sie verstand gar oft die Worte nicht einmal, mit denen Glülphi sie dieses oder jenes darüber fragte. Fast in jedem Fall gieng ihre Erklärung dahin: lieber Herr Lieutenant, Ihr braucht meiner nichts; ich weiß es, Ihr werdet vom Morgen bis zum Abend mit Ernst und Eifer für Euere Kinder thun, was ihr könnet und möget; Ihr werdet sie bald kennen und einsehen lernen, wie ein jedes denkt, was ein jedes thut und was ein jedes will und bedarf. Es wird Euch sicher gleichsam von selbst in Mund fallen, was in jedem Fall in Rücksicht auf jedes eurer Kinder Noth thut und nützlich seyn wird. Was ich allein sagen kann, ist: Euer Vorhaben ist groß; aber hoffet auf Gott, bethet, seyd geduldig und thut, was ihr könnt und möget, und Gottes Segen wird bey Euch seyn.

Zu Zeiten aber erhob sie sich dennoch zu Aeusserungen, die tief in das Wesen der Erziehung eindrangen. Einmal sagte sie: ihr möchtet an euern Kindern thun, was ihre Eltern an ihnen versäumen und durch euere Schule nachhelfen, was ihnen daheim fehlt, das ist freylich ein Gotteslohn, aber es greift sehr weit; das, was man in der Schule treibt, das Schreiben, Lesen und Rechnen ist eigentlich nicht das, worin es ihnen daheim am meisten fehlt; daß sie etwas lernen und etwas können, das ist freylich nuz und gut, aber daß sie etwas werden, daß sie das recht werden, was sie einst seyn sollen, das ist, was noth thut und wozu es ihnen daheim so vielseitig an Leitung und Führung fehlt, und wo ein Schulmeister, der das will, was ihr wollt, vorzüglich nachhelfen muß. Das Rechtthun muß ihnen zur Gewohnheit und ihr Willen dafür unerschütterlich gemacht werden. — Als sie einst sich so lebhaft über das, was die Erziehung wesentlich und unumgänglich fordere, ausdrückte, unterbrach Glülphi sie plözlich und sagte: Frau, Frau, sähe es doch in meinem Innersten ganz aus, wie bey dir, aber wie viel, wie viel fehlt mir noch, bis ich da bin. — Um Gotteswillen, erwiederte Gertrud, was bin ich denn, was kann ich denn, daß Ihr so von mir redet? — Hier drückte Glülphi ihr die Hand und sagte: eben das, daß du nicht weißt, was du hierin bist, ist der größte Beweis, wie wahrhaft das in dir liegt, was ich bei dir zu lernen nothwendig habe. — Er ließ sie nicht antworten und sagte forthin: ich bitte dich, mache, daß du mir so vielseitig und bestimmt als möglich, erzählen könnest, wie du es gemacht hast, mit

deinen Kindern dahin zu kommen, wo du mit ihnen hingekommen bist. — Zweimal erwiederte sie: lieber Herr Lieutenant, ich kann das nicht, es ist mir unmöglich, ich weiß es selbst nicht. — Aber er bath forthin und bath so dringend, daß sie nach einigem Staunen ihm endlich antwortete: Nun, lieber Herr Lieutenant, wie hab' ich's denn gemacht? Ich wußte, daß ich nichts bin, nichts hatte und nichts konnte, und unendlich viel bedurfte, um nicht mitten in meiner Haushaltung und mit ihr so elend zu werden, als nur immer eine Haushaltung auf Gottes Boden elend werden kann; und nun, was that ich da und was mußte ich unter diesen Umständen für mich und meine Haushaltung thun? Ich vertraute nicht auf mich, und ich konnte weder meiner Kinder noch meines Manns halber auf mich vertrauen; aber ich hatte beyde innig lieb und that als Frau an meinem Mann und als Mutter an meinen Kindern, was ich konnte und mochte, und wenn eins von ihnen gegen mich oder gegen sich selber fehlte, so machte mich das freylich oft trauern und weinen, aber es minderte Gott lob nie meine Liebe zu ihnen und mein Vertrauen auf Gott; es stärkten mich vielmehr beyde und gab mir die Standhaftigkeit, Geduld und Selbstüberwindung, die ich in meiner Lage so dringend nothwendig hatte, so daß ich, so lange mein Elend auch dauerte, meine Hoffnung auf Gott nie fallen ließ und nie zweifelte, er werde endlich, wenns sein heiliger Wille sey, mich aus meiner Noth erretten und mich in meinem Mann und in meinen Kindern segnen. Lieber Herr Lieutenant, diese Hoffnung und dieser Glauben war meine einzige Kraft, oder vielmehr das einzige Mittel

zu der Kraft, die mir Gott gab, in meiner Lage zu leiden, was ich mußte, und zu thun, was ich konnte, um meinem Mann und meinen Kindern jeden Dienst zu leisten, den ich ihnen vor Gott und den Menschen schuldig war. Endlich hat Gott und mein Heiland geholfen, und mir in meiner Lage seinen Segen verliehen. In diesem Glauben lebte ich und für diesen Glauben bethete ich jeden Morgen und jeden Abend zu Gott und zu meinem Heiland. — Glülphi sah sie, so lange sie redte, mit inniger Wehmuth an und sagte dann: und so, meynst du, wird Gott auch mir bey meiner Schule helfen, wenn ich, wie du, mit Geduld und Selbstüberwindung vom Morgen bis an den Abend mit reinem Herzen thue, was ich kann, und leide, was ich soll? — O ja, erwiederte Gertrud, Ihr werdet in Eurer Schule Wunder sehen, wenn Ihr auf Gott vertraut und dem Werk des Herrn, dem Ihr Euch widmet, mitten unter allen Schwierigkeiten, die euch darin aufstoßen werden, getreu verbleibt. — Glülphis Rührung stieg immer höher, und im tiefsten Gefühl dieser Rührung selber sagte er denn noch: ja liebe Frau! mein Entschluß ist groß und geht weit über meine Kräfte. Ich kann wohl meine Kinder in diesem oder jenem unterrichten, aber Du hast mich gelehrt, wie nichtig das, was aller Unterricht den Kindern geben kann, ist, wenn die Erziehung nicht mithilft, daß die Kinder innerlich und äußerlich kraftvoll das werden, was sie sollen und sich das einüben und gleichsam zur andern Natur machen, was recht und gut ist und ihnen durch ihr Leben noth thut. Und wie rein, wie erhaben rein, wie kraftvoll und fehlerlos, ich möchte sagen, wie von

Sünden rein muß das Herz dessen seyn, der seine Kinder mit Sicherheit zu diesem Ziel zu führen im Stand ist.

---

§. 7.

Die hohe Glut, die dem stillen, milden Sinn der Gertrud zum Grund liegt, bricht jetzt in eine hohe, aber reine Flamme aus, die Glülphi ergreift, höher hebt und in dieser Höhe festhält.

In diesem Augenblick, wie wenn eine höhere Macht Gertrud jetzt über sich selbst und über alle Ansichten und Gefühle ihrer Schüchternheit emporhob, sprach sie mit einer Kraft, die selber ihre Stimme veränderte, dann aus: es ist wahr, jeder Unterricht und jede Erziehungsbestrebung, die von unsrer Sünde ausgeht und ein Werk unserer Sünde und unserer Selbstsucht ist, ist wie verflucht. Sie dachte es nicht, aber ihr Wort und die Art, wie sie es aussprach, machte einen Eindruck auf Glülphi, daß er, davon ergriffen, die Unterredung mit ihr nicht fortsetzen konnte, sondern von ihr forteilen mußte, um sich einsam mit diesem ihrem Wort selbst zu beschäftigen. Es ist wahr, sagte er jetzt in der Einsamkeit, in die er sich hineingeflüchtet, zu sich selber, es ist wahr, Segen und Fluch sind gleich in der Hand des Erziehers; und wenn er nicht reines Herzens ist und sein Unterricht und seine Bildungsmittel von dem Bösen und Schlechten ausgehen, das in ihm selbst liegt,

so hängen sie sich dadurch nicht nur an alles Schlechte und Böse, das in seinen Kindern, sondern auch an alles Böse und Schlechte, das im Land ist, und wenn denn sein Unterricht auch hie und da an Ort und Stelle wie ein großes Licht scheint, so steht es um deswillen nichts desto weniger wesentlich mit aller Finsterniß im Land, die da ist, im innigsten Zusammenhang, und wirkt in diesem Dienst seiner Natur nach und nothwendig nicht Segen, sondern Fluch im Land. Diese Ansicht des Gegenstands führte ihn in Rücksicht auf sein Vorhaben zu einer Aufmerksamkeit auf sich selbst, die noch nie in diesem Grad in ihm lebte. Er fühlte tief, daß die Unschuld, der Glauben und die Liebe, die in der Gertrud Stube das Wunder der Freiheit und des Frohsinns im Gehorsam und in der Anstrengung ihrer Kinder erzeugt, nicht in dem Grad in ihm leben, der geeignet und genugthuend seye, eben diese Resultate in seiner Schulstube mit seinen Kindern zu erzielen. Er sagte in diesem Augenblick zu sich selber: meine Natur drängt mich nicht von selbst mit derjenigen Kraft zur Schulmeistertreue, wie der Gertrud hohe Natur sie von selbst zu ihrer Muttertreue hindrängt. Nach einer Weile sagte er dann wieder: mein Gott! mein Gott! ich darf mir nicht verhehlen, wie unendlich ich noch davon entfernt bin, durch einen lebendigen Glauben und durch eine lebendige Liebe in meinem Innersten in dem Grad zum Gebeth und zum Flehen nach Gottes Hülfe hingerissen zu werden, wie Gertrud durch ihren Glauben und durch ihre Liebe zu Gott und zum Flehen nach seiner Hülfe hingerissen wird. Er gieng mit hohem Ernst in sich selbst und

sprach es geradezu aus: meine Fehler werden mir in meiner Schulstube nachfolgen, mein Schulmeistern wird immer mit aller meiner Lieutenantsderbheit, mit aller Lieutenantsanmaßung verwoben seyn; ich werde selbst die Abrichtungskleinmeisterey, die ich mir bey meinem Soldatenmustern angewöhnt, nicht ganz aus der Art meiner Schulführung verbannen können.

So redte er nach seiner Unterredung mit der Gertrud lange mit sich selbst. Es war ihm unmöglich, ihr Wort „jeder Unterricht und jede Erziehung, die von der Sünde ausgeht, ist wie verflucht" — zu vergessen und aus seinem Kopf herauszubringen.

§. 8.

Die ersten Folgen eines großen Worts, das Gertrud sprach.

Von der Stunde dieser Unterredung an frägte Glülphi Gertrud nicht mehr: wie sie es gemacht habe, ihre Kinder zu der Höhe zu erheben, die bey ihnen das Wunder der Freyheit und des Frohsinns in ihrer Anstrengung und in ihrem Gehorsam erzeugt, und in allweg aus ihnen gemacht, was aus ihnen geworden? Er wußte jetzt, wie sie es gemacht habe, aber er fühlte auch tief, daß er das, was sie thue, nicht wie sie könne, oder vielmehr, daß er das, wodurch das, was sie an ihren Kindern thut, so ge-

lingt, nicht wie sie in sich selbst trage und die Kräfte durchaus nicht besitze, durch die sie das, was sie an ihren Kindern geleistet, an ihnen zu leisten vermochte. Diese Ansicht machte auch einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er sagte, wenn er nicht sein Wort: Schulmeister in Bonnal werden zu wollen, gegeben hätte, so würde er sich jetzt wohl dreymal bedenken, ehe er es thäte; aber belegte denn dieses nicht wollen eigentlich im Geist des gradsinnigen Soldatenlebens und der festen Ueberwindungskraft, die in demselben so oft nothwendig ist. Muß doch, sagt er dann zu sich selber, ein armer Teufel von Soldat sein Leben an sein Wort setzen, wenn er sich einmal hat anwerben lassen, wie sollte ich das meinige in dieser Angelegenheit brechen dürfen? Doch kam ihm denn auch wieder in Sinn, aber wenn ich nicht kann, was ich will, und bey meinem besten Willen noch denken muß, daß meine Fehler meinen Unterricht selber vergiften und meinen Kindern eigentlich noch zum Fluch machen könnten, wo stehe ich denn selber mit meiner Standhaftigkeit und mit meinem Wort halten? und hierüber tröstete ihn nur das Wort, das Gertrud so oft zu ihm gesagt: Hoffet auf Gott, glaubet, bethet, seyd geduldig, und thut, was ihr könnet und möget, und ihr werdet Wunder in eurer Schule sehen. Diese Worte beruhigten ihn jetzt, da er noch eine Weile einsam im Garten herum ging, nicht nur, sie erhoben und entflammten ihn, daß er endlich wie von einer innern Macht getrieben, einmal über das andere zu sich selber sagte: Gott ist in den Schwachen mächtig; ich will auf ihn hoffen und glauben und bethen. In der Rührung dieser Stimmung setzte er denn

noch hinzu: ich will thun, was ich kann und nicht zu viel hoffen, aber dabey mich auch nicht fürchten; Gott wird helfen. — Diese Worte lagen noch auf seiner Zunge, als er endlich aus dem Garten in die Stube des Pfarrers hineintrat. Die Fülle der Kraft dieser Worte lag auf seiner Stirne, und er stand mit einem Ernst da, den man noch nie an ihm gesehen.

Arner, der wußte, daß er von der Gertrud kam, sagte ihm mit seiner lachenden Unbefangenheit: Sie kommen von der heitersten Frau, die ich kenne, und sehen so düster aus. Glülphi erwiederte: Es ist keiner von Euch allen, der, wenn er mit mir bey ihr gewesen wäre, jetzt nicht eben so ernst wäre, als ich. — Dann erzählte er ihnen, so gut er konnte den Lauf des ganzen Gesprächs mit dieser Frau, und besonders den Eindruck, den das Wort: „jeder Unterricht, der von der Sünde ausgeht, ist wie verflucht," auf ihn gemacht hat. Er setzte hinzu: wir können uns nicht verhehlen, jede Richtung, die die Schwächen unsrer Sinnlichkeit und unsrer Selbstsucht unserm Unterricht geben, geht von unsrer Sünde aus, und diese Ansicht muß einen alten Lieutenant, der Schulmeister werden will, doch nothwendig etwas ernsthaft machen.

Der Junker, der Pfarrer, die Frauen, und wer in der Stube war, wurden durch diese Erzählung gerührt. Besonders machte das Wort: „jeder Unterricht, der von der Sünde ausgeht, kann den Kindern zum Fluch werden" — auch auf sie alle den grösten Eindruck. Der Junker nahm den guten Glülphi treuherzig bey der Hand und sagte ihm: dieses Wort muß jeden Vater, jede Mutter und jeden Men-

sehen, der näher oder ferner an der Erziehung Theil zu nehmen sucht, in einem hohen Grad ernsthaft machen.

Und einen Seelsorger, dünkt mich, sagte jetzt der Pfarrer, noch weit mehr als einen Erzieher und einen Schulmeister.

Die Herren unterhielten sich noch eine Weile über diese Aussichte des Erziehungswesens, und fanden einstimmig, es sey wahr, jeder Mensch, der im Dienst seiner Sinnlichkeit und seiner Selbstsucht, folglich im Dienst der Ungerechtigkeit und menschlichen Schwachheit und alles unsittlichen Verderbens-Gehilfen, Schulmeister oder Pfarrer wird, mögen den Namen, durch den er das Heiligste und Wesentlichste, was es als Erzieher, als Schulmeister und als Pfarrer erhalten und befördern sollte, zu Grund richten und verderben muß, in sich selber. Der Pfarrer war von von diesen Aussichte des Pfarrerstands, ob sie gleich die seinige war, äußerst gerührt. Er wiederholte sie aber nochmals und sagte: Je der Seelsorger, der aus Gründen, die sich aus seiner Sinnlichkeit und Selbstsucht herschreiben, einen Pfarrdienst suche, sey in Absicht auf das Wesen des Dienst, den er da zu leisten gedenke, gerade so übel daran, als der Erzieher und Schulmeister, der aus solchen Gründen Erzieher und Schulmeister werden wolle. Jener müsse, wie dieser, in dem Fall, wie ein Strauch, der nur seinen faulen Stamm verbergen, als nur Blätter getragen, ohne Früchte sey.

Da lange die Herren der einander waren, daß sie ihre Unterredung bemerkt, um den Punkt des Dienstes herum, der alle diese verschiedenen Stände, jeder in seiner eigenthümlichen Art, in Absicht auf die Wahl der Mittel, die er zu seiner Erfüllung nöthig hat, verbindet, und Pfarrer, Schulmeister und Erzieher, wie sie sollen, werden kann, wenn sie den Dienst, den sie leisten wollen, als Dienst der Menschheit, als Dienst der Liebe, als Dienst, der nur durch Treue, die in dieser Verbindung

Glülphis in Bonnal Theil nehmen sollten, voll des gleichen hohen Ernsts über diesen Gegenstand, und der Tag war äußerst feyerlich. Arner kam mit seiner ganzen Familie am Morgen ganz frühe, von mehreren Beamteten begleitet, und beynahe so feyerlich als am Tag, an dem man ihm huldigte, nach Bonnal. Glülphi und alle Anwesenden waren äußerst still. Arner und der Pfarrer führten ihn mit einer Feyerlichkeit in die Kirche, ich möchte sagen, wie der gerührteste Bräutigam seine Braut zum Altar führt. Die Kirche war auch gedrängt voll, denn es wunderte sich alles über die außerordentliche Veranstaltung, die für die Vorstellung dieses Schulmeisters in Bonnal gemacht wurde.

§. 9.

Abermal eine Predigt.

Der Pfarrer wollte in dieser Predigt mit großer Rührung von dem erhabenen und göttlichen Verhältniß, das zwischen Eltern und Kindern, eben wie zwischen dem Vater im Himmel und dem Menschengeschlecht statt finde, und zeigte seiner Gemeinde, wie ein jeder von ihnen durch diese Verhältnisse aufgefordert werde, seine Kinder in der Zucht und Ermahnung des Herrn zu erziehen; wie die Schulen zu allen Zeiten und unter allen christlichen Völkern als ein heiliges Mittel angesehen worden, das menschliche Verhältniß zwischen Eltern und Kindern mit dem göttlichen Verhältniß des Menschengeschlechts zu Gott im Himmel in einen übereinstimmenden Zusammenhang zu bringen. Er sagte ferner, wie der Segen, der dem Men-

schengeschlecht durch die Schulen zufließen könne und zufließen solle, nichts anders als eine Verstärkung, Erhöhung und Sicherung der Segnungen seyen, die den Menschen durch das häusliche Leben allgemein gegeben und vorbereitet werden sollen. Das christliche Hausleben, sprach er weiter, und sein eigentliches Heiligthum, die Vater, Mutter und Kinder im Glauben und in der Liebe vereinigende Wohnstube, ist und muß desnahen auch nothwendig als der heilige Boden und das heilige Fundament einer jeden guten christlichen Schule und diese dann hinwieder als ein göttliches, heiliges Sicherungs-, Verstärkungs- und Erhaltungsmittel des wahren christlichen Glaubens und Lebens in den Wohnstuben und in den Haushaltungen, angesehen und dafür erkannt werden. Dann entwarf er seiner Gemeinde das hohe Glück eines Landes und eines Orts, in welchem diese heilige Vereinigung des Haussegens und des Schulsegens in seiner ganzen Kraft und Reinheit statt findet; dann aber auch das schreckliche Unglück eines Landes und eines Orts, wo es sowohl an einem guten, christlichen Hausleben als an guten Schulen mangelt, mit einer Lebendigkeit und Stärke, daß den Zuhörern der traurige Zustand, in dem sich Bonnal in dieser gedoppelten Rücksicht befindet, mit den lebhaftesten Farben vor Augen stand und nothwendig ans Herz gehen mußte. Mitten, indem er also mit der größten Lebhaftigkeit über diesen Gegenstand sprach und selber über denselben innig gerührt da stand, hielt er einen Augenblick stille, warf einen Blick voll Wehmuth auf seine Gemeinde, faltete dann die Hände und dankte mit sichtbarer Rührung Gott, daß der Herr

und Vater dieser Gemeinde zu einer Schule helfen wolle, die die heiligen Kräfte eines bessern, christlichen, häuslichen Lebens, in ihren Kindern zu enthalten, zu beleben und zu stärken, und dadurch den aus Mangel eines wahrhaft christlichen Hauslebens und eben so aus Mangel einer wahrhaft christlichen Schuleinrichtung herrührenden Grundursachen ihres vielseitigen Unglücks und ihres vielseitigen sittlichen, geistigen und wirthschaftlichen Zurückstehens und ihres daraus herfließenden unglücklichen und elenden Zustandes ein Ende zu machen, geeignet sey. Er machte seine Gemeinde tief fühlen, wie sehr sie dieser Wohlthat bedürfe, indem er zu ihnen sagte: sinnet ihm selber nach, welch ein Unterschied ist zwischen einer Haushaltung, die für alles, was ihr zeitliches und ewiges Heil erfordert, gebildete Kräfte in sich selbst hat, und armen verwahrloseten Leuten, denen dieses alles mangelt, und die von allem, was sie, um sich Leibs- und Seelenhalber in allen Rücksichten wohl versorgen zu können, bedürfen, nichts recht verstehen, und nichts recht können, und in jedem Vernunft, Ueberlegung, Erfahrung und Gewandtheit ansprechenden Vorfall, weil sie sich darin nicht zu rathen und zu helfen wissen, in den Fall kommen, sich an böse Schauköpfe, elende Maulbraucher und feine Verdreher aller Wahrheit und alles Rechts zu wenden, um bey ihnen Rath und Hülfe zu erhalten. Ihr wisset, wie mancher von euch in dieser Lage unglücklich geworden, und indem er gesucht hat, einen kleinen Theil seines Eigenthums und ein unbedeutendes Recht zu erhalten, um sein ganzes Vermögen und damit um alle Fundamente seiner wirklich rechtlichen Stel-

lung gekommen, und wie überhaupt in der Welt der Starke den Schwachen, der Reiche den Armen, der Schlaue den Dummen berathet, und was die Hülfe ist, die der Mensch, der sich nicht zu helfen weiß und doch hülfsbedürftig ist, von denen zu erwarten hat, die keiner Hülfe bedürfen, und die Noth der Hülfsbedürftigen weder kennen noch zu Herzen nehmen. Ihr wißt, und zwar wie vielleicht keine andere Gemeinde in euren Umgebungen aus traurigen Erfahrungen, die ihr in eurer Mitte selber eine so lange Reihe von Jahren gemacht habt, wie unglücklich und elend der Zustand eines verwahrlosten, unchristlich und unmenschlich verwirrten Dorfs ist, wenn je Menschen in der Welt sind, die sich nach einem christlich und menschlich besorgten Zustande ihres Dorfs sehnen und wünschen sollen, daß ihre Kinder für ihr zeitliches und ewiges Heil besser erzogen, gebildet und versorgt werden, als bisher geschehen, und als sie selbst sind. Christen und Brüder! rief er dann mit einer Kraft aus, wie ihn noch niemand auf der Kanzel sprechen gehört, geht doch in euch selbst, denket euch, wie elend, niedrig und verächtlich der Zustand eines an Leib und Seel verwahrlosten, und hingegen wie ehrwürdig, wie beruhigend und erhebend derjenige eines in seinen wesentlichsten Bedürfnissen wohlbesorgten Dorfs ist, und fraget euch dann selber: in welchem von beyden wünschet ihr, daß eure Kinder und Kindeskinder einst leben? Ich weiß zwar wohl, daß viele leichtsinnige und schwache Leute und selber viele leichtsinnige und schwache Eltern in eurer Mitte sind, denen diese Frage in ihrem Leben nie in den Sinn gekommen ist; aber so weit ist doch

kein Vater und keine Mutter in eurer Mitte versunken, und verwildert, daß einer oder eine von ihnen es aussprechen dürften, es ist mir nichts daran gelegen, ob meine Kinder in dem, was sie für ihr zeitliches und ewiges Wohl bedürfen, hintangesetzt und verwahrlost, oder ob sie dafür gut und sorgfältig gebildet und wohl versorgt werden; nein, es ist doch in eurer Mitte ganz gewiß keins so weit unter alle menschliche Gefühle versunken, daß es diesen Greuelausdruck der höchsten Verwilderung und Unmenschlichkeit auch nur denken, will geschweigen aussprechen dürfte; ich bin vielmehr überzeugt, weil die meisten von euch wünschen nichts sehnlicher, als daß es diesfalls um ihre Kinder und Kindskinder besser stehe als um sie selber, daß sie an Leib und Seel besser versorgt werden, als dieses ihnen selber zu Theil worden. Nein, nein, ich weiß es, ich bin überzeugt, es ist in eurer Mitte keines so tief versunken, euer und eurer Kinder diesfälliges Glück so weit mit Füßen von sich zu stoßen und Gottes ob euch waltende Vorsehung, so weit zu verkennen, daß ihr euch nicht von Herzen freuet, daß ihr, die ihr ein Beispiel eines in das tiefste sittliche, bürgerliche und häusliche Elend versunkenen Dorfs waret, von euerm Herrn und Vater Handbiethung findet, zu einem in einem hohen Grad des Glücks und des Segens erhobenen Dorf. Ich will nichts von den vielseitigen Bemühungen und Einrichtungen reden, die er in allen Rücksichten für euch und für euer Glück trifft, ich gedenke jetzt nur dessen, warum wir gegenwärtig beyeinander sind. Er will euch eine Schule stiften, die den wesentlichen Bedürfnissen eurer Kinder in allen Rücksichten

entsprechen und genugthun soll. Er will Euch einen Schulmeister geben, der eure Kinder das, was ihnen zu können und zu wissen nutz und nothwendig ist, auf eine Weise lehren und es ihnen einüben wird, wie wenige Kinder so glücklich sind, das, was sie wissen und können müssen, in eben dem Umfang und auf eine eben so gute Weise lernen zu können. Liebe, christliche Freunde und Brüder! Er wird von den Gaben, von den Kräften und Anlagen, die Gott in eure Kinder gelegt hat, keine schlafen, keine verloren gehen lassen; nein, nein, er wird von keiner Gabe, von keinem Talent, das Gott in eins eurer Kinder gelegt hat, zu ihm sagen: diese Gabe ist nicht für dich, du kannst von ihr, ob sie dir gleich Gott gegeben, um der Menschen willen, keinen Gebrauch machen, und das Wort wird nicht über seine Lippen gehen, Kind, du sollst in deinen Umständen um ihretwillen auch nur keinen Gebrauch davon machen wollen. Nein, nein, er ist davon überzeugt, was Gott dem Menschen gegeben, das soll ihm kein Mensch rauben, und er, der Mensch selbst soll und darf es auch nicht, als wäre es ihm von Gott umsonst gegeben, ansehen und ins Aug fassen. Nein, nein, jedes Talent, jede Gabe, die Gott dem Menschen gegeben, ist für ihn, in welchem Stand und in welcher Lage er sich befinden mag, anwendbar. Jede Gabe, die Gott einem Menschen gegeben, liegt in ihm als ein göttlicher Schatz, den die Welt in ihm anerkennen und ihm helfen soll, ihn aus den Tiefen seines Innern, wie das Gold aus den Tiefen der Berge, herauszuholen und zu Tag zu fördern. Nein, nein, kein Mensch ist für die Kräfte und

Anlagen, die Gott in ihn gelegt hat, zu gering und zu schlecht. Kein menschlicher Stand, keine menschliche Lage ist ihrer Natur nach und gleichsam von Gottes- und des göttlichen Rechts wegen so verworfen, daß Gottes gute Gaben darin nicht anwendbar seyn sollten, und nicht Frucht tragend gemacht werden könnten. Keine Lage des Menschen darf vom Menschengeschlecht also verworfen angesehen und behandelt werden. Aber so wenig euer neue Schulmeister die Kräfte und Anlagen eurer Kinder schlafen lassen wird, eben so wenig wird er ihre Kräfte und Anlageu durch die bösen Künste leidenschaftlicher Triebe und unreiner Umtriebe beleben und mit dem wilden Feuer eitler und roher Bestrebungen auf eine Weise anfachen, daß sie sich unter einander selber aufreiben und verzehren — nein, nein, er wird eure Kinder nicht zum Vielwissen, er wird sie nicht zu unnützem und überflüssigem Wissen, er wird sie zum Können des Nützlichen und Nöthigen und durch dieses Können zum Erkennen desselben hinführen. Er wird sie nicht träumen und grübeln, er wird sie thun und leben lehren. Er wird sie durch das Glauben selber den Sinn und den Werth des Glaubens, er wird sie durch das Lieben selber den Sinn und den Werth des Liebens, durch das Denken sel ber den Geist und den Werth des Denkens und durch das Arbeiten selber den Geist und den Werth der Arbeitsamkeit erkennen lehren. Er wird das Reden über die Gegenstände ihrer Erkenntniß nicht ihrer Erkenntniß, sondern ihre Erkenntniß dem Reden über dieselbe vorhergehen machen, und in seinem Unterricht die wirkliche Entfaltung der Kraft jedes Guten und jeder Tu-

gend und die Einübung ihrer Fertigkeiten den erläuternden Worterklärungen darüber vorhergehen machen. Er wird das Wesen der Kräfte und Anlagen eurer Kinder sich ihnen nie als untergeordnet unter die zufälligen und wesentlichen Formen ihrer Anwendungsweise entfalten lassen. Er wird ihre Kräfte und Anlagen im Innersten ihres Wesens durch Glauben und Liebe, durch Gottesfurcht und Erbarmung mit den zufälligen Formen ihrer vielseitigen Anwendungsweisen in Uebereinstimmung zu bringen und auf dieser Bahn zu verhüten suchen, daß sie nicht selber unterjochte Knechte ihrer eigenen, einseitig entfalteten und von ihrem Fleisch und Blut überwägend belebten und dadurch verwirrten und aufgedunsenen Kräfte und Anlagen ihrer Natur werden.

Er wird trachten, eure Kinder dahin zu lenken, ihre Kräfte und Anlagen durch Selbstüberwindung und Selbstbeherrschung über die Gewalt der Finsterniß und den Willen des Fleisches und des Blutes zu erheben, und sie dadurch angenehm machen vor Gott und den Menschen. Dann sagte er ferner, Freunde! Brüder! Er wird eure Kinder im Glauben und im Gehorsam des Glaubens zu fleißigen und verständigen Kindern machen. Er wird sie auf dieser Bahn des wahren, heiligen, innern menschlichen Lichts von den Werken der Finsterniß dieser Welt abhalten, und indem er sie in diesem reinen Licht zu Gott und ihrem Erlöser hinführt und in der innersten Tiefe ihres Wesens durch das göttliche Heiligthum seines Glaubens innigst mit allem Göttlichen und Heiligen zu vereinigen suchen wird, dieselbe zugleich auch für alle Geschäfte

des Lebens, für alle Theile ihres Berufs und ihrer häuslichen und bürgerlichen Pflichtstellung verständig zu machen suchen und auch dieses auf die Fundamente eines stillen, beruhigten, häuslichen Lebens zu gründen suchen, die bisher in der Erziehung und Bildung der Kinder unsers Dorfs nicht anerkannt und benutzt worden sind. Ihr wisset, liebe Zuhörer! ihr selber seyd in euerer Jugend zu dem, was ihr diesfalls für euer zeitliches und ewiges Wohl nothwendig gehabt hättet, nicht mit der Sorgfalt, Liebe und Weisheit gebildet worden, deren ihr so sehr bedürft hättet. Das sollte euch auf der einen Seite froh und dankbar für die Hülfe machen, die von dieser Seite euer für eure Kinder wartet, auf der andern Seite aber kann ich mir auch nicht verhehlen, das Unglück, daß auch ihr in eurer Erziehung so viel als verwahrloset seyd, wird mehr als wahrscheinlich bey vielen von euch dahin wirken, daß sie wahrscheinlich die Art und Weise, wie euer neue Schulmeister eure Kinder führen und die Mittel, die er für ihre Bildung anwenden wird, sonderbar finden und mißbilligen werden. Es ist mehr als wahrscheinlich, es wird einer Menge Leute unter euch vorkommen, er lehre sie Sachen, die sie nicht brauchen, die ihnen nichts nützen und abtragen; bedenket aber, daß ihr hierüber durchaus nicht richtig zu urtheilen im Stande seyd; bedenket, daß euch durchaus alles fehlt, was euch zu einem gültigen Urtheil über diesen Gegenstand fähig machen und berechtigen kann, und glaubet mir und eurem Herrn und Vater, wir kennen den Mann, der das schwere Werk, eure verwahrloften Kinder zu bessern und zu geschicktern Menschen zu

machen, über sich nimmt. Wir kennen ihn und wissen, daß er ein weiser Freund der Kinder, ein einsichtsvoller Erzieher und ein in einem hohen Grad gewandter und tief begründeter Lehrer und fähig ist, eure Kinder in allem, was sie zu ihrem zeitlichen und ewigen Wohl bedürfen, weiters zu führen, als ihr alle nicht geführt worden seyd, und als ihr doch selber fühlen müßt, daß ihr hättet geführt werden sollen. Aber redet selbst, Reiche und Arme! Seht euch selbst an, blickt auf euch selbst, auf eure Lage und auf eure Verhältnisse, blickt auf euer ganzes Seyn und Leben, und antwortet euch selbst, müsset ihr nicht selber wünschen, daß es mit euch anders stehen und um euch anders aussehen möchte, als es wirklich mit euch steht und um euch aussieht? Wahrlich, wahrlich, ihr könnet nicht anders, ihr müsset alle wünschen, daß es anders mit euch stünde und um euch aussähe; daß ihr es anders und besser hättet und anders und besser wäret, als ihr es wirklich habet, und als ihr es wirklich seyd. Aber warum könnt ihr nicht besser seyn als ihr seyd, warum könnt ihr nicht besser machen, was ihr doch gerne besser hättet, als eben darum, weil ihr innerlich und äußerlich zu nichts besserm gezogen und gebildet seyd? Redet und antwortet, ihr, die ihr reich seyd! warum sitzt ihr so armselig mit euerm Hab und Gut in unserer Mitte, und wisset nichts damit anzufangen, weder zu Gottes Ehre, noch zu eurer eigenen Befriedigung, noch zum Dienst eures Nächsten und Nebenmenschen? Redet und saget, warum könnt ihr euern Reichthum zu nichts, zu gar nichts von allem diesem, das allein euerm Leben einen wahren Werth geben könnte, benutzen? Warum könnt ihr mit al-

lem euerm Reichthum nicht einmal euere Kinder aus dem Koth und dem armseligen Lebenszustand erheben, in dem ihr selbst stecket? Warum dient er euch nicht einmal dazu, eure Kinder zu braven, brauchbaren, in ihren Lagen und Verhältnissen befriedigten Menschen zu machen? Warum könnet ihr das alles so wenig, als weil eure Seelen von Jugend auf leer gelassen worden von allem Glauben an das Göttliche, Heilige, von aller Liebe zum Edlen, Schönen und Guten, von aller Erkenntniß des Wahren, von aller Achtung des Rechten, von aller Gewandtheit und Anstrengung im Nützlichen und Nothwendigen, und von aller Bildung zu dem Umfang der Fertigkeiten, deren ihr in euerm Leben unumgänglich bedürft, von Jugend auf leer gelassen worden, in Verwilderung aufgewachsen, in Rücksicht auf die Entfaltung eurer innern, bessern Kräfte verwahrlost und vernachläßigt seyd. Und ihr, liebe, unglückliche, leidende Arme! warum könnt auch ihr euch in eurer zurückgesetzten traurigen Lage so wenig helfen, als nur darum, weil ihr Erziehungshalber in der gleichen Lage ungeschulet und in Rücksicht auf die Entfaltung eurer Kräfte und Anlagen eben so vernachläßigt und verwahrlost seyd, als es eure Reichen auch sind. Darum, nur darum allein könnt ihr euch in eurer Lage nicht besser selber helfen, weil die Kräfte, die euch Gott an Leib und Seel zu eurer Selbsthülfe und damit zur Beförderung eures zeitlichen und ewigen Wohls gegeben, in euch schlafen geblieben und niemand, niemand auf Erden euch zu ihrer Entfaltung mit der Weisheit und Kraft die Hände geboten, die dazu erfordert wurden. Darum und darum allein

ist es, warum ihr so oft für euch und für eure Kinder die nöthige Nahrung und Decke nicht findet, hungrig und nackend und unglücklich umherzieht, wie Schaafe, die ohne einen Hirten in der Irre herumlaufen, serben und hinfallen, ohne daß, ich möchte sagen, auch nur ein Hüterknecht hinzuläuft, sie bis auf den Tag der Schlachtung auf seiner Weide oder in seinem Stall zu versorgen. Ja, unglückliche, durch euer Leben verwahrloste Arme! nur darum, weil ihr in eurer Erziehung verwahrlost worden, nur darum ist es, daß ihr auch bey den vorzüglichsten Anlagen, die euch Gott gegeben, es in eurer Selbsthülfe nicht weiter gebracht, als so viele eurer Reichen, die mitten in ihrem Wohlstand und Ueberflußl zwischen den Gaukelgenießungen ihres sinnlichen Wohlbehagens zu nichts weiter gekommen sind, als zu einem nicht bloß unwürdigen, selbstsüchtigen und lieblosen, sondern selbst zu einem unsinnigen, verworfenen, unmenschlichen Gebrauch ihres Wohlstandes, dessen sich auch so viele Arme unter euch im Gebrauch der Kräfte und Anlagen, die Gott ihnen zu ihrer Selbsthülfe gegeben, schuldig gemacht haben. Und nun, christliche Freunde und Brüder! sagte endlich der Pfarrer, wollt ihr jetzt diesen bösen Zustand der Dinge, der in eurer Mitte feststeht, fortdauern lassen, da euch euer Herr und Vater fromm, christlich und edelmüthig die Hand biethet, denselben zu enden und alle dienlichen Anstalten trifft, euch an Leib und Seel besser zu versorgen, als ihr es bisher gewesen. Reiche und Arme! wollet ihr das? Oh nein, Oh nein, ihr wollet das nicht und ihr könnt das nicht wollen. Oh nein, Oh nein, ihr wollet die Hand, die euer Herr und

Vater heute so wohlthätig gegen euch ausstreckt, nicht auf eine so empörend undankbare Weise von euch zurückstoßen. Ich bin überzeugt, ihr erkennet die Vorsorge, die euer Herr und Vater in allen Rücksichten für euer zeitliches und ewiges Wohl euch angedeihen laßt, mit Dankbarkeit und Rührung. Ich bin überzeugt, ihr erkennet auch das, was er in Rücksicht auf die Wahl und Anstellung euers neuen Schulmeisters für euch gethan hat, als eine große Wohlthat, die euer Vater im Himmel in der Fülle seiner Gnade und Liebe euch angedeihen lassen, mit dem Dank und mit der Liebe, die ihr Gott und euerm Herrn schuldig seyd, und erwarte in dieser Rücksicht besonders, daß ihr euern neuen Schulmeister als einen Mann ansehet, erkennt und aufnehmt, den euch Gott zu euerm Retter und Helfer in tiefen Leiden und Nöthen gesandt hat.

---

§. 10.

Eine kurze, aber eine Rede von ächtem, altem, reinem Rittergeist.

Nach der Predigt trat der Junker mit Glülphi, den er an der Hand führte, an der Treppe des Chors vor den Taufstein und sagte: Liebe Kirchengemeinde von Bonnal! Wenn ich je in meinem Leben mit innerer Rührung und Erhebung in einer Kirche gestanden, so ist es heute. Liebe Gemeinde: Euere Kinder haben wir diese Woche

den alten, lieben Vaternamen wieder gegeben. Ich möchte ihn verdienen. Ich möchte in Wahrheit, in Treue und Liebe euer aller Vater seyn. Ich möchte Vaterwerke an euch thun und die erste, die wesentlichste Vaterpflicht, die ich euch schuldig bin, in Treue und Wahrheit erfüllen, und freue mich, einen Mann gefunden zu haben, der diesem wichtigen Vorsatz meines Lebens ein volles Genüge zu leisten, vorzüglich geeignet ist. Mein Glück ist groß und ich kann es Gott nicht genug danken, daß ich für euch den Mann gefunden, den ich euch jetzt vorstelle. Nehmt ihn mit Liebe auf. Denket, daß er euer Wohlthäter und der Wohlthäter eurer Kinder und Kindskinder werden kann, und geht ihm von eurer Seite, so gut ihr könnt und möget, an die Hand, und suchet in Uebereinstimmung mit ihm eure Kinder auch zu Haus zu allem Guten zu halten, das in eurer Macht ist.

Glülphi stand, so lang der Junker redte, in einer Rührung neben ihm da, die fast eine Muthlosigkeit auszudrücken schien, die ihm nicht eigen war. Er hob so lang beynahe kein Aug auf; da er aber ausgeredt, sagte er: Liebe Nachbaren! Ich werde durch meine Stelle aufgefordert, einen Theil eurer Pflichten an euern Kindern zu erfüllen, dadurch aber auch berechtigt, zu erwarten, daß ihr die eurigen an euren Kindern mit Gewissenhaftigkeit erfüllet und euer Hausleben nicht mit dem Guten, das wir in der Schule ihnen einzuüben suchen, im Widerspruch stehe. Ich bin mich nicht gewohnt, viel Worte zu machen. Wir haben gegenseitige Pflichten gegen einander. Ich will Gott bitten, daß er mir Gnad gebe, die meinigen mit

Treue und Sorgfalt zu erfüllen; thut auf eurer Seite das nehmliche, so wird wils Gott der Segen des Herrn auf unsern gemeinsamen Bemühungen ruhen. — Mit dem endete er.

§. 11.

Die Freuden dieses Tags, die leider nicht ungetrübt sind.

Der Junker wollte den Tag dieser Installirung Gliphis zum Schulmeister seinen Schulkindern zu einem Freudentag machen und machte sie gleich nach der Kirche zu sich ins Pfarrhaus kommen.

Es war in Bonnal eine Stiftung von einem alten Junker im Dorf, die verordnete, daß alle Jahre, einmal an der Weihnacht und einmal an der Ostern, den Kindern ein paar Eyer und ein paar Brödchen ausgetheilt werden mußten, und der Junker hatte an der letzten Ostern gesehen, wie tief und lebendig die Freude über diese Eyer und über diese Brödchen auf das Gemüth der Kinder gewirkt, und erinnerte sich, daß der Pfarrer damals zu ihm gesagt, diese Freuden vermischen sich in der Einbildungskraft der Kinder so mit den Gegenständen der Feyerlichkeit dieses Tages selber, daß die Geschichte von der Geburt Christi und den Hirten auf dem Felde und den Königen aus Mohrenland und diejenige von den Wächtern bei seinem Grab und den Engeln in schneeweißen Kleidern, die den

Stein wegwälzten und den Weibern erschienen, ihnen bey jedem Anlaß, der sie an diese Austheilung der Brödchen und Eyer erinnere, auch zu Sinn kommen und sich ihnen so angenehm einprägen, daß selbige ihnen durch ihr ganzes Leben als angenehme Geschichten vor der Seele schweben.

Der Junker, der diese Weihnachts- und Ostereyerfreuden an der Hand seiner Ahnfrau mit vielen Kindern seiner Dörfer selber genossen und sich derselben noch mit angenehm belebtem Gefühl erinnerte, wollte diese Jugendfreuden in seinen Dörfern nicht nur nicht untergehen lassen, er wollte sie vielmehr vermehren, und jetzt den Stiftungstag der Schule in Bonnal den Schülkindern eben so zu einer Freude ihres Herzens und ihrer Unschuld machen. Selber der Pfarrer gab sich alle Mühe, den Kindern von Bonnal auf diesen Tag so schön gemahlte Eyer anzuschaffen, als man je an einem Ostertag schön gemahlte Eyer auf einem Dorf gesehen. Und die Frau Pfarrerinn, die den Garten voll Blumen hatte, machte einem jeden Kinde zu seinen Eyern und seinem Brödchen noch einen großen schönen Blumenstrauß. Als nun die Kinder nach der Kirche in's Pfarrhaus kamen und die Brödchen, die schön gemahlten Eyer und die Blumensträuße, die auf dem Tisch lagen, sahen, und hörten, daß sie ihnen gehören, sagten sie zu einander: das geht ja wie an der Oster; aber so schön war es doch an keiner, so lang wir leben. Einige meynten gar, sie müßten jetzt, wie das an der Oster und an der Weihnacht der Brauch war, ihr Oster- oder ihr Weihnachtlied singen, und wollten sogleich anfangen; andere

aber stüpften sie und sagten ihnen: nein, nein, es ist nicht Ostern, wir wollen warten, bis man uns singen heißt.

Glülphi wußte noch nichts von dieser Freude, die der Junker und die Frau Pfarrerinn jetzt den Kindern machten. Er wußte nicht einmal, daß seine Schulkinder im Pfarrhaus seyen, sondern war ernst und still in einer Nebenstube mit dem Junker und dem Pfarrer. Therese sagte indessen den Kindern, sie sollen, sobald sie die Thüre aufthun, das schönste Lied, das sie in der Schule singen gelernt, mit einander anstimmen. Es lautet:

Wer in seinen Lebensjahren
Als Kind, Jüngling, Mann und Greis
Unschuld doch kann stets bewahren,
Der hat Freud und Glück zum preis;
Den besiegen nicht die Lüste,
Den verklagt umsonst der Neid,
Der fühlt Muth, auch wenn er wüßte
Gleich geh' es zur Ewigkeit.

Jetzt that Therese die Thüre auf, die Kinder stimmten ihr Lied an, und Glülphi sah plötzlich die singenden Kinder mit ihren Eyerbrödchen und Blumensträußen in der Hand auf ihn zu springen. Es war ihm bey diesem Anblick zu Muth, wie Arner, da der Kinderzug mit dem Engel, der Rickenbergerinn an der Spitze, im Garten des Pfarrhauses ihn in seiner dunkeln Laube wie aus einem Traum erweckte. Er stand gerührt vor sie hin, ließ sie ihr Lied aussingen und sagte dann zu ihnen: ihr seyd jetzt meine Kinder; es freut mich, euch hier zu sehen;

wir werden uns von nun an alle Tage sehen, und i hoffe, wir werden einander recht lieb werden. — Die Kinder waren fast alle guten Muths. Es war ihnen jetzt fast wie an der Ostern, wo fast in keinem Haus ein Kind ist, das nicht meynt, es wäre nicht recht, wenn es jetzt nicht freudig wäre. Auch gaben ihm viele auf das Wort: „will's Gott, werden wir uns einmal recht lieb werden" — zur Antwort: ja gewiß, ja gewiß. Andere aber stießen doch die Köpfe zusammen, antworteten nichts, und ein Kind des Geschwornen Hügis sagte zu seinen Gespielen so laut, daß es der Schulmeister fast hätte hören mögen: ich weiß nicht, ob uns der Herr Schulmeister allen so lieb werden wird, mir einmal glaube ich, werde meiner Lebtag, wenn ich auch hundert Jahr alt werde, gewiß kein Schulmeister lieb. Glülphi bemerkte dieses Flüstern. Es mißfiel ihm, aber er wollte die Freude der andern Kinder nicht stören, er warf nur einen ernsten Blick an das Kind hin, aber fragte nicht, was es sey, das sie sich ins Ohr flüstern; er stand vielmehr forthin ganz unbefangen und liebevoll unter sie hin, both einem nach dem andern die Hand; auch der Junker und Therese stellten sich mitten unter sie hin, beschauten ihre Eyer und ihre Blumensträuße und redten mit allen über dieses und jenes, von ihren Aeltern, von ihren Geschwisterten, von ihrem Haus, von ihren Umständen, so wie sie von einem jeden von ihnen etwas wußten. Dann sagte der Junker einsmahl: die guten Kinder müssen jetzt auch noch ihrem neuen Herrn Schulmeister Gesundheit trinken, und ließ sogleich durch seinen Klaus einige Flaschen Wein, den er

mit sich von Arnheim gebracht, auf ihren Tisch bringen. Die gute Frau Pfarrerinn trieb sogleich alle Gläser auf, die sie im Pfarrhaus und bey guten Nachbarn fand; aber es waren nicht genug für die Menge der Kinder. Der Junker aber sagte: was macht das? gebt ihnen nur eure Tassen und kleine Becken, die ihr in der Küche habt. Da suchte sie alle ihre Thee- und alle ihre Caffeetassen, die sie im hintersten Winkel fand und alle Becken in der Küche zusammen, bis sie für ein jedes dieser Kinder ein kleines Trinkgeschirr hatte, und ließ zugleich die Magd ein paar Leib Brod verschneiden, und zu jedem Trinkgeschirr ein Stück hinzulegen. Dann füllte der Klaus jedes Trinkgeschirr mit dem guten Wein des Junkers, und auch der Pfarrer und die Frau Pfarrerinn ließen sich jedes ein Glas davon einschenken, hielten dann ihre Gläser hoch auf, machten auch die Kinder die ihren hoch aufheben und riefen laut: „Es lebe unser liebe neuer Herr Schulmeister!“ Auch die Kinder riefen es alle laut, und tranken dann auf seine Gesundheit. Dann hielt auch der Schulmeister das Glas, das ihm die Frau Pfarrerinn eingeschenkt und in die Hand gegeben, in die Höhe, und trank es auf die Gesundheit der lieben Kinder aus, und die meisten Kinder traten jetzt näher zu ihm und viele drängten sich an ihn so nahe an, als sie konnten. Er both allen die Hand, aber redte kein Wort. Er konnte es nicht. Auch viele Kinder sahen's, waren gerührt wie er, und redten auch kein Wort; einige warfen einen Blick voll innerer kindlicher Bewegung und Anmuth, und er stand still und ernst, mit einem Blick voll Wehmuth, in dem sich Freuden

und Sorgen, Hoffnung und Kummer in einander verschmelzen. Doch das Bild ist zu schön, es darf nicht so ungetrübt da stehen. Schon beym Austrinken des Freudenweins, den ihnen der Junker dem neuen Schulmeister zum Lob und zur Ehre gab, zeigte sich der große Unterschied, der unter diesen Kindern war und das viele Schlechte, das schon in sie eingeschlichen und in ihnen eingewurzelt war. — Einige Kinder tranken ihr Glas fast in einem Schluck aus; andere hielten dasselbe, nachdem sie es schon ausgetrunken, noch ganz umgekehrt mit zurückgelegtem Kopf über den offenen Mund, damit auch noch der letzte Tropfen, der noch darin, in denselben hineinfalle. Ein paar, die ihre Gläser schnell ausgetrunken, jauchzten denn noch, wie wenn sie im Wirthshaus wären; andere lachten die, so ihre Gläser langsam austranken aus, und sagten zu ihnen: sie wollen ihnen helfen, wenn sie nicht mögen damit fertig werden. Fast alle lobten den prächtig guten Wein und sagten: sie haben ihr Lebtag keinen solchen getrunken. Des Weibels hochmüthiges Töchterchen hingegen sagte zu einem, das neben ihm stand, aber so leise, daß es niemand hätte hören sollen: mein Vater hat noch viel bessern daheim im Keller; aber das andere antwortete ihm fast laut: du kannst mir das nicht angeben, das ist nicht wahr, das ist gewiß nicht wahr. — Schweig doch, schweig doch, sagte jetzt des Weibels Töchterli, es muß niemand hören, was wir mit einander reden, und gieng schnell von ihm weg.

Nicht nur das, es begegnete noch vieles, das nicht blos die Ungezogenheit und Frechheit vieler dieser Kinder,

sondern auch das Mißtrauen und die Vorurtheile, die man ihnen gegen den neuen Schulmeister beigebracht, deutlich an Tag legte. Auch merkte man es vielen deutlich an, daß sie noch gerne ein Glas von dem guten Wein gehabt hätten, und überhaupt zeigte es sich, daß die schönen Eyer und der Blumenstrauß, den die Frau Pfarrerinn ihnen gab, ihre Aufmerksamkeit mehr beschäftigten, als was man immer zu ihnen sagte.

Es war Glülphi immer mehr unbehaglich, je mehr er sie beobachtete, und er war wirklich froh, als der Hans jetzt in die Stube kam und sagte, das Mittagessen sey schon sehr lange auf dem Tisch und es warte alles auf die Herren, worauf denn die Kinder mit ihren Blumensträußen, Eyern und Brödchen nun heim giengen.

Die Frau Pfarrerinn feyerte an diesem Mittag die Installirung des Schulmeisters mit einem Essen, wie sie bey vielen Jahren kein so schönes und selber an der Huldigung des Junkers kein besseres hatte. Die Stunde war fröhlich; alle, der Junker, Therese, der Pfarrer, die Frau Pfarrerinn und der Rollenberger wetteiferten, dem Glülphi den Tag durch ihre heitere Theilnahme unvergeßlich zu machen. Was diese Stunde noch belebte, war Bylyfsky, der, als er von Arner vernommen, daß Glülphi an diesem Tag zum Schulmeister in Bonnal installirt werden sollte, ihm, die Freude dieses Tags zu erhöhen, ein Geschenk von sehr schönem, schwarzen Tuch sandte, das sich besser zu seinem neuen Beruf schicke als seine Soldatenkleidung.

§. 12.

Eindruck dieser Installation auf den alten Schulmeister.

Den alten Schulmeister aber ärgerte es schon, daß der Pfarrer um des neuen Schulmeisters willen eine Predigt gehalten, und daß der Junker ihn beym Taufstein an der Hand gehabt und der Gemeinde vorgestellt; doch tröstete er sich damit, der alte Junker sel. habe mit seinen Bauern nicht so Narrencomödien gespielt, und er denke, wenn er unter dem neuen Junker Schulmeister geworden, so wäre ihm diese Ehre auch zu Theil geworden. Aber als er nach der Kirche die Kinder ins Pfarrhaus gehen sah und in seiner Stube gar wohl hörte, wie sie sich daselbst lustig machen, bald dieses bald jenes mit Ostereyern und mit Blumensträußen in der Hand am Fenster standen, wollte ihm das gar nicht behagen. Er schüttelte den Kopf und sagte: vor altem hat man auch wohl einem braven Schulmeisler einen Freudentag gemacht und ihn zu einer Mahlzeit eingeladen, aber die Schulkinder so zu gastriren, wie es jetzt geschieht, das kam doch vor altem keinem Menschen in Sinn. Doch der neue Schulmeisler wird, so sehr er jetzt juheyet, wie man jetzt auch immer ein Narrenwesen ob ihm treibt, seine liebe Noth auch kriegen, ich weiß das gewiß, fang' er nur einmal an schulmeisteren, er wird dann schon sehen, ob der Schulmeisterhimmel so voller Geigen hange. — So tröstete er sich der Sache hal-

ber, die ihm so übel gefiel, oder vielmehr, er machte eine gute Mine zum bösen Spiel. Als aber jetzt der Junker jedem Kind sein Glas Wein geben ließ und denn mit ihnen Glülphis Gesundheit trank und der alte Schulmeister den lauten Ruf aller Kinder: „Es lebe unser neue Herr Schulmeister“ in seiner Stube deutlich hörte, konnte er sich nicht mehr halten. Das wird ja mir offenbar zur Schand und zum Spott gethan, sagte er zu sich selber und stampfte mit den Füßen. Da ihn seine Schwester so laut mit sich selber reden und mit den Füßen stampfen hörte, fragte sie ihn: was er doch habe? Er antwortete: hörst du denn doch, wie der Pfarrer mich durch alle Schulkinder ausspotten läßt und siehst du denn nicht wie sie alle Fenster in der Stube aufgethan, damit ich auch höre, mit welchem Lerm und Jubel sie des neuen Schulmeisters Gesundheit trinken? — Seine Schwester antwortete ihm: lieber Bruder, im Sommer sind ja die Fenster im Pfarrhaus immer offen, und wo viele Leute in einer so kleinen Stube beyeinander sind, so muß man sie aufthun, man möchte es sonst darinn nicht verleiden.

Aber hörst du, wie laut sie ihm seine Gesundheit brüllen? Das geschieht doch mir zum Trotz, das kannst du nicht ableugnen, sagte jetzt der Bruder, und die Schwester erwiederte: du bist närrisch, Bruder, wo man lustig ist, und einander Gesundheit trinkt, da geht's allenthalben so laut; ich will meinen Kopf daran setzen, es denkt kein Mensch an dich.

Er. Ich weiß wohl, was ich weiß. Der Pfarrer hat mich immer gehaßt, ich habe es zwar niemand gesagt,

aber es ist doch wahr, er hat mich, seit dem er da ist, immer gehaßt, und wo er immer konnte geplagt.

Sie. Ich kann das nicht glauben. Warum sollte er dich so hassen?

Er. Das weiß ich wohl warum; ich verstehe die Bibel besser als er, und weil er das weiß, muß er mich hassen, er kann es durchaus nicht an mir leiden.

Sie. Du hast dieß schon oft gesagt, und dich schon so oft damit erzankt, und am End, wer weiß, wer Recht hat.

Er. Das weiß ich sicher, und er weiß es auch.

Sie. Daß du die Bibel besser verstehest als er?

Er. Ja, das weiß er. Er hat schon manchmal das auf der Kanzel gesagt, was er von mir gehört, und wenn er mich nicht haßte, er würde es selbst eingestehen, daß ich die Bibel wenigstens so gut verstehe als er.

Sie. Und ich glaube denn noch nicht, daß er dich eigentlich so hasse.

Er. Wie darfst du das auch sagen? Er hat mich ja von meiner Stelle weggejagt, wie man einen Hund aus der Küche jagt.

Sie. Du kannst doch auch nicht sagen, daß er dich auf diese Weise fortgejagt; er hat dir ja die ganze Besoldung gelassen.

Er. Ja, wenn das nicht wäre, Gott weiß, was ich thäte, wenn man so unrecht leidet, so kommen einem gar böse Gedanken.

Sie. Laß dir doch keine solche kommen und sey ein Christ.

Er. Ja, wer kann ein Christ seyn, wenn's einem so geht?

Fast im gleichen Augenblick, in dem er so rasend über den Pfarrer und das Unrecht, das er ihm anthue, redte, sagte der gute Pfarrer zum Junker und zum Glülphi: es war sonst immer meine Gewohnheit, wenn eine Schulfeyerlichkeit war, den Schulmeister auch einzuladen und ich würde es auch heute gern gethan haben, aber ich weiß, es wäre ihm jetzt nicht wohl bey uns.

Das ist gewiß, erwiederte Glülphi, so wie ich ihn ansehe, würde ihm unser Mittagessen ganz gewiß nicht wohl schmecken, wenn er es neben uns sitzend zu sich nehmen müßte.

Pfarrer. Er muß seine Sache doch haben, und ich will machen, daß es ihm unserthalben nicht schlecht schmeckt— und damit sagte er zur Frau Pfarrerin: sie solle ihm von ihrer Mahlzeit ein so schönes Ehrenessen zurecht machen und in sein Haus schicken, als je ein Schulmeister aus einem Pfarrhaus ein schönes Ehrenessen bekommen. Und die Frau Pfarrerin rüstete ihm darauf einen ganzen Korb voll von ihrer guten und schönen Mahlzeit, legte noch zwey Flaschen von dem alten, guten Wein hinzu, von dem der Junker diesen Morgen den Kindern gegeben, und sandte das alles dem Schulmeister, mit einem freundlichen Gruß von ihnen allen und auch vom neuen Schulmeister.

Jener hatte eben noch das Wort: „ja, wer kann ein Christ seyn, wenn man es einem macht wie mir" im Mund, als des Pfarrers Hans seinen Korb von allem Guten, das sie zu Mittag hatten, in seine Stube brachte,

und mit dem Gruß vom Junker, dem Pfarrer, ihren Frauen und dem neuen Schulmeister auf den Tisch stellte. Es fehlte kein Stück von ihrem Essen. Selber von dem großen Fisch und der Pastete, die die Frau Pfarrerin um des Junkers und der Therese willen auf ihrem Tisch hatte, war auch ein Stück für den Schulmeister im Korb.

Seine Schwester warf in dem Augenblick, in dem der Hans seinen Korb auf den Tisch stellte und das Tuch, mit dem das Essen bedeckt war, abnahm, einen Blick auf ihren Bruder, der ihm deutlich sagte: sieh jetzt, obs wahr sey, daß der Pfarrer dich wie einen Hund, den man aus der Stube jagt, behandle. Er verstand den Blick, schüttelte aber dennoch den Kopf; doch faßte er sich soweit, daß er ganz mit den ordentlichen Worten, mit denen ein wohlgelehrter Schulmeister einen Pfarrer für ein großes Geschenk dankt, danken konnte und wirklich dankte. Aber sobald der Hans aus der Stube war, sagte er denn doch zur Schwester: ja, ja, das soll mich jetzt wieder gut machen, für das Unrecht, das mir geschehen.

Die Schwester, die gut war, antwortete ihm nur, so ein schönes, gutes Ehrenessen hat doch gewiß noch kein Pfarrer seinem liebsten Schulmeister gesandt.

Das ist wahr, erwiederte der Schulmeister, das Essen ist brav, recht brav, und ich hätte eher an den Tod gedacht, als daß ich heute so ein gutes Ehrenessen aus dem Pfarrhaus erhalten würde.

Die Schwester suchte ihm jetzt eilend Messer und Gabel aus der Tischschrucken hervor. — Und auch ein Glas! noch ein Glas! rief der Schulmeister. Da er es hatte,

säumte er nicht mehr. Er bethete geschwind über Tisch, und als er so nach seiner Weise die Kappe abzog, die Hände faltete und Gott dankte, für die Speise und Trank, die er ihm bescheere, sagte die Schwester lachend: Du dankst doch im Herzen jetzt dem Pfarrer auch ein wenig dafür.

Er. Ja, mit dem hat es jetzt noch gut Zeit; der kann mit dem Dank warten, bis es mir seinethalber anders wird, als mir noch jetzt ist.

Sie. Aber du hast doch dem Hans zu Handen des Pfarrers so ordentlich gedankt, daß einer hätte glauben sollen, es sey dir Ernst.

Er. Nein, nein, vom Ernst ist noch keine Rede, aber ich habe es wohl thun müssen, es hätte sonst nicht gefehlt, die hochadelichen und hochehrwürdigen Herren und Frauen am Tisch hätten sich nichts daraus gemacht, zu sagen: ich seye ein grober Lümmel, und das mag ich eben doch auch nicht gern heißen.

Mit dem aber schwieg er und aß drauf los, daß es eine Lust war. Beym ersten Glas Wein aber sagte er: das ist auch ein herrliches Glas Wein, so hat mir der Pfarrer noch nie keinen gegeben; er ist gewiß von dem, den er dem Junker aufstellt. Und einen Augenblick drauf: der neue Schulmeister bekommt gewiß immer von diesem, weil er so geliebt ist. Mit dem schenkte er sich ein Glas nach dem andern ein; aber da er bösen Wein trinkt, kam ihm mit dem Trinken auch immer noch mehr in Kopf, wie unrecht ihm geschehn, und mit jedem Glas brauchte er sein Maul wieder mehr über den Pfarrer, den

Junker und alles Unrecht, das er leide. Er tröstete sich aber denn gleich wieder damit, der liebe Gott werde wohl auch Alles rächen, wie er in seinem heiligen Wort versprochen, alles Unrecht, das in der Welt der Schwächere so oft von dem Stärkern leiden müsse. Er hatte schon vorher ein gutes Glas Wein getrunken, und dieser letzte bessere stieg ihm jetzt so in den Kopf, daß er nicht mehr recht wußte, was er redte, und wie er das in diesem Fall immer that, anfieng über das, was ihm eben im Kopf steckte, mit übel angebrachten Sprüchen aus der Bibel herumzuwerfen.

Jetzt war ihm eben das Unrecht, das er vom Pfarrer und vom Junker leiden müsse, im Kopf, und von seiner berauschten Einbildungskraft belebt, sagte er jetzt: Haman, im Buche Esther, war auch so ein gewaltthätiger Tyran, der das Volk Israel wegen seines rechten Glaubens verfolgte, wie mich jetzt der Junker und der Pfarrer wegen meines guten Glaubens und meiner bessern Einsichten in das Wort Gottes und in das Evangelium verfolgen; aber der liebe Gott hat diesen großen Feind seines heiligen Volks schön an den höchsten Galgen gebracht, der noch je in der Welt aufgerichtet worden. Ich glaub', es sey ein Schnabelgalgen gewesen. Ich hab', ihn einmal in einer Kupferbibel abgemahlt gesehen; der Haman war daran so klein wie ein Vogel, so hoch hieng er in der Luft. Ja, ja, es giebt Leute, die ich auch gerne so hoch in der Luft, und so klein als ein Vogel am Galgen hängen sähe. — Indessen war seine Bouteille leer, und er wollte sogleich die andere auch noch angreifen; aber seine Schwester, die sah, daß er schon längst mehr als genug getrunken, und der das Selbstgespräch über

Haman und den Schnabelgalgen anfieng angst und bang zu machen, sagte zu ihm: wenn du bey dir selber wärest und nicht so voll, wie ich dich in meinem Leben noch fast nie gesehen, so würde ich dir was anders sagen; schäme dich, du redst wie ein Unsinniger und ein Unchrist, und ich hätte nicht geglaubt, daß du im Stand wärest, dergleichen abscheuliche Worte über deine Lippen gehen zu lassen.— Er aber gab ihr keine Antwort auf das, sondern sagte nur: gieb mir die zweyte Bouteille, die mir der Pfarrer geschickt hat. — Aber es war keine Rede davon; sie hatte sie schon längst auf die Seite gebracht, und als er jetzt mit Ungestümin noch einmal sagte: hörst, bring mir meine Bouteille — antwortete sie ihm: wenn du jetzt nicht im Augenblicke mit deiner Bouteille schweigst, so werfe ich sie dir sammt dem Wein zum Fenster hinaus. —

Der Schulmeister kannte seine Schwester und wußte, daß sie im Stande war, mit der Bouteille Wort zu halten und redte jetzt kein Wort mehr von seinem rechten Glauben, sondern nur von der Bouteille. Nein, nein, sagte er, zum Fenster hinaus mußt du sie nicht werfen, es könnte Jahr und Tag gehen, ehe ich wieder zu einem so guten Glas Wein käme, ich will jetzt eben ins Bett gehen und sie dann morgen trinken.

Nun, nun, wenn du jetzt ins Bett willt und machen, daß dich kein Mensch mehr sehe, wie du jetzt bist, so will ich denn auch mit dem schweigen, was ich dir noch zu sagen hätte; aber mach' mach jetzt, daß du aus der Stube und fort kommst.

Er wollte jetzt aufstehen, aber er schwankte auf beyde Seiten und mußte sich mit beyden Händen am Tische halten. In die er Stellung, da er sah, daß er keinen Schritt vorwärts konnte, sagte er denn doch zur Schwester: es scheint du habest doch recht, es ist mir jetzt selber, ich habe mehr als genug; dieser Wein muß doch verdammt stark seyn, daß eine einzige Bouteille mich so zugerichtet. — Zugerichtet bist du dir einmal gewiß, sagte die Schwester, und er: es ist wahr, du mußt mir helfen, ich könnte Hals und Bein brechen die Treppe hinauf. — Ich sehe es wohl, sagte die Schwester, und führte ihn ziemlich unsanft fort und ins Bett.

§. 12.

Eindruck dieser Schulmeisterinstallation auf das Dorf Bonnal.

Es war aber nicht blos der alte Schulmeister, auf dem diese Installirung des neuen einen widrigen Eindruck machte, fast das ganze Dorf fand es sonderbar, daß der Junker und der Pfarrer mit diesem Manne so viel Wesens machen. Viele sagten: wenn dieser Lieutenant wirklich unser Junker wäre und wir ihm huldigen müßten, man könnte um seinetwillen fast nicht mehr Firlifanzereyen mit ihm und mit uns treiben. Fast kein Mensch als etwa die Weiber, die am Sonntag ins Pfarrhaus kamen, waren

mit dieser Installirung ganz zufrieden. Selbst der Baumwollenmeyer, der mit ihnen im Pfarrhaus war, sagte: es sey nicht immer gut, wenn man ein Kind, so lieb es einem sey, zu hoch anstimme; man müsse immer trachten, daß man es aussingen könne, wie man es angefangen. Nur von den Kindern waren einige mit diesem Tag recht von Herzen zufrieden, und sagten zu einander: sie sehen es dem neuen Herrn Schulmeister sicher an, daß es ihnen bey ihm wohl seyn werde.— Jetzt fiengen auch viele von ihnen an, über den alten zu klagen, wie hässig und unwirsch er sey und wie ungerecht und partheyisch er oft mit dem einen und dem andern gehandelt und mit der Ruthe blind darein geschlagen, ohne zu sehen, wen es treffe. Mehrere Knaben, denen Glülphi auf der Allment beym Baumsetzen geholfen, und die ihn auch gesehen, bey dem Kinderzug Ordnung machen, sagten zu ihren Eltern: wir möchten denn doch auch sehen, ob der alte Schulmeister im Stand wäre, beym Baumsetzen oder beym Kinderzug so Ordnung zu machen, wie es der Herr Lieutenant kann. Die meisten Väter aber liessen aus dieser Lobrede Glülphi gar nichts gehen und sagten, Bäume setzen, und mit Trommeln und Pfeifen Ordnung machen, sey etwas ganz anders als Schulhalten.

Viele Leute gestunden zwar gern, des Pfarrers Rede sey recht schön und brav gewesen und es wäre wohl zu wünschen, daß es im Dorfe so seyn könnte und so werden möchte; aber wie der Junker und der Pfarrer und der Schulmeister, wenn sie auch noch so sehr zusammenhalten und selber ihre Weiber noch dazu mitnehmen würden

machen könnten, daß es anders und so würde, wie er gesagt hatte, das können sie nicht begreifen, und sie glauben auch, es sey gar nicht möglich. Ein Hügi sagte: wenns auch möglich seyn sollte, so müßte mir doch wenigstens der Mann, durch den man es versuchen wollte, ganz anders aussehen als der Lieutenant und nicht einen Soldatenrock tragen wie er.

Dieser Rock ärgerte auch viele. Dümmer aber drückte sich über dieses Aergerniß doch niemand aus, als der Hartknopf; er sagte: es sey unmöglich, daß ein Mensch in einem Soldatenrok die Religion verstehen und den Katechismus erklären könne. — Da aber das Bibelerklären des Hartknopfs selber im Dorfe nicht jedermanns Sache war, so antwortete ihm darüber ein Eichenberger: es sey am Schulmeister-Erklären nicht viel gelegen, das Erklären sey des Pfarrers Sache; der Schulmeister müsse nur machen, daß sie brav lesen, schreiben und auswendig lernen, und je weniger er sich mit dem Erklären abgebe, desto besser sey es.

Ein guter Fürsprech des Hartknopfs sagte: man nehme das, worüber man nicht viel rede und nicht gut erkläre, auch nicht zu Herzen, und man könne die Religion nicht genug zu Herzen nehmen. Darüber antwortete ein schlichter Bauer: was man als ein Narr zu Herzen nehme, es möge seyn was es wolle, das sey mehr als genug zu Herzen genommen, und das, worüber man viel schwatze und sein Maul brauche, sey entweder gar nicht oder dumm zu Herzen genommen. Das Thun, das Thun und nicht das Maulbrauchen zeige, was man wahrhaft zu Herzen genommen.

Eine dicke Bäuerin, die eben da war, sagte: wenn sie alles, was in den Büchern steht, zu Herzen nehmen wollte, so würde sie gewiß darob eine Närrin oder gar eine Bettlerin werden. Sie wolle lieber das, was sie im Stall und auf der Schütte habe, zu Herzen nehmen.

Ein alter Mann, der am Tische war, sagte: er habe in drey Pfarrhäusern gedient, er sey zwey Jahr bei einem Advokaten gewesen und habe ein paar Gerichtsässe (Richter) gekannt, die wie eine Dole schwatzen konnten, und die Erfahrungen, die er bey allen diesen Leuten gemacht, haben ihm so ein Mißtrauen gegen das Maulbrauchen beygebracht, daß er sich vor einem jeden Mann, der für irgend eine Sache den Advocaten mache, im eigentlichen Verstand fürchte.

In einem andern Haus sagte jemand: der Herr Lieutenant muß ein sehr gelehrter Mann seyn, daß der Jun er und der Pfarrer so gar viel Wesens aus ihm machen. Aber es wollte kein Mensch in diesem Haus einen gelehrten Schulmeister rühmen. Mehr als einer, der am Tische saß, behauptete: es könne einem Dorfe kein größeres Unglück begegnen, als wenn es einen solchen Schulmeister bekomme. Der älteste Mann, der am Tische saß und ein guter Bauer war, aber dabey keine Zeile in einem Buche richtig lesen und auch seinen Namen nicht einmal schreiben konnte, sagte: er habe immer gehört, daß Bauern, die so gut geschulet worden, daß sie mit den Pfarrern selber haben disputiren können, haben immer weniger Korn auf ihren Aeckern geschnitten, als die, so von dem, worüber die andern disputirten, kein Wort verstanden, und nannte

dann ein paar Dörfer, in welchen es so weit und breit berühmte Schulmeister gehabt, aber die brävsten Hausvä=ter in diesen Dörfern haben sich bitter beklagt, wie lieder=lich und unverständig ihre Buben dadurch geworden, daß sie den ganzen Tag ob den Büchern sitzen und alle Zei=tungen auftreiben wollen, die sie nur haben auftreiben können.

Der Reutibauer sagte: wir haben, Gottlob, ich glaube so lang unser Dorf steht, noch keinen gelehrten Schulmei=ster gehabt, aber es scheint, unsere Alten haben doch ge=wußt, was es damit für eine schöne Sache sey. So un=gelehrt unsere Schulmeister waren, so hat mein Vater doch gesagt, mein Großvater habe es zum Sprüchwort gehabt: er möchte keinen Burschen zum Knecht dingen, von dem er gehört, daß ihn sein Schulmeister gar zu sehr gelobt.

Der geitzige Rabser, der neben dem Reutibauer saß, sagte: es ist nicht mit den Buben allein, es ist mit den Maitlenen (Töchtern) das nehmliche. Ich möchte keins zu einer Sohnsfrau ins Haus nehmen, wenn ich hörte, daß der Schulmeister viel Wesens von ihm gemacht.

Es ist eine ausgemachte Sache, sagten viele, die den alten Mann darüber so reden hörten, wer vom Morgen bis an den Abend Geschäfte hat, die er nicht vernachläßigen darf, der kann und soll den Kopf nicht mit Sachen anfüllen, die ihm Händ' und Füße, die er dazu braucht, lahm ma=chen und ihn dahin bringen, daß er seiner Geschäfte halber an einem Aug blind wird, am andern schielt, und hin=wieder ihrethalben auch nur am linken Ohr hört und am rechten, aber darüber ganz taub wird.

Diese Haushaltung hatte auch eine Tochter, die eine Anhängerin des Pfarrers Flieginhimmel war, in ihrer Verwandtschaft, und jedermann war darüber einstimmig, sie haben an dem Anhang dieses Mannes erfahren: wie weit das Kopffüllen mit Sachen, die man nicht verstehe und nicht zu verstehen nothwendig habe, den Menschen außer der Ordnung, in der er leben sollte, wegbringe, und vom Weg, den er Pflichthalber täglich mit Eifer und Anhänglichkeit betreten sollte, abführe.

Ein Lindenberger, der kein Anhänger des Pfarrers Flieginhimmel, aber sonst ein guter Kopf war und zum voraus fühlte, daß der Lieutenant für das Dorf ein guter Schulmeister werden könne, sagte: es ist wahr, man kann den Kindern den Kopf dumm und erbärmlich voll machen, aber es ist mit dem Leerlassen desselben auch nicht alles gewonnen, und ich wüßte bald nicht, ob ich lieber wollte, daß man den Kindern den Kopf so anfülle, daß sie dabei dumm werden, oder ob man sie dadurch, daß man ihnen den Kopf leer lasse, dumm mache.

Ein alter Moßbauer sagte: ihr habt die Hauptsache, die ein Dorf gefahret, wenn es einen gelehrten Schulmeister hat, noch vergessen und das ist, daß die besten Köpfe, die es im Dorf giebt und die Söhne der wohlhabendsten Männer von dem Gelust angesteckt werden könnten, Stadtherrchen und Stecklibuben zu werden. Alles, was am Tisch war, gestand ein, das sey wirklich die größte Gefahr, die es mit einem gelehrten Schulmeister für ein Dorf habe, und zugleich, es sey auf den Dörfern kein Leben erbärmlicher, als das Halbherrenleben; und nicht nur einer

sagte: Gott bewahre uns, daß der Herr Lieutenant unsere Buben mit seiner Schule nicht dahin bringe, daß sie mit der Zeit der Eichenbergerin gleich seyen, die der Junker für die Stadtkünste, die sie ihm ins Schloß bringen wollte, mit dem Harschier aus demselben weg und heim ins Dorf zu führen im Sinn hatte.

---

§. 13.

Beyde sind Narren, die so das verfaulte Alte beybehalten, und die so das unreife Neue einführen wollen.

Indessen einige der vernünftigsten Bauern des neuen Schulmeisters halber diese Besorgniß äusserten, waren doch auch einige, besonders einige alte Männer und Weiber, die des Pfarrers Predigt und des Junkers Rede mit Aufmerksamkeit zugehört hatten, die sagten: es scheine gar nicht, wie wenn weder der Pfarrer noch der Junker einem solchen Halbherrenwesen gar günstig seyen, und auch der Schulmeister habe ihnen gar nicht die Gattung des neumodigen Herrchenlebens, worüber man an Oertern, wo es so neue gelehrte Schulmeister habe, klage; im Gegentheil, sagten mehrere, der Pfarrer und der Junker haben geredt, wie wenn sie diesfalls noch in der alten Welt lebten; diese Welt sey aber nicht mehr da, und es sey von einer andern Seite auffallend, daß unsere Kinder es durchaus nothwendig

haben, in den Schulen mehr zu lernen, als unsere Vorfahren darin zu lernen nothwendig gehabt haben; uns selber mangelt jetzt schon viel, das wir können sollten und nicht gelernt haben. Ein alter Mann, der da war, sagte noch: alles um uns her ist so pfiffig und treibt Künste wider alles, was recht, gut und wahr ist, ewig können also, so gut es auch die Alten in ihrer Einfalt hatten, nicht mehr bleiben wie sie waren. Es ist unumgänglich nothwendig, daß auch der Einfältigste und Aermste im Dorf erkennen lerne, wo ihn etwa sein reicher und pfiffiger Nachbar bey den Ohren kriegen und an der Nase herumführen wolle oder könne, und eben so, daß sich der Arme und Schwache gegen diese im Land täglich größer werdende Gefahr schützen und schirmen lerne, und dafür ist es offenbar und dringend nothwendig, daß unsere Schulen unsere Kinder weiter führen, als sie gegenwärtig thun. Der Lindenberger gieng hierüber in's Umständliche und sagte: es springt einem jeden, der 20 und 30 Jahre in unserm Dorf gelebt hat, in die Augen, wie wir dadurch benachtheiligt und beeinträchtigt worden sind, daß im ganzen Dorf zu einer Zeit, wo ein jeder Narr mit dem Baumwollenwesen hätte können reich werden, kein einziger als der Baumwollenmeyer im Stand gewesen ist, davon Nutzen zu ziehen und hingegen fast das ganze Dorf durch die Hoffarth und das Fressen und Saufen, zu dem dieser neue Verdienst beynahe allein gebraucht wurde, so weit zu Grund gegangen, daß wir jetzt zwanzig und dreißig mal mehr Arme haben, als ehe dieser Verdienst, den wir so übel benutzt, ins Land gekommen.

Der Hartknopf, dem diese Ansicht des Lindenbergers hin-

terbracht worden, ward darob sehr mürrisch und sagte: Dieses sey eine Ansicht, die nur auf das Zeitliche gehe und die gar nichts als eine Hauptsache ins Aug gefaßt werden könne; hingegen aber sey gar nicht wahr, daß der Pfarrer oder der Junker in der Kirche auf eine Weise geredt haben, wie wenn wir noch in der alten Welt lebten; sie leben wahrlich mit Haut und Haare ganz in der neuen, und zwar auf das allerschlimmste und allergefährlichste in der Neuerungssucht derselben. Sie haben ja behauptet, sie wollen das Dorf besser machen, als es ist, und das sey wider die gute alte Welt und den guten alten Glauben. Was wollen sie mit dem Dorf machen, was man mit dem Menschen nicht machen kann? Es ist gar nichts Gutes am Menschen. Alles, was an ihm ist, und alles, was er thut ist Sünde, Greuel und Schande, und auch an euerm Schulmeister ist nichts Gutes; ihr werdet es erleben, daß nichts Gutes an ihm ist, und daß er nichts Gutes thun kann. Dann setzte er noch eifrig, fast wüthend hinzu: von der Fußsohle an bis auf seinen Scheitel ist alles an ihm bös, und die neuen Lehren vom Bessermachen der Menschen, als sie sind, sind alles Lehren des Antichristen, von dem ihr erleben werdet, daß er auf dem Weg ist und bald kommen wird.

---

§. 14.

Arners Thun fallt immer tiefer in schlechte Mäuler.

Zu so sonderbaren Bemerkungen gab die Installirung Glülphis die Rede, die der Pfarrer bey diesem Anlaß ge-

halten, Gelegenheit. Auch die Eichenbergerin ließ diese ihr schickliche Gelegenheit nicht unbenutzt vorbeygehen, der Sylvia, wie sie Auftrag hatte, umständlich zu berichten, was in Bonnal vorgeht, und was Arner daselbst alle Tage Krummes und Dummes anstelle. Sie gieng diesen Sonntag ganz gegen ihre Gewohnheit auch in die Kirche und die Art, wie der Junker diesen Dorfschulmeister der Gemeinde vorstellte, kam ihr so sonderbar und unbegreiflich vor, daß sie während der Predigt und in der ganzen Verhandlung einmal über das andere zu sich selber sagte: ich bin doch in meinem Leben schon in mancher Narrencomödie gewesen, aber eine, die so erzdumm war, wie diese, habe ich doch nie gesehen. Sobald sie aber aus der Kirche heraus kam, war sie bis auf den Abend auf den Beinen, um in allen Häusern, in die sie, ohne Gefahr ausgespottet zu werden, hineindurfte, auszuforschen, was man darin über diese Installirung des Schulmeisters über des Pfarrers Predigt und über des Junkers Benehmen allenthalben sage, und säumte denn nicht, als sie spät auf den Abend heim kam, an Sylvia zu schreiben und ihr alles zu berichten, was vorgefallen. Ihr Brief an sie lautet wörtlich also:

Hochwohlgebornes, gnädiges Fräulein!

Ich beeile mich, Ew. Gnaden ungesäumt zu berichten, was heute für eine Narrencomödie in der Kirche von Bonnal gespielt worden. Der Junker ist am frühen Morgen mit seinem besten Wagen und mit einem Gefolg von Beamten, fast wie wenn er den Herzog bewillkommen wollte,

im Pfarrhaus von Bonnal aufgefahren. Ich glaube, wenn er für seine Bediente eine Galalivree gehabt hätte, so hätte er sie dieselbe bey diesem Anlaß anziehn gemacht; da aber seine Knechte alle Kothlümmel sind, so hat diese Galaerscheinung nicht Statt finden können, und sein Klaus und sein Rollenberger sind, wie gewöhnt, in sehr schäbigen Kleidern in die Kirche gekommen, in der dann der Junker seinen trefflichen Herrn Schulmeister vor dem Taufstein beym lieben Händchen genommen und ihn seiner Gemeinde als seinen besten Freund und als den großen Mann, der ihm helfen werde, die eingefallenen Mauern seines guten Jerusalems wieder aufzubauen. Sie sagte daraus ferner, wie der Pfarrer in der Predigt, eben wie der Junker, das Maul so voll genommen, und der guten Gemeinde, wie der Prophet Heftlimacher, verkündet und geweissaget, was der große Herr Lieutenant aus ihren Bauernbuben und Bauernmädchen für wohlgezogene, vortreffliche, geistvolle und hochgelehrte Männer und Weiber zu machen gedenke, und wie, wenn sie diesem seinem guten Freund und Schulmeister an die Hand gehen und helfen werden, ihrem guten Dorf das Geld zum Dach hinein regnen und die gebratenen Tauben zum Maul hinein fliegen werden.

In diesem Geiste sagte sie denn noch vieles, oder gar alles, was die loseste Zunge, die täglich aus allem das Gift zu ziehn gewohnt ist, über Sachen und Menschen, die ihr verhaßt sind, zu sagen im Stande ist.

Sylvia säumte nicht, diesen Brief noch am nehmlichen Abend, da sie ihn empfing, Helidor'n in die Hand zu geben. Als er ihn gelesen, sagte er: eine schlimmere Zunge

habe ich doch nicht bald gesehen, sie macht beynahe Ihnen den Rang streitig. Ueber die Sache selber sagte er: der gute Arner ist, wie ich Ihnen schon gesagt, in den Menschlichkeitsträumen unserer Tage verirrt, und hat, wie es scheint, auch seinen Lieutenant damit angesteckt; ich möchte fast denken, die Wunde, die der hinkende Mann auch am Kopf hat, habe Arnern geholfen, ihn diesfalls zu verführen. Aber wie wird's den armen zwey Herren in der Ausführung ihrer Projecte gehn? Er setzte zuletzt noch lachend diese Bemerkung hinzu, das adeliche Cadetencorps von * *, in dem der Lieutenant nichts als reiten, tanzen, fechten, fischen, jagen und sich schlagen gelernt hat, scheint eben keine gute Vorbereitungsschule von Leuten zu seyn, die die Welt bis auf die hintersten Dorfwinkel hinab von den Uebeln, an denen sie, wie diese Herren nach ihren Träumerbegriffen sich einbilden, so unaussprechlich leidet, heilen wollen. Am End aber sagte er doch noch zur Sylvia: Ihre Eichenbergerinn lügt indessen und verdreht, das fallt auf; ich sehe, daß sie über Arner und das ganze Wesen in Bonnal wüthend ist. Das macht aber nichts. Man kann zu dem Sprüchwort: „Kinder und Narren sagen die Wahrheit" noch hinzusetzen: „auch wer recht wüthend ist, sagt die Wahrheit." Schreiben Sie ihr, sie solle Ihnen auch forthin umständlich berichten, was in Bonnal vorfalle.

Sylvia säumte nicht, sogleich, als sie von Helidor wegkam, an die Eichenbergerinn zu schreiben:

Gute Freundinn!

Du hast jetzt eine vortreffliche Gelegenheit, dich an Ar-

ner zu rächen, und ihm den Schimpf, den er dir in seinem Schlosse angethan, mit Zins und Kapital zurückzuzahlen. Ich habe dich mit dem Mann, der in unserm Herzogthum alles vermag, in Bekanntschaft gebracht. Er haßt das ganze Narrenzeug, das Arner in Bonnal vorhat, wie du ins Auge, und was für uns noch weit wichtiger ist, er sieht es nicht gern. Ich bin überzeugt, er hat etwas dagegen, das ihm wichtig ist.

Ich weiß zwar nicht eigentlich was, aber ich sehe klar, daß er froh ist, wenn alles das Wesen dumm und schlecht geht, und bin überzeugt, wenn er etwas dazu beitragen könnte, daß es recht dumm und recht schlecht gienge, so würde er es thun. Er hat mit einer Miene, die mir keinen Zweifel übrig läßt, zu mir gesagt, du könnest vielleicht selber etwas dazu beitragen, daß es noch dümmer und schlechter gehe, als wenn du nicht dabey wärest, und du solltest mir doch alles berichten, was vorfalle. Du siehst jetzt, wie ich dich in der Welt hervorziehe. Das hättest du doch in deinem Leben nicht hoffen dürfen, daß du so mit einem Mann, der der erste im Herzogthum ist, bekannt würdest. Du kannst noch zu Ehr und Ansehen kommen, mehr als du zu denken vermagst, wenn du dich recht brav hältst. Er hat zwar auch gesagt, du habest ein böses Maul, man dürfe nicht alles, was du etwa sagest, für baar Geld anrechnen, aber er setzte gleich hinzu, das mache jetzt nichts, es springe in die Augen, du seyest recht empört über den schönen Junker, und wenn man über einen Menschen oder über eine Sache recht rasend sey, so sehe man ihre Fehler

sicher ganz richtig, und es ist mir ganz klar, daß er die Fehler dieser Sache gerne hört.

---

§. 15.

Man muß die Hülfe für die Erdenbewohner nicht beym Mann im Mond und die Hülfe für ein armes Dorf nicht beym Träumer in den Wolken, und mehr beym Mann, der zu Fuß durchs Koth geht als bey dem, der zu Pferd über Berg und Thal reitet, suchen.

Doch wir müssen wieder zu Arner und Glülphi ins Pfarrhaus zurückkehren. Wir haben sie, eben da sie die Kinder mit ihren Eyern, Brödchen und Blumensträußen wieder heim schickten, verlassen.

Als sie so bey einander am Tisch saßen und der Hans schon wieder von dem alten Schulmeister, dem er sein Ehrenessen gebracht hatte, zurück war, sagte Arner zum Pfarrer: Lieber Herr Pfarrer! Unser Schulmeister ist jetzt eingesetzt und von dieser Seite ist einmal wenigstens ein Anfang gemacht, etwas für unser armes Dorf zu thun, aber wie viel braucht es noch von anderen Seiten, wenn wir tief und mit Erfolg in das, was es wesentlich nothwendig hat, eingreifen wollen.

Pfarrer. Es braucht freylich noch viel.

Junker. Und zwar viel, das nicht in unserer Hand liegt und nicht von uns abhängt.

Pfarrer. Das ist unstreitig.

Junker. Wenn wir denn zu diesem andern nur auch noch so viele Hülfe und Handbiethung fänden als zu unserer Schule.

Glülphi mischte sich jetzt ins Gespräch und sagte: wir müssen diese Hülfe und Handbiethung für unser Dorf vorzüglich bey den Personen suchen, die vorigen Sonntag Abend bey uns gewesen.

Alles, was am Tisch war, stimmte ihm bey und sagte: das ist gewiß, der Baumwollenmeyer und die Weiber, die vor 8 Tagen mit ihm bey uns waren, sind gewiß die tüchtigsten Leute, die wir im Dorf finden könnten, um durch sie auch die innere Verbesserung der Haushaltungen desselben hinzu wirken.

Wir wollen sie auch diesen Abend zu uns kommen lassen, sagte auf einmal Arner, und mehrere von denen, die am Tisch saßen.

Das geschah auf der Stelle. Der Pfarrer schickte sogleich seinen Hans zu ihnen hin, sie einzuladen; — aber ehe sie kamen, redten die Herren und Frauen über die Kinder, und das Benehmen von einigen, denen sie nebst Eyern, Brödchen und Blumensträußen zu trinken gegeben. Die Frau Pfarrerinn sagte: sie habe zwischen die Freude hinein, die ihr dieser Auftritt gemacht, dennoch einiges sehr Unangenehmes bemer

Alle und insonderheit Glülphi, und zwar mit einer

Art von Aengstlichkeit, deren er sonst nicht gewohnt war, fragten sie jetzt: was das sey?

Sie erwiederte: Es haben sich offenbar etliche Kinder von den andern getrennt und sich allerhand Sachen, die die Andern nicht hören sollten, in die Ohren geflüstert. Auch habe sie in dem Kabinettchen ihrer Stube, wo sie niemand vermuthet, mit ihren eigenen Ohren gehört, daß eines dem andern erzählt: sein Vater und seine Mutter haben ihm daheim schon gesagt, sie wissen nicht, was das sey, daß man so ein Wesen mit der neuen Schuleinrichtung treibe, und was man damit suche, daß man ihnen so flattire; sie sollen sich in Acht nehmen und nicht alles glauben, was man ihnen sage; es sey nicht alles Gold was glänze; aber sie sollen doch auf alles, was man ihnen sage, Acht geben und ihnen alle Abende erzählen, was sie immer in der neuen Ordnung dieser Schule sehen und hören. — Die Frau Pfarrerinn war eben noch an dieser Erzählung, als der Baumwollenmeyer mit seinen Schwestern, der Gertrud und der Reinoldin in die Stube hineintrat.

Glülphi, der schon über das, was er selber Aehnliches an den Kindern bemerkt, etwas ängstlich war, wurde über das, was jetzt die Frau Pfarrerinn erzählte, noch mehr betroffen. Auch auf Arner und den Pfarrer machte es einen unangenehmen Eindruck, aber der Baumwollenmeyer sagte ihnen gerade heraus: sie sollten das nur nicht so hoch aufnehmen, es werde dergleichen noch viel anders und noch viel wichtigers begegnen.

Was die Herren am meisten schmerzte, war, daß, wie es scheint, im Dorf niemand glauben wolle, sie handeln in dem, was sie für das Volk thun, aus gutem Herzen, und man schreibe ihnen selbstsüchtige Absichten zu.

Darüber sagte der Baumwollenmeyer: aber wie können Sie denken, daß es in einem Dorf, in dem sich vielleicht fast ein halbes Menschenalter kein Mensch um den andern ein Haar krümmte, und bald ein jeder das halbe Dorf aufgeopfert hätte, wenn er geglaubt hätte, sich dadurch einen Vortheil verschaffen zu können, es anders kommen könnte? Wenn Sie diesen Zustand der Dinge ins Aug fassen, so muß es Ihnen einleuchten, daß es fast unmöglich ist, daß in einem solchen Dorf ein Mensch dem andern etwas Gutes zutrauen könne. Er sagte ferner: zu diesem Mißtrauen gegen alles Bessere, das schon im Dorf eingewurzelt sey, komme noch, daß die Hummelsgeschichten bey den meisten Dorfmatadoren dahin gewirkt, daß sie jetzt nicht blos mißtrauisch und furchtsam, sondern noch zum voraus erbittert gegen alles seyen, was der Junker thue und vorhabe, und denn, fügte er noch bey, habe endlich der alte Sauerteig der Religionszänkereyen, die seit dem Pfarrer Flieginhimmel ins Dorf gekommen, dieses Mißtrauen und diesen Widerwillen gegen alles Neue auf den höchsten Gipfel gebracht.

V. 16.

Große Verirrungen der menschlichen Selbstsucht in Rücksicht auf den gesellschaftlichen Begriff des Gemeinguts.

Auch das Mareili und die Gertrud mischten sich jetzt ins Gespräch und sagten gerade heraus: einige von den Matadoren im Dorf würden, so lange noch ein Tropfen Blut in ihren Adern fliesse, nicht verzeihen, daß sie unter der Linde neben dem Vogt als Schelmen und Diebsleute haben dastehen und den Bettelmann Niggeli und seines Gleichen um Verzeihung bitten müssen, daß sie mit dem Gemeingut übel gehauset.

Das ist gewiß, sagte jetzt der Meyer, diese Bursche haben in ihrem Leben nicht geglaubt, daß das Gemeingut den Bettelmann Niggeli und seinesgleichen etwas angehe.

Das glaub' ich wohl, erwiederte Glülphi; die Welt ist sich allenthalben gleich, und es würde mich wundern, wenn Dorflumpen, wie diese Vorgesetzten sind, das Gemeingut anders ansehen würden, als dieses in so vielen andern und größern Orten der Fall ist. Er brachte denn noch das Exempel der Herren von Krehwinkel an, die sich von Vater auf Sohn hinab so gewohnt waren, das Krehwinkel-Gemeingut als ihr eigenes Gut anzusehen und zu benutzen, daß sie sogar gemeiner Krehwinkelbürgerschaft durch eine Rathserkenntniß verbothen, dieses Gut weiter in irgend

einer öffentlichen Handlung Stadtgut zu nennen, sondern dasselbe mit dem Namen Herrengut oder Rathshausgut zu betitteln.

Die Herren begriffen jetzt freylich allgemein, daß bey solchen Vorgesetzten-Begriffen über das Gemeingut unter den Dächern von vielen großen Häusern die Leute eben nicht allgemein gut für Arner gestimmt seyn können, und wunderten sich auch nicht darüber, als die Reinoldin erzählte, des Geschwornen Hügis Frau habe den Blumenstrauß, den ihr Kind aus dem Pfarrhaus heimgebracht, sogleich zum Fenster hinaus auf den Mist und seine zwey Brödchen ihrem Hund und ihrer Katze dargeworfen.

Auch darüber verwunderten sie sich nicht mehr, daß der Speckmolch, da ihm sein jüngerer Bub sagte, wie lusti sie auf des neuen Schulmeisters Gesundheit getrunken, ihm geantwortet: er wollte lieber, er hätte seinen Stieren und Kühen im Stall auf ihre Gesundheit getrunken, als auf die des Narrenschulmeisters . . . . .

Sie hörten noch einige solche Aeusserungen, die die innere böse Stimmung vieler Lumpen im Dorf gegen alles, was sie vorhatten, beurkundeten.

---

§. 17.

Alles Streben der Menschen fordert bey seinem innern Geist noch eine Anordnung und Sicherstellung seiner äußern Mittel.

Aber es war dem Glülphi schon eine Weile unbehag-

lich, diese Aeußerungen alle zu hören und er sagte: was hilft uns, dieses Narrenzeug alles zu wissen? Es ist jetzt nur die Frage, wie wir es machen müssen, um allmählig genugsamen Einfluß zu bekommen, um nach und nach diese böse Stimmung im Dorf zu ändern?

Gleich darauf sagte der Baumwollenmeyer: es komme in dieser Sache nicht darauf an, daß viele Leute sich darein mischen, sondern darauf, daß die, so sich darein mischen, die Rechten seyen. Er meynte, je stiller man mit der Absicht, den Haushaltungen des Dorfes aufzuhelfen, thun werde, desto besser werde es gehen, und setzte hinzu: er sehe freylich voraus, daß die Sache in verschiedenen Rücksichten Schwierigkeiten haben werde, aber unmöglich sey sie doch nicht, und es walten einige Umstände im Dorf vor, die, wenn man sie mit Liebe und Thätigkeit benütze, die Endzwecke des Junkers durch sich selbst befördern werden.

Arner und der Pfarrer fragten: was er eigentlich für Umstände meyne? Er antwortete: die Noth und das Elend, das im Dorf ist, hilft an sich sehr dazu, daß hundert und hundert Menschen selber zeigen werden, daß sie vieles anders wünschen, als es ist, und denn ist das, was wir suchen, so offenbar dieser Leute ihr Vortheil, daß viele von ihnen, sobald sie einmal einsehen werden, daß es ihr Vortheil ist, von selbst zu dem, was wir wünschen, Hand bieten werden.

Der Junker wollte hieran einen Augenblick zweifeln, aber das Mareili sagte zu ihm: sehen Sie nur, wie es,

seitdem Sie den Spinnerlindern zehntfreye Aecker versprochen mit dem Baumwollenspinnen besser geht.

Der Junker lachte und sagte: das ist aber ein erkauftes Rechtthun.

Das Baumwollenmarcili lachte auch und sagte: freylich, aber wenn man das Gute will, muß man sich oft dazu verstehen, es zu kaufen und manchmal denn noch recht theuer.

Nun, wenn's nur bessert, ich will manchmal hie und da etwas dafür zahlen, sagte der Junker.

Man redte noch eine Weile über die Mittel, die Leute dahin zu bringen, das zu thun, was ihr eigner Vortheil ist. Das Mareili sagte denn noch: viele haben es damit wie das liebe Vieh, es geht kein Stier und kein Pferd von selbst an den Pflug und an den Wagen, sie wollen daran angeschirrt und daran angeführt seyn; wenn sie dann aber nur hernach brav ziehen und fahren, so hat man alles, was man von ihnen fordern kann.

Es lachte jetzt alles ob dem Gedanken, daß so viele Leute auch zu dem Guten, das man von ihnen wünscht, müssen angeschirrt und angespannt seyn, und daß man, setzte Glülphi hinzu, oft noch eine gute Geissel dazu brauchen muß. — Der Gertrud aber wollte diese Vergleichung mit dem Anschirren und Anspannen nicht gefallen. Sie sagte: es gibt aber Gottlob doch auch noch Leute, die das gute Joch des Rechtthuns selber gern an Hals nehmen oder doch wenigstens nicht auf diese Art damit angeschirrt werden müssen.

Darin gab aber auch jetzt der Gertrud alles Recht, und

alles fühlte, die höhern Beweggründe der Liebe und des Glaubens müssen hierin das Wesentlichste und so viel als alles thun, und alles gestund, daß durch das äußerliche Anschirren und Anspannen zum Rechtthun ewig nie eine wahre Vollendung des Guten zu erzielen sey.

Das Mareili fand dieses auch ganz richtig, sagte aber doch: das ist denn des Herrn Pfarrers und des Schulmeisters seine Sache; unser einer muß hingegen gar viel mit dem Anschirren und Anspannen zu thun haben, und das ist denn übrigens doch auch nicht gar nichts, und es geht einmal jetzt, seitdem der Junker sie mit der Zehendfreyheit fürs Hausen und Sparen so viel als angeschirrt hat, gewiß wie es ohne das damit ewig nicht gegangen wäre. Das Mareili fuhr dann fort zu rühmen, wie gut es jetzt mit dem Spinnen gehe, und sagte, sie sind nicht nur sparsamer, sie treiben sogar Hoffart mit ihrem Garn, und zeigen mir Woche für Woche recht hochmüthig, wie sie es mir jetzt besser machen.

Es ist gut, sagte jetzt Gertrud, daß ich dich kenne und weiß, daß du nicht dazu gemacht bist, die armen Spinnerleute im Dorf hoffärtig zu machen, sonst müßte ich dir sagen, es ist im Grund für den wahren Seegen einer Haushaltung nichts dabei gewonnen, wenn sie aus einer liederlichen Lumpenhaushaltung eine geizige und eine hoffärtige Haushaltung wird, aber ich kenne dich, Mareili, und weiß, daß du das besser verstehst als ich, und bei deinen Spinnerleuten besser zu verhüten im Stande bist als ich es wäre.

§. 18.

Das äußerste Bedürfniß der innern Reinheit aller Dorfverbesserungsmittel und das äußerste Hinderniß derselben in der bürgerlich noch gesteigerten, thierischen Selbstsucht unsrer Natur.

Indessen machte das Wort der Gertrud auf Glülphi abermal einen tiefen Eindruck. Er sah sie, sobald sie es ausgesprochen hatte, mit dem stillen Ernst der wahren Rührung an und sagte zu ihr: dein Wort, die Beweggründe zum Spinnen bei deinen Kindern nicht aus Geiz und Hoffart hervorgehn zu machen, ist mit deinem großen Wort: aller Unterricht, der von der Sünde ausgeht, ist versucht, — die nehmliche Sache, und sagt nichts anders, als: aller Erwerb, der von der Sünde ausgeht und zur Sünde hinführt, ist mit dem Unterricht, der davon ausgeht und dahin führt, im nehmlichen Falle.

Gertrud widersprach es nicht, und Glülphi fuhr fort: du meynst also auch, alle Mittel, den Haushaltungen im Dor aufzuhelfen, die von Selbstsucht und Leidenschaft ausgehen, und hinwieder zu Selbstsucht und Leidenschaft hinführen, können im Grund nichts helfen?

Von dieser Seite, sagten Arner und der Pfarrer, kann man den Endzweck, einem verdorbenen Dorf wieder aufzuhelfen, nicht schwer genug ins Aug fassen; und ich möchte bald fragen, sagte Arner, wie darf ich Hand daran legen

und wer darf Hand daran legen? — und auch Glülphi sagte: wer darf nun Dorfschulmeister werden, wenn er fürchten muß, daß jeder seiner Fehler seinen Schulkindern zum Unsegen, oder wie du sagtest, sogar zum Fluch werden kann? —

Gertrud war über den Ernst und die Aufmerksamkeit, mit der ihr Wort aufgenommen war, betroffen, saß ein paar Augenblicke beschämt und erröthet da, faßte sich aber bald wieder zusammen und sagte mit einer Würde, die die innerste, höchste Erhebungsausdrücke: des Menschen Thun ist nichts; er muß auf Gott vertrauen und mitten in seiner Schwäche und in seinen Fehlern auf Gottes Segen hoffen. Ich habe es erfahren: Gott ist in den Schwachen mächtig. Wer es redlich meynt und mitten in seinen Schwächen das Gute fördert und sucht so gut er es vermag, den segnet Gott und hebt oft in seiner Liebe wunderbare Folgen der Fehler auf, die die Menschen in ihrer Schwäche täglich machen.

Diese Worte der Gertrud giengen den meisten Personen, die da waren, ans Herz, daß ihnen die Thränen in den Augen stunden. Eine Weile war alles still. Arner unterbrach die Stille und sagte zu Gertrud: du hast uns getröstet und erhoben; wir wollen mit Vertrauen auf Gott zusammenstehn und, wie du sagtest, für unsern Zweck thun, was wir können und mögen.

§. 19.

Hauptfragen, auf die es bey einem ernsten Versuch, auch nur das niederste Dorf in eine bessere Ordnung zu bringen ankommt, mit fortdauernder Darlegung der Hindernisse, die die gesteigerte thierische Selbstsucht dem Wesentlichen solcher ernsten Versuche in den Weg legt.

Sie giengen jetzt noch ins Umständliche, was in ihrer Lage zu thun sey, hinein. Es schien ihnen, daß es bey dieser Untersuchung auf folgende zwey Fragen ankomme:

1) Welches sind die Haushaltungen im Dorf, von denen man vorzüglich hoffen darf, daß sie die Handbiethung zu einer bessern Hausordnung mit gutem Willen annehmen werden?

2) Was für Menschen im Dorf sind willig und fähig, uns zu dem, was wir zu erzielen suchen, Hand zu biethen?

In Rücksicht auf die erste Frage erwiederte der Meyer: ich darf sicher annehmen, von den Spinnerhaushaltungen, die bey meiner Schwester keine Schulden haben und auch die, wenn sie genöthigt sind, solche machen zu müßen, selbige schnell und sorgfältig wieder zurückzuzahlen suchen, sind auch die, denen man ihrer Fehler halber, sie zu bessern, am leichtesten an Leib kommt.

Seine Schwester nannte auf der Stelle fünf bis sechs Haushaltungen, die sich Schuldenhalber auf diese Weise benehmen und von denen sie sicher sey, auf sie jeden Einfluß, den man wünsche, zu haben, um ihre Haushaltungen im Allgemeinen in eine bessere Ordnung zu bringen.

Ueberhaupt fanden sie, wenn bey armen, liederlichen und unordentlichen Leuten nicht noch Hochmuth und Frechheit hinzuschlagen, so haben sie im Allgemeinen fast immer noch ein weiches Herz im Leib, und lassen sich gewöhnlich auch noch recht gern einen guten Rath geben, wenn sie gefehlt haben; aber wo das Gegentheil der Fall und Liederlichkeit und Unordnung noch mit Hochmuth und Frechheit gepaart sey, da seyn die Leute denn eigentlich ausgeschämt und sicher die Letzten, von denen man hoffen könne, etwas zu ihrer wirklichen Besserung auszurichten.

Alles stimmte hierin dem Marcili bey; nur der Meyer bemerkte noch: man müsse diejenigen, die hierin die letzten seyn werden, nicht unter den Armen suchen.

Darüber sagte Arner lachend: du meynst doch etwa auch nicht, daß man diese Letzten vorzüglich unter den Reichen suchen müsse?

Das nicht, erwiederte der Meyer, wohl aber unter den Dorfmeistern, die die Herzensverhärtung ihres Hochmuths und ihrer Frechheit bey aller Unordnung und aller Liederlichkeit durch ihre Stellen und so viel als von Amtswegen steigern und höher treiben können, als alle übrige Reiche und Arme im Land.

Der Junker wollte ihm im Anfang widersprechen und sagte: er glaube, beydes der Bettelhochmuth und die Bettelfrechheit, so wie der Vorgesetztenhochmuth und ihre Frechheit haben in Rücksicht auf die Verhärtung des Herzens ungefähr die nemliche Wirkung.

Der Meyer erwiederte: es habe diesfalls ein sehr groser Unterschied statt. Freche und hochmüthige Menschen, die vermöge ihrer Stellung, ich möchte sagen, eigentlich von Amtswegen und auf ihre Eide hin gegen gemeine Menschen, die bey ihnen Recht zu suchen, oder gegen sie die Wahrheit zu behaupten genöthigt sind, Gewalt brauchen und der Unschuld, die wider sie zeugt, wie sie wollen, das Maul stopfen können, solche Leute sind in Rücksicht auf die höchsten Reize zur äußersten Verhärtung des Herzens in einer Lage, in welche ein armer Mann im Land und auch ein reicher, der außer Amt und außer öffentlichem Einfluß steht, sehr selten das Unglück hat, zu kommen. Die Reize hiezu sind indessen in diesen Lagen so groß, daß ich wenigstens im Umfang meiner Lebenserfahrungen und in dem Bauern- und Dorfkreis, den ich allein zu beobachten die Gelegenheit hatte, noch wenige Menschen gefunden, die ihnen ganz zu widerstehen vermochten, und unter den ihnen untergeordneten Mitmenschen ganz mit dem milden Sinn der Unbefangenheit und Anmaßungslosigkeit umhergehen, der einem jeden Menschen, der nicht in einer öffentlichen Stellung lebt, so leicht ist, in sich selber zu erhalten.

Arner widersprach ihm das jezt nicht mehr, sagte ihm

aber doch: es dünkt mich, du fassest die Oberbauern in deinem Dorf doch ziemlich streng ins Auge.

Der Meyer erwiederte: wenn mir mein Dorf und die Nachkommenschaft darin wahrhaft, wie sie es soll, am Herzen liegt, so darf ich nicht anders, ich muß diese meine Oberbauern, wie Sie sie nennen, in Rücksicht auf ihre Herzensverhärtung als die letzten ansehen, die sich ihrer Fehler halber auf einen bessern Weg werden leiten lassen.

Der Meyer wollte am End sich auf eine Art seiner Ansicht halber entschuldigen und sagte noch: Gnädiger Herr! Es mag an andern Orten anders seyn, aber bei uns haben unsere Oberbauern unter der Leitung des Hummels, von dem Sie uns endlich erlöst haben, mit Hülfe der Schreibstube im Schloß und selber durch Einmischung des damaligen Herrn Vicaris allen Fundamenten unsers alten Dorfseegens und unsers stillen, frommen häuslichen Lebens vollends den Hals gebrochen und ein verruchtes, verfängliches Kunstbenehmen in alles Privat- und öffentliche Leben des Dorfs hineingebracht, daß wenn Sie, gnädiger Herr! der Hauptquelle unsers diesfälligen Unglücks nicht Einhalt gethan hätten, wir bis auf Heute nicht daran denken könnten, auch nur einen Schritt zu einer wahren Verbesserung der Lage unsers Dorfs thun zu können. Es ist unwidersprechlich, wenn Sie uns hierin nicht geholfen hätten, so würden wir mit allen unsern Bemühungen unter diesen Umständen nichts anders thun, als leeres Stroh dreschen. Aber Gottlob, es ist jetzt ja anders, war das letzte Wort, das der Meyer hierüber sagte.

Und wie aus einem Munde wiederholte alles, was am

Tisch war, das Wort: Gottlob, es ist jetzt ja anders. — Und man kam sogleich wieder auf die Frage: welches denn bestimmt diejenigen Haushaltungen im Dorf seyen, von denen man vorzüglich hoffen dürfe, daß sie die Handbiethung zu einer bessern Hausordnung mit gutem Willen annehmen werden.

§. 20.

Ein guter Boden für die Dorfverbesserung wo man ihn nicht leicht suchte.

Hierüber sagte das Mareili: ich glaube, daß wir den beßten Boden für das, was wir diesfalls suchen und wünschen, an Ort und Stelle finden werden, an die niemand so leicht denkt.

Natürlich fragten jetzt alle, was und wo denn dieser beßte Boden eigentlich sey?

Das Mareili nannte vor allem aus die Haushaltung des gehängten Uelis und sagte: seit dem Unglück ihres Mannes lebt seine Frau in ihrer Stube, wie die stillste, brävste Klosterfrau in ihrer Zelle. Ich gehe zu Zeiten zu ihr, und ich kann nicht sagen, welch einen rührenden Eindruck diese Frau auf mich macht; es ist, wie wenn sie von der ganzen Welt ausser ihrer Stube nichts mehr wisse, und mit ihren Kindern redt sie von Morgen bis am Abend

nichts als vom Bethen und Arbeiten. Es fuhr fort: auch des Rückenbergers Haushaltung ist in diesem Fall.

Es sah in seinem weißen Kleid aus wie ein Engel und ist in seinem Herzen ein wirtlicher Engel. Es schwebt auch auf seiner Mutter und auf allen seinen Geschwisterten eine Art von Wehmuth, die mir immer zu Herzen geht, wenn mir eins von ihnen vor die Augen kommt, und es ist auch nicht möglich, daß eine Haushaltung stiller, frommer und fleißiger seyn könne als diese. Auch die Geschwisterte der hingerichteten Lismergrithe sind von der brästen, eingezogensten und fleißigsten Arbeitern, die ich habe, und doch war diese Haushaltung vor ihrem Unglück eine der schlechtesten und leichtsinnigsten im Dorf; aber seither läßt sich weder die Mutter noch eins der Geschwisterten fast vor keinem Menschen mehr sehen. Sie bringen mir ihr Garn, damit sie niemand sehe, immer zwischen Feuer und Licht und an Tagen, wo mir sonst niemand Garn bringt.

Diese Aeusserung erregte allgemeine Rührung und Aufmerksamkeit. Man wunderte sich im Anfang der Vorzüglichkeit dieser unglücklichen Haushaltungen; aber bald vereinigte sich alles mit der Aeusserung des Pfarrers, die er also ausdrückte: diese Haushaltungen sind durch das Unglück, das sie getroffen, allerseits dahin gebracht worden, daß sie Jahre lang in herzzerschneidenden Gefühlen lebten, und von Kräntung, Betrübniß und Sorgen so stark und so tief litten, daß sich fast nothwendig in ihrem Innersten ein heiliger Ernst entfalten mußte, der nicht anders als dahin wirken konnte, die Schwachheitsgelüste der Thor-

heit dieser Welt und ihrer Sinnlichkeit mächtig still zu stellen, und hingegen die höhern Kräfte der Anstrengung, der Selbstüberwindung und mit ihnen den Segen und die Unschuld eines selbstsuchtlosern, bessern Lebens zu erzeugen.

In dem Augenblick dieser Aeusserung schlug Gertrud ihre Augen nieder und eine Thräne floß über ihre Wangen. Glülphi bemerkte sie, nahm ihre Hand und sagte zu ihr: liebe Gertrud, du denkst in diesem Augenblick an das Unglück, in dem du selber gelebt

Sie erwiederte: wie konnte ich anders? Ich war eine lange Reihe von Jahren in Lagen, in denen ich das äußerste Elend, in welches diese Haushaltungen versunken, eben wie sie gefahrte, und ich kann nicht anders als mir selber gestehen, ich danke die wenige Kraft, die ich hatte, meiner Haushaltung unter diesen Umständen zu seyn, was ich ihr seyn sollte, dem Drang dieser Tage und den Leiden und Sorgen, die ich täglich hatte, bis uns Arner Hülfe schaffte.

§. 21.

Die Zeitabschwächung unsrer, durch Sinnlichkeit verdorbenen, Einbildungskraft im Zusammenhang mit unsrer Neigung zur Gemächlichkeit des Lebens, zum Bilderdienst, zum Sektegeist und den damit innig verbundenen Fehlern des Mißtrauens und der Verläumdungssucht; eben so der Zusammenhang des Zeitübels unsrer Nervenschwäche mit schwächerer oder stärkerer Theilnahme an dem Luxusverderben unsrer Zeit und der großen Steigerung des Lumpenlebens, in welches die größere Mehrheit unsers Volks bis auf die niedersten Dörfer hinab in ihrer häuslichen und bürgerlichen Abschwächung versunken sind.

Glülphi und Gertrud sagten sich die paar Worte, die sie eben redten, mit einer Sorgfalt und Stille, daß sie niemand anderer hörte, und die Unterredung lenkte sich sogleich wieder allgemein auf die Nachforschungen, was für Haushaltungen im Dorf seyen, von denen man sich am meisten Hoffnung machen dürfe, daß sie vorzüglich und leichter als die anderen in das Gleis eines bessern häuslichen Lebens einzulenken seyen. Bey dieser Nachforschung nahm jetzt der Pfarrer das Wort und sagte: auch von des Pfarrers Flieginhimmel Anhängen sind viele sehr

eingezogen und still; aber ihr Mißtrauen gegen jedermann, der nicht ganz wie sie denkt, und das Wörtliche und sinnlich Belebte ihrer Bethansichten und Religionsausdrücke nicht ganz mit ihnen theilt und völlig wie sie ausspricht, schließt ihr Herz vor sehr vielen Menschen zu, die ihre Religion Geist- Herzens- und Ausübungshalber kraftvoller, gediegener und probhältiger in sich selbst tragen.

Der Baumwollenmeyer bemerkte hierüber, das Hauptübel, das einige von diesen Anhängern des alten Pfarrers von andern Leuten trenne, liege nicht so sehr in ihren Meinungen als in ihrer Neigung zur Bequemlichkeit.

Der Pfarrer fand diese Bemerkung ganz richtig und äußerte sich darüber bestimmt: die Sucht zur Bequemlichkeit und Trägheit, die er unter den Anhängern dieses Mannes allgemein angetroffen, hange innig mit den Verirrungen der Einbildungskraft zusammen, welchen der religiöse Bilderdienst so leicht veranlaßt. Er sagte: sie kaufen sich, da sie in unserm Dorf reformirt sind, freylich keine gestochne und gemahlte Bilder, aber sie tragen alle religiöse Ansichten, die sich bildlich denken lassen, so verhärtet in ihrer Einbildungskraft in sich selbst herum, daß ihr Seelenzustand in dieser Rücksicht viel schlimmer sey als derjenige von Leuten, die gestochene und gemahlte Bilder nur in die Hände nehmen und vor Augen halten, indessen diese sie, eben weil sie ihre Ansichten an nichts Aeusserliches knüpfen, das Verderben ihrer Einbildungskraft dadurch weit höher treiben als die andern und sich dadurch auch weit stärker abschwächen. Ihre allgemeine Neigung zur Bequemlichkeit sey eine unzweideutige und

offenbare Folge dieser innern Abschwächung der Kräfte ihres Geistes, ihres Herzens und ihrer Hand, die durch das zum Aberglauben und zu einer Art von Abgötterey hinführende Imaginationsspiel, das sie in dieser Stimmung mit dem Höchsten und Heiligsten treiben, erzeugt werden. Dieses Spiel aber habe seiner Natur nach das Gleichgewicht der menschlichen Kräfte und zwar zu Gunsten der Traumsucht gegen die Eindrücke der Realität ganz auf, und könne nicht anders, als bey der größeren Menge der schwächern Menschen zu einer sittlichen, geistigen und physischen Indolenz hinführen, müsse aber zugleich eine Menge Menschen von mittlern Kräften zu einem Sinn eines bösen Maulbrauchenden Intrigirens für ihre Meinungen hinlenken, und endlich diejenigen von ausgezeichneten höhern Kräften zu einer fanatischen Anstrengung hinführen, in welcher sie sich selbst und alles in der Welt dem Traumbild ihres Imaginationsspiels und ihrer daraus herfließenden Meinungen und Ansichten mit der größten Herzlosigkeit und Gewaltthätigkeit aufzuopfern in den Stand kommen. In unsern Dörfern, setzte der gute Pfarrer hinzu, hat dieses fromme Imaginationsspiel, das mein Vorfahr zu uns gebracht, nur auf einige schwächere Menschen und zwar meistens weiblichen Geschlechts eigentlich tief eingegriffen, und ich kenne auch nur den Harttnopf, der sich zum Glück aber auf eine sehr dumme Art zum Intriganten dieser Meinungen erhoben; zum höhern und weit greifend gefährlichen Fanatismus ist es bey uns gar nicht gekommen. Auffallend hingegen, setzte er hinzu, ist es, wie die schwachen Anhänger, die dieser Mann uns hinterlassen,

die wirkliche Thatkraft zu allem Edeln und Guten in sich selbst abgeschwächt haben. Er fuhr dann fort und sagte: ehe dieser Pfarrer in unser Dorf kam, war dasselbe, nach dem Zeugniß der ältesten Männer, ein frommes, braves, arbeitsames Dorf, ohne daß man dabey viel Wortwesens über Religion und Religions-Gegenstände machte, aber seitdem habe das Träumen und Schwatzen über die Religion und Religionsmeinungen dem kraftvollen, alten Sinn der Religion und dem mit ihm innig verbundenen eben so kraftvollen, alten Pflichtleben des Volks im höchsten Grad Schaden und Nachtheil gebracht und hingegen die Vorschritte des Unglaubens und des Lumpenlebens, das unter dem Hummel Mode geworden, sehr aufgeholfen. Die Leute, sagte er ferner, die Anhänger der Meinungen dieses alten Pfarrers geblieben, seyen zwar auch jetzo noch soviel als gutmüthige Menschen, die durchaus nicht's Gutem eigentlich abgeneigt seyen, aber ihre Schwäche mache sie gegen alles und gegen alle guten Menschen, die nicht in der Modefarb und in der Modeform ihres eignen Guten vor ihnen erscheinen, mißtrauisch und ihre Schwäche gebe ihm nicht eine stille, aber belebte Neigung zum Verleumden, und eine böse splitterrichterliche Zunge gegen alles Gute, das nicht ihre Form habe, und bringe sie dahin, ihr diesfällige Urtheile bey allem Schein von Demuth mit großer Härte als wirklich ein Verdammungs-Urtheil auszusprechen.

Er sagte noch besonders in Rücksicht auf ihre Neigung zur Bequemlichkeit, daß sie, wenn sie durch die Folgen derselben in Noth und unbequeme Lagen gerathen, die Ge-

müthsruhe, die sie, so lange sie sich bequemlich pflegen können, als einen Beweis einer göttlichen, innern Seelenruhe an sich rühmen, sich in ihnen schnell verwirre und dagegen eine Schwachheitsunruhe eintrete, die ohne ihresgleichen ist und sich bey gemeinen Christen, die ohne solche hohe Religionsauszeichnungen und Vereinigungen leben, nicht statt haben. Es war niemand am Tisch, der über diesen Schwachheitszustand der Anhänger dieses Pfarrers nicht auffallende Beispiele wußte. Der Pfarrer brachte besonders das von der kranken Kienastin an, die bey ihrer unzweideutig ausgezeichneten Herzensgüte durch das Spiel der Einbildungskraft, in der sie ihre Religions-Ansichten und Meinungen in sich selber staunend und träumend herumtrug, durch einen großen Theil ihres Lebens unglücklich geworden, aber zuletzt am End ihrer Tage, das wahrscheinlich nahe sey, dahin gekommen, das Unglück ihrer diesfälligen Verirrungen und Irrthümer einzusehen und zu bereuen. Der Pfarrer setzte, nachdem er eine Weile von dieser Frau geredet, noch hinzu: sowie sie, seyen auch die meisten Anhänger dieses seines Vorgängers im Grund ihres Herzens innerlich wohlgemeint, und er hoffe, wenn einst die Schulen diesen Leuten die innere kraftvolle Handbiethung, die sie zu erziehen suchen, geben werden, so werde sich auch ihre Neigung zu einem überwägenden Spielwerk ihrer Imaginationskraft und in der Folge auch diejenigen zu ihrer Bequemlichkeit, allmälig verlieren.

Je mehr die Herren in's Umständliche ihrer Nachforschungen eindrangen, destomehr fanden sie Haushaltungen in ihrem Dorf, von denen sie Hoffnung haben durften, man

werde Ihnen auf diese oder jene Weise zu ihrer Besserung näher kommen können; sie fanden sogar, daß auch in den Haushaltungen von einigen reichen, alten Bauern, die aber unter dem alten Lumpenleben von den Dorfmatadoren als Esel und Kuhbauern verschrien und hintenangesetzt worden, noch gar viel Gutes vom alten Leben des Dorfs übrig geblieben, und von denen der Baumwollenmeyer und seine Schwester behauptete, sie seyen nur unwissend, aber nichts weniger als kraftlos und ungeschickt, und desnahen gar wohl aus ihrer Beschränkung, in der sie mehr aus Furcht vor dem Bösen der neuen Zeit, als aus eigner Kraftlosigkeit stehen geblieben, heraus und in ein besseres Gleis zu bringen. — So lang beschäftigten sie sich über die erste Frage.

---

§. 22.

Auch in dieser Lage gibt der Bibelspruch Licht:

„wer da sucht, der findet, und wer da anklopft, dem wird aufgethan werden.“

In Rücksicht auf die zweyte Frage: was für Menschen im Dorf willig und fähig seyn möchten, ihnen zu dem, was sie zu erzielen suchten, Hand zu bieten? — schienen die Herrn im Anfang wenig Hoffnung zu haben, und selber der Junker und der Pfarrer meynten, sie fänden im Dorf nicht die Hülfe, die sie dazu nöthig hätten; das Mareili hingegen

äusserte sich, es meyne, die Herren haben dafür Mittel, wie vielleicht kein Dorf in der Welt. Diese aber wußten eigentlich nicht, was es meynte, und frugen es sämmtlich: wie es das verstehe? Es erwiederte lachend: ihr Herrn! findet doch ein jeder Lumpenwirth, der es dahin bringt, daß der Dorfvogt, der Weibel und die Richter im Dorf viel bey ihm zusprechen und ihm in jedem Fall, wo es etwas einträgt, das Wort reden, in allen Gassen Leute, die alles thun, was sie nur können, um sein Wirthshaus in Aufnahme zu bringen, wie sollte es denn euch, ihr Herren! an Mitteln zu Erreichung eurer guten Zwecke für unser Dorf fehlen können? —

Der Junker fand diese Vergleichung gar sonderbar und sagte zwar lachend, aber doch nicht mit dem Anschein der völligen Billigung, zum Mareili: wie kommst du dahin, unsere Bestrebungen, euerm Dorf aufzuhelfen, mit den Bestrebungen eines solchen Lumpenwirths zu vergleichen, und uns fast zu winken, als ob die Mittel, die wir für unsere Zwecke in unserer Gewalt haben und brauchen sollen, die nehmlichen, oder doch wenigstens denen ähnlich seyen, die ein solcher Mann für die seinigen hat und braucht?

Das Mareili schüttelte über diese Bemerkung nur den Kopf und sagte: die Herren glauben ganz gewiß nicht, daß es das, was es gesagt hat, also verstanden habe. Diese aber drangen fortwährend und Arner jetzt halblächelnd darauf, es solle doch sagen, was es eigentlich mit seiner Bemerkung denn meyne. Endlich sagte es: wenn es eben seyn muß, so will ich sagen, wie ichs denke. Ich meyne, wenn in einem Dorf der Junker, der Pfarrer und

der Schulmeister, die sämmtlich Leute wie Sie sind, zusammenstehen, um einem Dorf aufzuhelfen, so haben sie dafür mehr Mittel in sich selbst, als sieben solche Wirthe in den Dorfvögten und Vorgesetzten, die ihnen für ihre Zwecke beystehen.

Daran habe ich nicht gedacht, sagte jetzt der Junker, daß du uns mit deiner Vergleichung so viele Ehre erweisen wolleſt, weil du es aber so meynst, so muß ich dir antworten, wenn wir bey allen Mitteln, die wir, wie du sagst, mehr in uns selbst haben, als sieben solche Wirthe, dich, deinen Bruder und diese zwo Frauen nicht an der Hand hätten, so würden wir mit allem unserm guten Willen so viel als nichts in euerm Dorf ausrichten können, und denn muß ich leider noch hinzusetzen, wenn wir das ganze Dorf auslaufen würden, so würden wir doch keinen zweyten Baumwollenmeyer, kein zweytes Mareili, keine zweyte Gertrud und auch keine zweyte Reinoldin finden.

Aber weder der Meyer noch die Weiber wollten Leute seyn, deren Gleichen man im Dorf keine andere finden sollte. Das Baumwollenmareili sagte sogar: b'hüt uns Gott davor, daß wir dergleichen Leute seyen. Es ist kein Mensch in der Welt so brav, daß man nicht noch einen brävern findet, wenn man ihn recht sucht.

Alles lachte jetzt über des Mareili's eifriges „b'hüt uns Gott davor, daß wir die brävsten im Dorf oder gar allein darin brav seyn sollten," und Glülphi sagte: bravo, bravo, Mareili! es muß nie Jemand der brävste seyn wollen; es muß auch niemand mehr seyn wollen als er

ist, und mehr haben wollen, als er hat. So wollen wirs jetzt auch machen. — Das Mareili verstand ihn nicht, aber blickte nur mit seinen großen Augen so gegen ihn hin, daß man deutlich sah, es hätte gern, daß er noch mehr sagte. Der Junker aber fragte bestimmt: was er damit meyne, sie wollen es auch so machen. Er erwiederte: Wir haben nur einen Junker und einen Pfarrer, und es kommt keinem Menschen von uns ein Sinn daran, einen zweyten Junker oder einen zweyten Pfarrer zu wünschen, und so wollen wir jetzt auch mit einem Meyer, mit einem Mareili und mit einer Gertrud genug haben, und für einmal von diesen lieben Leuten allen keinen zweyten weder wünschen noch suchen.

Das Mareili und die Gertrud schlugen die Augen nieder und schwiegen jetzt ganz still; die Reinoldin aber sagte muthvoll und jugendlich freudig: es soll an uns nicht fehlen; wir wollen helfen wo wir können und mögen. — Mit dem stand sie auf, both dem Mareili und der Gertrud die Hand, und sagte: ich bin jung, aber ich traue auf euch und will euch folgen in allem, was ihr mir diesfalls rathet. — Auch der Meyer äusserte sich bestimmt: wills Gott, richten wir mehr aus, als wir jetzt selber glauben, es ist ein seltener Fall, daß ein Dorf die Hülfe findet, die wir uns von euch, ihr Herren! versprechen dürfen.

Wenns nur auch nicht so gar schlimm in unserm Dorf aussähe, sagte jetzt noch der Junker. Auch der Glülphi erwiederte: es ist wahr, es sieht im Dorf so schlimm aus, daß, wenn man ihm ein wenig nachsinnt, einem der Muth in dem, was wir vorhaben, völlig entfallen könnte. Und

sie konnten sich nicht enthalten, ihr Vorhaben noch eine Weile in diesem Sorge erregenden Gesichtspunkte ins Aug zu fassen, und der Junker sagte noch: wenn ich mir das Dorf, so wie es unter der Linde vor mir stand, vor Augen stelle, so ist es mir allemal, die Hoffnung, wir werden das, was wir suchen, ausrichten, verschwinde aus meiner Seele, und es fällt mir bey aller Hülfe, die ich weiß, daß wir von euch haben werden, doch schwer zu glauben, daß wir dem Vorhaben gewachsen seyen.

Alles war einstimmig, die Ausführung ihres Vorhabens sey äusserst schwierig. Arner äußerte sich sogar in einem wiederkommenden mißmuthigen Augenblick, ob es nicht der Fall sey, daß man das Dorf, wenigstens in Rücksicht auf die Alten, beynahe für unverbesserlich halten müsse? dem widersprach jetzt Glülphi mit Lebhaftigkeit. Auch der Baumwollenmeyer und seine Schwester widersprachen dieser Ansicht und sagten, man müsse in der Welt keinen einzigen Menschen, geschweige ein ganzes Dorf, für unverbesserlich halten.

Gertrud, deren stiller Muth sich immer gleich bleibt, nahm das Wort und sagte: nein, nein, unverbesserlich ist der Mensch nie; die Kräfte seines Geists, seines Herzens und seiner Hand können beym Lumpenleben eines Dorfs wohl lahm und wenn ihr wollt, aussätzig werden, aber des Menschen Herz und des Menschen Kopf, wenn es schon, ich möchte sagen, in Hirn und Brust durch Umstände halb in Fäulniß gebracht werden kann, stirbt doch nie ganz in ihm aus. Der Mensch kann freylich eine Weile ohne Glauben, ohne Liebe, ohne Vernunft und oh-

ne Thätigkeit leben, aber die Kraft seines Glaubens, die Kraft seiner Liebe, die Kraft seiner Vernunft und seiner Thätigkeit stirbt doch nicht ganz in ihm aus, und wenn das bey einem einzelnen Menschen wahr ist, so ist es noch weit mehr bey einem ganzen Dorfe wahr. Sie setzte hinzu: wenn man nur von oben herab recht an das Gute, das im Menschenherz ist, anklopft, so öffnet es sich gewiß.

Dieser Ansicht widersprach jetzt niemand, und es vereinigte sich alles in der Meinung, es komme gar nicht darauf an, daß sie im Anfang viele Leute fänden, die sich mit ihnen zu ihren Zwecken vereinigten, wohl aber, daß man es von oben herab wohl verstehe, die zu suchen, die in jedem Fall für das, was man nothwendig hat, die rechten sind. Und der Lieutenant sagte jetzt noch selber: es ist sogar gut, daß jetzt unsrer, in Rücksicht auf unsere Zwecke, nicht zu viel seyen; es ist ein altes und ein wahres Sprichwort: „wo viele Hirten sind, da wird nicht wohl gehütet.“ — Er setzte noch hinzu: das ist gewiß, es könnte für unsere Zwecke nicht verderblicher seyn, als wenn sogar die Waschweiber beym Brunnen und die Maulbraucher in Wirthshäusern zusammenstünden und sich erzählen würden, wie sie dem Junker an die Hand gehen wollen, sein verlumptes Dorf in Ordnung zu bringen.

Alle und selber auch der Junker fühlten sich für ihre Zwecke wieder etwas muthvoller als vor einigen Augenblicken, und redten jetzt mit mehr Unbefangenheit von den Schwierigkeiten und dem starken Widerstand, der ihnen bei ihrem Vorhaben von verschiedenen Seiten aufstoßen würde. Das Baumwollenmareili sagte: das Dorf mache

sich die wunderbarlichsten Vorstellungen von dem, was der Lieutenant mit seiner Schule und der Junker mit dem Dorf anfangen wolle. Die Reinoldin sagte: in ihrer Nachbarschaft fürchten die Leute, der Schulmeister werde die Bettelbuben mit den Narrheiten, die er sie lehren werde, so hoffärtig machen, als nie kein Bauernbub' ob dem größten Stall voll Stiere und Kühe hoffärtig werden könne.

Ja, sagte der Pfarrer, mein Klaus hat mir diesen Morgen auch erzählt, der Sigrist habe gestern zu ihm gesagt, wenn der adeliche und wohlgebohrne Herr Lieutenant ein halb Jahr lang bey ihnen Schulmeister seyn werde, so könne denn der Junker und der Pfarrer darauf zählen, die Bonalerbuben werden vor ihnen keinen Huth mehr abziehen und keinen Scharrfuß machen, wie sie es bisher gethan. Der gute Sigrist habe noch hinzugesetzt: das sey vor altem doch so schön gewesen und der alte Junker und der alte Pfarrer haben es so gern gesehen.

Es lachte zwar alles über das Hutabziehen und den Scharrfuß, den der alte Junker und der alte Pfarrer so gern gesehen, aber der Baumwollenmeyer sagte, wenn es nur bey solchen Sigristenklagen über das Hutabziehen und den Scharrfuß machen, bleiben würde, aber er fürchte weit andere Auftritte, die der Neid und die Niederträchtigkeit einiger Menschen im Dorf gegen alles Gute, was sie versuchen möchten, hervorbringen werde.

Ach wie doch die Menschen bis zur Verworfenheit niederträchtig und schlecht sind, sagte jetzt wieder der Junker. Aber Glülphi, vom Wort der Gertrud gestärkt, antwortete ihm mit ernster Fassung: das ist nur in großer Beschränkung

wahr. Eigentlich darf man doch gar nie sagen: der Mensch sey niederträchtig und verworfen, man darf nur sagen: die Menschen, die durch Verwahrlosung, Sinnlichkeitsüberfüllung und Verkünstelung außer die Kraft und das Rechtsgefühl der Menschennatur hinausgeworfen worden, nur diese sind eigentlich niederträchtig und verworfen.'

Er hatte das Wort kaum ausgesprochen, so erschallte gleichsam wie aus einer Stimme: ja, es ist wahr, die Menschen sinken nur durch Verwahrlosung, Ueberfüllung und Verkünstelung zur Niederträchtigkeit und Verworfenheit hinab. Dann aber erkannten sie auch eben so allgemein, die Verwahrlosung der größern Menge der Menschheit auf der einen Seite und die sinnliche Ueberfüllung und Verkünstelung der andern habe in unserer Zeit eine Höhe erreicht, die vielleicht, so lange die Welt steht, nie so groß gewesen, und redten noch eine Weile von der Höhe dieser Verworfenheit und Niederträchtigkeit, die sie in ihren Bestrebungen eigentlich zu fürchten haben, und fanden dabey doch denn allgemein, unter dem ärmern und arbeitenden Volk gebe es dennoch wenig Menschen, die man eigentlich mit dem Namen niederträchtig und verworfen bezeichnen dürfe, und der Meyer und Glülphi, die beyde große und weitführende Lebenserfahrungen gemacht haben, sagten einstimmig: Menschen, die man soweit als schlecht bezeichnen dürfe, haben sie wenige unter denen gefunden, die außer ihrer Wohnstube nichts zu befehlen haben, außer bey solchen, die von Leuten, die zur Verworfenheit versunken, zu ihren Niederträchtigkeitsstreichen, an die Hand gedungen und verführt worden. Aber leider giebt es unter

einem tief versunkenen Volk, sagte dann der Lieutenant, freylich in allen Winklen Hungerleider, die nach den Brosamen schnappen, die die verworfensten Menschen oft von den Tischen ihrer Niedrigkeit fallen lassen.

§. 23.

Armseligkeit, Schwachheit und Heurathsintriguen.

So oft der Junker die Gertrud sah', fragte er denn immer dem Hübelrudi nach, und wie es ihm mit der Meyerin gehe. Auch dießmal fragte er mit Angelegenheit darnach. Gertrud erwiederte, wie das letztemal, sie könne eigentlich nichts sagen, die Meyerinn erkläre sich nicht bestimmt darüber, daß aber die Vögtin fast im Sinn habe, allem aufzubiethen, was ihr immer möglich, damit aus dieser Heyrath nichts werde, daran zweifle sie keinen Augenblick; ihr böser Wille darüber sehe ihr zu den Augen hinaus, wenn man sie nur ansehe.

Der Junker sagte: geschehe in Gottes Namen darüber was wolle, aber es macht mich allemal verdrießlich, wenn ich daran denke, wie sich der Vogt in dieser Sache gegen mich benommen.

Dieser saß in diesem Augenblick bey einem Glas Wein bey seiner Frau in der Stube, die diesen Morgen auch in der Kirche gewesen und seit dem Mittagessen ein Wei-

tes und Breites darob machte, was doch der Junker und der Pfarrer mit diesem Exerziermeister, den er zu ihrem Schulmeister gemacht, anfangen wolle.

Der Vogt tröstete sich darüber mit dem Wort: Gottlob, daß das Schulwesen eine Sache ist, die nicht vor Audienz kommt. Ich verstehe gar nichts davon, und wußte nicht, was ich dazu sagen mußte.

Vögtin. Ich glaube bald, du wünschest, daß gar nichts von Audienz komme, damit du über gar nichts deine Meinung sagen müßest.

Vogt. Du hast fast recht. Die Audienzstube ist mir verleidet wie kaltes Kraut, und es macht mir Mühe, wenn ich darum über irgend etwas das Maul aufthun muß.

Frau. Wenn du nur auch ausser der Audienzstube dein Maul über nichts wie ein Narr aufthun und nicht dummes Zeug schwatzen würdest, wie du letzthin beym Junker deiner Schwester halber gethan hast.

Ja, erwiederte der Untervogt, du mahnest mich eben recht daran,. ich habe heute den Junker noch keinen Augenblick gesehen, und ich darf nicht anders, ich muß diesen Abend noch zu ihm.

Frau. Thue doch etwas Gescheiders, das ist gar nicht nothwendig.

Vogt. Doch, doch, ich darf nicht anders; er könnte meynen, was dahinter stecke, daß ich nicht zu ihm komme.

Frau. Meyne er was er wolle, bleib du jetzt ordentlich zu Haus; du könntest ihm noch einmal versprechen, du wolltest das Deinige dazu beytragen, daß der Bettelrudi deine Schwester zur Frau bekomme.

Vogt. Ich hab' ihm das nie versprochen.

Frau. Sag' das nicht. Du hast es vielleicht nicht im Sinn gehabt zu halten, das traue ich dir noch zu, aber versprochen hast du es sicher.

Vogt. Ah deine Schwester bekommt, wie es scheint, den Ochsenfeißt doch nicht.

Die Ursache aber, warum der Vogt dieses sagte, ist folgende: der Ochsenfeißt, dem die Untervögtin ihre Schwägerinn zugedacht, hatte vor ein paar Tagen vernommen, daß der Bettelbub, der Hübelrude, sich um sie bewerbe, daß das ganze Dorf von diesem Gerede voll sey. Als er das vernahm, stand er eben unter seiner Hausthüre. Er blieb, da er das hörte, wohl eine Viertelstunde unter der Thüre stehen und hatte das Maul vor Verwunderung offen; denn er konnte nicht begreifen, daß ein Mensch, dem er mehr als einmal, wenn er in seinem Dorf gemetzget, etwas Abgehendes zum Allmosen gegeben, ihm Heurathenshalber in den Weg kommen könne. Als ihm aber endlich das Maul wieder zufiel, wurde er so wild, daß er eine Weile nicht wußte, was er machte und sich, damit er wieder zu sich selber komme, zum Essen und Trinken hinter den Tisch setzen mußte. Dadurch brachte er sich wieder so weit zu sich selber, daß er zu dem Schulmeister gehen und ihm dann folgenden nachdrücklichen Brief an die Untervögtin angeben könnte.

Herzvielgeliebte Frau Bas Vögtin!

Ich muß mich schämen wie ein Hund, und möchte wild werden vor Zorn, was über euere Gschwey (Schwä-

gerin) hier ein Gerede geht. Die ganze Kilchhöre (Ort) weißt, daß ich ein Aug auf sie habe; ihr seyd allein Schuld daran, sonst kein Mensch. Ich wäre schon längst versorget, wenn ihr mich nicht mit ihr aufgehalten hättet, und ich will wenig sagen, zehen und zwanzig Meitli, die eben so hübsch und noch hübscher und mit dem Geld denn ganz anderst bestellt sind als diese, würden die Finger nach mir lecken, wenn ich nur ja sagte; und ich weiß gar nicht, was diese sich einbildet und was sie meint, daß sie besonders habe, und warum ich leiden sollte, daß sie mich aufzieht; und ich werde mich keinen Augenblick besinnen, sie hocken (sitzen) zu lassen, wie sie hocket, insonderheit auf das hin, was man mir jetzt von ihr erzählt, und nur allein euch zu gefallen, weil ihr es so gern hättet und schon so viel Mühe damit gehabt habet, will ich doch nicht völlig von ihr abstehen, und glauben, wenn es schon nicht zu glauben ist, es sey nicht wahr, was man von ihr erzählt. Aber lang will ich das doch nicht mehr so haben, und ihr könnt es ihr nur sagen, wenn sie dieses wollen oder es mit dem Bettelbuben sey wie man redet, daß sie ihn neben mich stelle, so soll sie meiner nur kein Acht mehr nehmen.

Dieses habe ich nicht unterlassen können euch zu schreiben. Womit, in den Schirm Gottes wohl befohlen, verbleibe.

Herzvielgeliebte Frau Bas Untervögtin!

Euer getreuer Vetter:

Hans Ulrich Ochsenfeißt,

Metzger und Sonnenwirth.

Auf diesen Brief hie ist es, wie ich sagte, daß der Untervogt glaubte, es sey mit dem Ochsenfeißt seiner Schwester halber am Ende, er werde sie nicht mehr nehmen. Seine Frau aber war nicht dieser Meinung, und da ihr Mann ihr jetzt sagte: er glaube, es könne nicht mehr viel schaden, was er auch jetzt über diese Sache dem Junker sagen möchte, antwortete sie: erst wenn sich Schwierigkeiten in einer Sache zeigen, müsse man anfangen, recht Sorg zu tragen, daß sie nicht fehle, dieser Brief sey noch gar nicht das End alles Widersprechens und es sey über diese Sache bey weitem noch nicht aller Tage Abend, sie werden den Meister Ochsenfeißt wohl wieder einen andern Brief schreiben machen und wolle erst jetzt recht anfangen, sich alle Mühe zu geben, daß ihr die Sache nicht fehle.

Nun, nun, ich wünsche dir Glück dazu: aber ich muß jetzt gehen, ich muß nothwendig zum Junker.

Sie wollte ihn noch einmal abhalten, da sie aber nicht konnte, wiederholte sie ihm: So mach mir denn doch wenigstens in dieser Sache nicht noch einmal einen Narrenstreich, wie du mir schon einen gemacht hast. Mit dem mußte sie ihn gehen lassen, und er kam fast eben in dem Augenblick zum Junker, als dieser dem Hübelrudi und der Meyerin bey der Gertrud nachgefragt und zu ihr gesagt, es mache ihn allemal verdrüßlich, wenn er daran denke, wie sich der Vogt dieser Sache halber bey ihm benommen. Da er zum Junker kam, fragte er ihn: was er zu befehlen habe? Der Junker erwiederte: nichts, jetzt gar nichts — und der Vogt wollte sogleich wieder fortgehen und sich, wie man sagt, aus dem Staub machen, ehe der Junker noch zu einem

zweiten Wort kommen konnte. Aber dieser verstand es nicht so und rief ihm nach: aber hör doch, da wir letzthin vom Hübelrudi und deiner Schwester sprachen, sagtest du mir, es soll dieser Sache halber an dir nicht fehlen. Hast du ihm jetzt bey ihr, wie du mir Hoffnung dazu gemacht, das Wort geredt? — Der arme Mann erschrack so sehr, daß er eine Weile nicht antworten konnte. Endlich brachte er doch heraus: gnädiger Herr! verschonen Sie mich doch in dieser Sache. Ich kann darin nicht helfen. Wo ich mich diesfalls hinwende, habe ich nur Verdruß.

Junker. Hast du dich etwa der Sache gar zu eifrig angenommen, daß du so Verdruß davon hast?

Vogt. Nein, nein, das nicht, das nicht.

Junker. Aber warum hast du denn Verdruß davon?

Der Vogt wollte mit der Sprache nicht heraus. Aber der Junker fragte ihn mehreremale und ernsthaft bis er endlich sagte: er habe sowohl bey seiner Frauen als bey seiner Schwester damit Verdruß gehabt.

Junker. Aber warum das?

Vogt. Eben weil ich zu Ihnen gesagt habe, es soll an mir nicht fehlen.

Junker. Da hat man dir denn sehr Unrecht gethan. Ich sah dirs im ersten Augenblick an, daß dir dabey nicht Ernst war; aber du hättest besser gethan, du hättest mir damals, wie jetzt, gerade heraus gesagt, du wolltest und könntest dich der Sache nicht annehmen. Ich hätte dir auch in diesem Fall gar nichts weiter zugemuthet.

Vogt. Es ist wahr, es ist wahr, gnädiger Herr! ich wollte selber, ich hätte damals dieses gerade heraus gesagt:

Der Junker sagte ihm noch zuletzt: du willst es eben immer allen Leuten recht machen und damit machst du es Niemand recht und bringst es mit dieser Art, dich zu betragen, am End dahin, daß jedermann merkt, er dürfe auf ein Wort von dir nicht zählen. —

Damit ließ er ihn gehen, und der arme Mann sagte im Weggehen wieder zu sich selber: wäre ich doch nie Untervogt geworden; ich habe seit der Zeit mehr Verdruß und Sorgen als sonst in meinem ganzen Leben.

---

§. 24.

Der Geist ists, der da lebendig macht, das Fleisch ist gar nichts nutz.

Als Arner und Therese verreist waren, gieng Glülphi noch zu der Frau, die seit einigen Tagen in Rücksicht auf die Schulführung seine ganze Seele in ihrer Hand hatte.

So wie er in ihre Stube hineintrat, sagte er zu ihr: jetzt morgen geht mein neues Amt an; aber es ist mir, als beträte ich ohne einen Wegweiser ein Land, in dem ich in meinem Leben nie gewesen.

Sie haben einen treuen und guten Wegweiser für dieses Land in sich selbst, erwiederte ihm Gertrud.

Ich fühle mit jedem Tag und mit jeder Stunde mehr, daß ich für das, was ich morgen seyn soll, noch nichts

bin, — so sprach jetzt der Mann, dessen Lebensmuth in allen andern Verhältnissen so groß und stark war. Gertrud, die ihn tief kannte und hoch achtete, antwortete ihm: wer in Ihrer Lage also von sich selber redet, der fühlt, was er darin bedarf, und wer das so wie Sie fühlt, der hat dafür sicher mehr Kräfte, als er selbst glaubt.

Glülphi. Schmeichle mir nicht, Gertrud, hilf mir wo du kannst. Du hast mein Inneres gestärkt und erhoben, stärke auch meine äussere Kraft. Ich gehe an meine Schulmeisterarbeit, wie ein Lehrling an sein Handwerk geht, ohne daß er vorher ein Werkzeug dafür in seiner Hand gehabt.

Gertrud. Alle Berufe haben eine innere Kraft zu ihrem Fundament, und wer diese in sich selbst hat, dem wird es immer leicht, jedes äussere Werkzeug desselben, wenn er es auch schon noch nie in der Hand gehabt, wohl zu behandeln. — Und mit diesem Wort lenkte sie das Gespräch von den Schwierigkeiten des Schulwesens zu den Ansichten des hohen Segens und der großen Freuden dieses Stands. Das Gespräch erhielt sich eine Weile auf diesem erheiternden Gesichtspunkt. Dann aber fiel Glülphi noch einmal mit dem Gedanken ein: wie sehr ihm die wesentlichen Mittel zu diesem Segen mangeln. Gertrud wiederholte ihr Wort: Sie haben die Kräfte zu diesen Mitteln mehr als Sie glauben in sich selbst. Ohne seine Antwort zu erwarten, setzte sie hinzu: gehen Sie doch nur mit Freuden in ihre Schule und denken Sie denn nicht an sich selbst, denken Sie denn nur an Ihre Kinder. Glauben Sie mir, setzte sie hinzu, wenn Sie denn vom Morgen bis an den Abend das thun und mit

ihnen arbeiten, fast ohne einen Augenblick zu haben, an sich selber zu denken, so werden Sie für alles, was Sie seyn und werden sollen, mehr Kraft in sich selber spüren und darin weiter kommen, als wenn sie vom Morgen bis an den Abend nichts thäten, als an sich selber denken und nachstaunen, was Ihnen darin mangle und was Sie diesfalls werden sollten.

Sie, die Geprüfte, hielt sich durch ihr Leben an dem in ihr tief gereiften Grundsatz, daß der Mensch in allen Verhältnissen, wenn er von dem, was er darin seyn und thun soll, das mit unabläßlichem Eifer und unermüdeter Anstrengung thut, was er darin wirklich schon kann und versteht, dadurch auch das, was er darin noch nicht kann und nicht versteht, und zwar auf die bestmöglichste Art lernt und sich einübt. Gertrud hoher und durch das häusliche Leben gebildeter und erhaltener, religiöser Sinn war in ihr zu einer innern, wortleeren Kraft gereift, die sie stark und unermüdet machte in allem Werk des Herrn und in der Erfüllung jeder ihrer Pflichten. Und noch ein Wort, das sie in dieser Unterredung zu Glülphi sagte, ist für jeden Menschen, der den Gegenstand der Erziehung in seinem innern Wesen erforscht, sehr wichtig. Sie sagte nehmlich in der Lebhaftigkeit dieses, den Glülphi aufmunternden, Gesprächs: die Mutter oder der Schulmeister muß für das Kind nicht das seyn wollen, was er oder sie sich selbst gern ist, sie müssen ihm beyde auch nicht das geben wollen, was sie für sich selbst gern haben, und nicht das für ihn seyn wollen, was sie selber gern für dasselbe seyn. Ich darf z. Ex. mein Kind nicht kochen leh-

ren, weil ich selber gern koche, aber wenn mir das Kochen auch die allerunangenehmste Arbeit wäre, die ich kennte, so müßte ich das Kind doch kochen lehren, weil es ihm nothwendig ist, daß es kochen könne.

Es war schon über 10 Uhr, als er von der Gertrud weg ins Pfarrhaus heimgieng. Auf der Straße kam er vor ein paar Männern vorbey, die ihn kannten. Als sie ihn sahen, verbargen sie sich hinter einen Holzstoß, bey dem er vorbeygehen mußte und erhoben daselbst ein muthwilliges, lautes Gespött über den Wunderthäter, den Schulmeister, den man ihnen jetzt aufsalzen wolle, daß es ihm zu Herzen gieng und auf den Eindruck, den der Gertrud ermunterndes Gespräch auf ihn gehabt hat, in diesem Augenblick eine nachtheilige Wirkung hatte.

§. 25.

Die Unverschämtheit macht Menschen dummes Zeug sagen, die, wenn sie das nicht wären, Anlagen genug hätten, das ganz klug ins Aug zu fassen, worüber sie jetzt dumm reden.

Und dieses um so mehr, da der gestrige Tag schon eine Art von fieberischer Wallung in seinem Geblüt erzeugt. Er hatte schon den ganzen Tag durch Kopfweh, und konnte nicht schlafen bis gegen den Morgen, da er denn

noch in einen harten, aber unruhigen und ermattenden Schlaf fiel. Es träumte ihm noch in demselben; er stehe zwischen einem schauerlichen Abgrund und einer unersteiglichen Felswand. Als er erwachte, lag er so sehr in einem Schweiß, daß bald jedes Haar an ihm traufte und er konnte es sich nicht verhehlen, er sey nicht in einer guten Stimmung für den Tag, der ihm bevorstehe, und als er das Fenster aufthat und das Wetter bey schauerlich kaltem Wind regnerisch fand, sagte er auch: es steht am lieben Himmel heute ungefähr wie in meiner Seele.

Er wollte jetzt, was sonst noch nicht so regelmäßig seine Gewohnheit war, was ihm aber Gertrud so sehr ans Herz legte, bethen und bethete wirklich; aber die innere, warme Erhebung, ohne die jedes Gebeth ein tönendes Erz ist und eine klingende Schelle, diese hohe Erhebung fand er nicht in einer innern Belebung in sich selbst, wie er sie nothwendig hatte und wünschte. Er suchte sie, aber er suchte sie in Unruhe, und in dieser findet sich das Hohe und Göttliche nicht rein. Der Herr Pfarrer und die Frau Pfarrerin sahen ihm, als er in die Stube zum Morgentrinken zu ihnen kam, die Unruhe an, in der er war, und wollten ihn beyde in seine Schule begleiten. Aber er bath sie, ihn diesen ersten Schultag mit der Gertrud bey seinen Kindern allein zu lassen. Er hatte dieses gestern auch Arner und Therese, die ebenfalls diesen Tag mit ihm in der Schule zubringen wollten, gebethen. Mit Rührung gaben ihm jetzt der Pfarrer und die Frau Pfarrerinn, da er nun in die Schule gehen wollte, die Hand, wünschten ihm Gottes Segen zu diesem ersten Tag. Auch er gieng mit

Rührung, aber nichts weniger als muthvoll und heiter in seine Schulstube. Da er aber darein kam, fand er von den Matadoren und ihren Weibern fast ein Dutzend der Unverschämtesten, die im Dorf waren, da stehen, die ihn ungefähr so grüßten, wie ein Meister seinen Gesellen grüßt, wenn er zu ihm in die Stube, in der er für ihn arbeitet, kommt. Sie sagten ihm auch sogleich und zwar wie wenn es sich von selbst verstünde, daß sie das Recht dazu hätten, sie seyen da, um heute seiner Schule beyzuwohnen und zu sehen, was er Neues mit ihren Kindern vornehmen werde. Aber er verstand das nicht so. Er antwortete ihnen: er verbethe sich das, und wolle heute mit ihren Kindern allein seyn. — Die Herren Matadoren und ihre Weiber machten darüber große Augen. Sie konnten gar nicht begreifen, wie ein Schulmeister es wagen dürfe, ihnen in ihrer Schulstube zu sagen, daß er sie nicht darin haben wolle, thaten im Anfang, als ob sie ihn nicht verstünden, stießen aber unter sich die Köpfe zusammen und blieben stehen, wie sie standen und wo sie standen. Aber Glülphi wiederholte ihnen, daß er jetzt allein seyn wolle, und daß er die Schule nicht anfange, bis sie zur Thüre hinaus und er mit den Kindern allein sey. Da sie sahen, daß sie ihr Daseyn nicht erzwingen könnten, giengen sie endlich. Aber sobald sie vor der Thüre waren, sagte einer zum andern: das ist doch ein unverschämter Mann, unser Schulmeister. — Der Hügi sagte gar: er macht es uns eben wie der Pfarrer, der die Leute zur Kirche hinaus schickte, die zuhören wollten, wie er auf den Hummel hätte predigen sollen und nicht geprediget hat. Die

dicke Aebin, der Geschwornen Frau, antwortete: auch der Junker wollte, da es mit dem Hummel zum Galgen gieng, wie jetzt der Schulmeister, nicht jedermann dabey seyn und mitlaufen lassen. Ja, ja, man siehts, diese drey Herren sind unserthalben ganz gleicher Meynung in der Schule, in der Kirche und selber beym Galgen; sie wollen an keinem von allen diesen drey Orten jemand zusehen oder zuhören lassen, was sie daselbst treiben, ausgenommen Leute, die sie selber gern dabey haben. Diese Gleichheit der drey Herren an allen diesen drey Orten, belustigten die dicken Weiber und Männer eine Weile. Indessen schüttelte jetzt der Richter Kienholz, der dem Hartknopf verwandt war und gar oft bey einem Glas Wein, das er ihm zahlte, über fromme und geistliche Dinge ein weites und breites Gespräch führte, den Kopf und sagte: aber in die Länge kann das doch mit der Schulstube nicht also gehen. Das ist unmöglich, erwiederten ihm alle, und einer fluchte sogar und sagte: das kann so wenig in die Länge also gehn, als der Teufel in Himmel kommt. Andere unterstützten die Hoffnung, daß es damit nicht in die Länge gehen könne, sogar mit dem Sprichwort: strenge Herren werden nie alt.

§. 26.

Weh dem Kind, dessen Geist und Herz schon in seiner Unmündigkeit und in seinen Schuljahren zum Dienstknecht, ich möchte sagen zum Packesel seines Maulbrauchens gemacht wird.

Doch ich kehre von dem Rath dieser zur Thüre hinausgestellten Thoren wieder zu meinem lieben Glülphi in seine Schulstube zurück.

Der Pfarrer hatte am Sonntag Abend in allen Häusern ansagen lassen, daß die Schulkinder alle auf den Schlag 8 Uhr in dem Schulzimmer versammelt seyn sollen, und die Männer und Weiber, die er jetzt wieder fortgeschickt, waren alle, eben wie auch Glülphi fast eine Viertelstunde vorher schon in der Schulstube. Von den Kindern aber mangelten um halb neun Uhr noch viele, und die, die jetzt noch mangelten, waren alle bestimmt Kinder aus den Häusern der größten Lumpen und aus einigen Vorgesetztenhäusern. Die Kinder der Gertrud und auch diejenigen, die mit wundergebigen Matadoren und ihren Weibern ankamen, waren die ersten und auch des Rudis Kinder, die mit der Gertrud auf den Schlag 8 Uhr ankamen. Das ganze Dorf war im höchsten Grad über das, was Glülphi in der Schule vornehmen werde, gespannt, und es war schon seit ein paar Tagen in allen Winkeln darüber ein großes Gerede, was er alles mit den Kindern anfange. Darum ließen sich auch die Matadoren und ihre Weiber so

ungerne aus der Schulstube herausstellen. Dieses Gered war aber auch natürlich, indem der Junker schon vor etlichen Tagen Drehstuhl, Hobelbank, eine kleine Schmiede, einen Ambos, und Nähkissen, Spitztrucken und Spinnräder und noch viel dergleichen Sachen für die Schule ins Pfarrhaus bringen ließ und Glülphi hatte auch wirklich in den ersten Tagen, da er sich entschlossen, Schulmeister in Bonnal zu werden, sich vorgenommen, gleich im Anfang den wörtlichen Unterricht in seiner Schule mit allen diesen Arbeitsgattungen zu verbinden; aber Gertrud zeigte ihm sogleich, daß dieses nicht möglich und daß er damit anfangen müsse, sich genau an das zu halten, was die Kinder bisher gelernt, so wenig es auch sey und so schlecht sie es auch mögen gelernt haben. Er ließ also Drehstuhl, Hobelbank, Nähkissen und Spitztrucken für einmal im Pfarrhaus stehen, wo sie standen und fieng die Schule mit Prüfung dessen an, was sie konnten, und zwar zuerst mit den Gebethen und den Bibelsprüchen, die sie konnten und ließ sie diese auswendig hersagen.

Da Gertrud ihm diesen Rath gab, sagte sie ihm zugleich, er werde dadurch, daß er prüfe, *was* sie können, wenn er acht gebe, *wie* sie es können, zugleich auch entdecken, was sie seyen, oder vielmehr wie es mit ihnen in allen Rücksichten stehe.

Es war auch wirklich also. Bey dem ersten Versuch, sie die Gebether und Bibelsprüche, die sie auswendig konnten, ihm vorsprechen zu machen, sprang die erbärmliche Leerheit, die in ihrem Innern herrschte und die unglaubliche Ungeschicklichkeit in dem, was sie zu können glaubten und aus-

wendig daher sagten, ihm so in die Augen, daß dem guten Lieutenant schon in der ersten Schulstund die Geduld fast ausgieng. Schon der Contrast, den ihr Anblick mit den Worten, die sie aussprachen, die aber offenbar in ihrem Mund Unsinn waren, machte, brachte ihn auser Fassung. Des Halloris Kind, dem Neid und Bosheit aus den Augen heraus sahen, sah ihn mit dem offenbarsten Blick der Frechheit und der unverschämtesten Verachtung an, in dem es ihm den Spruch auffagte: „Du sollt lieben Gott deinen Herrn von ganzem Herzen und den Nächsten wie dich selbst.“ Aber es wußte nicht, weder wenn das dich selbst gemeint sey, noch daß es ein Gemüth habe, und von dem Nächsten wußte es gar nichts, als daß seines Vaters Bruder beym letzten Scheibenschießen am nächsten an den Nagel geschossen.

Des geizigen Rabser Kind sagte ihm den Spruch auf: „verkauf was du hast und gieb es den Armen“ — und auch denjenigen: „sammelt euch nicht Schätze, die der Rost frißt.“ — Aber als es der Schulmeister fragte: ob es auch schon einem armen Kinde etwas gegeben? sagte es gerade heraus nein; und ein Kind, das neben ihm saß, flüsterte ihm ein, es müsse das dem Schulmeister anders sagen. Aber es antwortete ihm auch ins Ohr flüsternd: du, selber essen macht feist. Und dieses Kind meynte im Ernst nicht, daß es schuldig sey, von dem, was sein sey, irgend jemand etwas zu geben, und als ihm nach der Schule einige Kinder sagten, es habe bey dem Schulmeister mit seiner Antwort ein schlechtes Ey gelegt, sagte es, sein Vater und seine Mutter werden doch wohl wissen, was recht sey, und sie haben ihm schon oft gesagt, es müsse alles, was sie ihm geben,

für sich behalten und selber essen, und es sey wie gestohlen, wenn es so etwas zum Haus hinaus trage und es einem andern gebe. Von dem, was ein Schatz oder Schätze seyen, wußte es gar nichts als dieses: es habe schon viel von Schatzgräbern gehört, und daß der Teufel die Schätze, die er unter dem Boden habe, wenn ihn die Schatzgraber recht beschwören können, ihnen herausgeben müsse. — Er hörte dies und noch viel anders, da es ihm jetzt zu thun war, die Kinder kennen zu lernen, mit vieler Geduld an und sagte gar wenig darüber.

Aber die Frechheit eines Knaben, der des Hartknopfs Bruders Sohn war, den wir schon kennen, brachte ihn auser Fassung. Er wollte seine Bibelsprüche nicht blos auswendig sagen, er wollte sie auch noch erklären, und da er dem Herrn Schulmeister die heil. X Gebothe auffagte, machte er über ein jedes derselben eine Brühe, die erklären sollte, wie es der liebe Gott mit diesem Geboth eigentlich gemeynt. Doch war er auf seiner Hut und sagte nur dummes Zeug, aber eigentlich nichts Freches und Boshaftes darüber. Seine diesfällige Unverschämtheit war eigentlich nur in seiner Stellung und in seiner Mine sichtbar. Auch ließ ihn der Lieutenant nur mit einem Blick fühlen, daß ihn sein Benehmen ärgere, und daß er mit ihm unzufrieden sey. Aber da er hernach, als er andere Kinder ihre Sprüche auffagen ließ, mehr als eine Viertelstunde lang bemerkte, daß der Bursch immer mit dem Knaben, der neben ihm saß, schwatzte und über Sachen, die er ihm in die Ohren flüsterte, den Muthwillen trieb, wandte er sich plötzlich an diese zwey Schwatzer und fragte nicht den Hartknopf,

sondern den andern: was sie mit einander haben? Dieser sagte ihm dann geradezu: der Hartknopf habe ihm erklärt, wie es eigentlich mit dem Vten und VIten Geboth gemeynt seyn. — Nun, wie hat ers denn erklärt? — Der Hartknopf stupfte zwar den Knaben und winkte ihm mit dem Kopf, er solle es nicht sagen. Aber dieser war ein gerader Kerl, achtete des Winks nicht und sagte: der Hartknopf habe in Rücksicht auf das VIte Geboth ihm die Erklärung gegeben, es sey ein großer Unterschied zwischen stehlen und stehlen; es sey eine ganz andere Sache, wenn man einem armen Mann als einem reichen stehle, und hinwieder sey es auch noch ein Unterschied, ob der Mann, dem man stiehlt, ein braver oder ein schlechter Mann sey, oder ob er auch selber ein Schelm und ein Dieb sey, und überhaupt sey nicht alles gestohlen, das man so heiße. Es sey ein großer Unterschied zwischen dem Freveln und dem Stehlen. Wenn man Holz im Wald nehme, so sey das nicht gestohlen, sondern nur gefrevelt; und die Jünger, die am Sabbath Aehren abgerupft, haben sie gewiß auch nicht auf ihren eigenen, sondern auf fremder Leute Aecker abgerupft; und eben so habe das V-te Geboth seine Einschränkungen, und man müsse gewiß niemand folgen, der etwas Dummes oder Unrechtes befehle.

Der Hartknopf wollte läugnen und sagen, der andere Knabe habe zu viel gesagt und ihm seine Meynung verdreht. Aber er war dabey so verwirrt und betroffen, daß Glülphi ihm ansah, daß er lüge. Er hieß ihn auch blos schweigen, aber seine Frechheit und der Grad, in dem er ein von der schändlichsten Selbstsucht eingegebenes Maul-

brauchen bis zum auswendig herplappern verstellter, religiöser Wahrheiten sich selbst verhärtete, machte ihm äusserst Mühe.

Ein anderer Verwandter vom Hartknopf, ein erzdummer Junge, konnte ganze Kapitel von der Bibel auswendig und wollte ihm den 99ten Psalm auswendig sagen; aber er sprach beynahe kein einziges Wort richtig aus, und so wie er es aussprach, hatte kein einziger Vers einen menschlichen Sinn. Stolz über das völlig Auswendigkönnen des großen Psalms machte er denn noch ein Gesicht dazu, daß man nicht sagen konnte, ob die Unverschämtheit oder die Dummheit mehr daraus hervorguckte. Aber Glülphi konnte es nicht mehr ausstehen; er hieß ihn endlich schweigen und sagte ihm: das, was du mir vorsagst, ist nicht der 99te Psalm, das ist eine Toneseley, die kein vernünftiger Mensch für den 99ten Psalm anerkennen wird.

Wohl freylich, erwiederte der Bube, wohl freylich ist das der 99te Psalm, Herr Schulmeister.

Dieser antwortete: ja, wie er gedruckt ist, aber so wie du ihn aussprichst, ist er es nicht. Er ist, so wie du ihn aussprichst, lauter Unsinn, und du hättest besser gethan, du hättest den Eulenspiegel so auswendig gelernt, wie du diesen Psalm auswendig sagst.

Der Bub antwortete ganz unbefangen: Herr Schulmeister, ich kann ihn auch, wenn ihr wollt, so will ich euch etwas daraus aufsagen.

Die Roheit und Frechheit so vieler Kinder war unerträglich und er sah offenbar, daß einige davon noch auf-

gewiegelt waren, ihm frech zu begegnen. Fast bey allen andern, selbst bey offenbar schlauen und verschmitzten Kindern einiger abgefeimter Dorfmeister fand er ihren Menschensinn und Menschenverstand von allem dem, was sie aus den Büchern konnten, wie weggewischt. Nirgend, nirgend fand er auch nur die Spur eines Willens und eines Strebens, das zu verstehen oder zu fühlen, was sie auswendig sagten, und je gröſser und erhabener der Inhalt alles dessen war, was sie ihm daher plapperten, desto gefühlloser und stockdümmer standen sie vor ihm da. Es war beynahe bey der Gertrud Kindern allein, daß er durch auswendig gelernte Gebether und Bibelsprüche Menschenverstand und Menschengefühl in Uebereinstimmung mit den Worten derselben angeregt und belebt fand. Doch auch bey einigen Kindern der Anhänger des Pfarrers Flieginhimmel zeigte sich noch eine etwelche Neigung, das zu verstehen und zu Herzen zu nehmen, was sie auswendig konnten und lernen mußten, aber sie hatten auch allgemein durchaus keine Fähigkeit, sich bestimmt und umständlich über das, was sie wirklich einsahen und zu Herzen nahmen, auszudrücken. Diese Fertigkeit hatten in der ganzen Schule einzig und allein die Kinder der Gertrud. Das alles machte seine Stimmung trotz allem, was er sich diesfalls vorgenommen, unlieblich. Er stand nach der ersten halben Stunde mit sauerm Gesicht und einem mürrischen Wesen vor seinen Kindern, die ihn selber nichts Gutes von seiner Schulführung ahnen ließ. Es schien ihm fast unmöglich, auch nur ein Wort in dem belebten Geist des mütterlichen Interesses und der mütterlichen

Aufmunterung mit den Kindern zu reden, von dem er doch selbst überzeugt war, daß der ganze Erfolg des Schulwesens davon abhange. Er war durchaus in seiner Schulstube noch nicht zu Haus, und so gleichsam in einem fremden Haus verwirrt und unruhig. Das war ihm um so drückender, da er offenbar sah, daß einige Kinder noch aufgewiegelt waren, ihm unfreundlich und frech zu begegnen. Auch Gertrud fühlte sich an diesem ersten Schulmorgen so unbehaglich, als sie sich in ihrem Leben in ihrer Wohnstube nie so unbehaglich fühlte. Die Verlegenheit Glülphismachte ihr Mühe, aber sie war selber eben so verlegen und beyde giengen mit sichtbarer Unzufriedenheit über den Gang, den ihre erste Schulstunde genommen, da es jetzt Mittag läutete, heim.

---

§. 27.

Der Mund geht jedem Menschen, dessen Seele unruhig bewegt ist, gern zu weit auf, und die Worte, die ihn dann aus seinem zu offenen Mund entrinnen, haben oft sehr böse Folgen.

Der Lieutenant aß im Pfarrhaus zu Mittag. Natürlich war die erste Frage die der Herr Pfarrer und die Frau Pfarrerinn an ihn thaten, wie seine erste Schulstunde abgelaufen. Er antwortete: ich kann eben nicht viel

rühmen, die Kinder haben mir nichts weniger als gutes Blut gemacht; aber ich fürchte, sie haben eben auch über mich nicht viel zu rühmen gehabt, wenn sie heim kommen. Doch ich denke, wir müssen ein Mäß Salz mit einander essen, ehe wir einander recht kennen, und will also weiter sehen, wie es geht, ehe ich viel davon erzähle.

Der Pfarrer und seine Frau sahen, daß er sehr bewegt, aber voller Gedanken sey und nicht gern viel rede. Das Mittagessen gieng auch stiller vorüber, als noch keines, dem Glülphi im Pfarrhaus beywohnte.

Indessen hatte der Hans schon während dem Mittagessen vernommen, daß Glülphi in der Schule ein Wort vom Eulenspiegel gesagt, das ihm sehr übel aufgenommen worden.

Es war auch wirklich ein fatales Wort. Er hatte es kaum ausgesprochen, so flüsterte ein Kind von den frömmelnden Schwächlingen des Pfarrer Flieginhimmel seinem Nachbarskind ins Ohr: hast du auch gehört? er hat, glaub' ich, gesagt, er wollte den Eulenspiegel lieber als die Bibel. —

So und auf andere Weise noch verdreht, ward auch das Wort diesen Mittag schon allenthalben im Dorf herumgetragen.

Doch war hie und da ein Vater und eine Mutter, die das nicht glaubten, und den Kindern, die das so unglaublich als es wirklich war, heimbrachten, antworteten: es ist nicht möglich, er kann es nicht so gesagt haben. Andere aber, die das Wort, so wie man es herumtrug, selber nicht glaubten, denen es aber wie eine gemähete Wiese

war, meynten und sagten unter einander: wenns auch die Kinder nicht ganz recht verstanden haben, so müsse man doch mit einem Mann, der, wenn ihm Kinder Bibelsprüche auffagen, vom Eulenspiegel auch nur reden dürfe, sicher doch auf seiner Hut seyn. Nicht nur einer brachte bey diesem Anlaß an, das sey ungefähr ein Wort, wie das, so der Herr Pfarrer einmal gesagt, es wäre besser, man würde den Katechismus mit Pappe verkleiben, als die Kinder ihn auswendig lernen machen.

Die Sache war diese. Im Hirzauerwirthshaus sagte ein katholischer Bauer zu einem reformirten, der wie der andere betrunken war: es sey doch nicht recht, daß sie in ihrem Catechismus das Meßopfer eine vermaledeite Abgötterey heißen. — Ja, antwortete der besoffene Reformirte, das ist wahr, und man muß es sagen, es kann kein Mensch selig werden, der das anders ansieht. — Was sagst du, du vermaledeiter Spitzbub? sagte jetzt der andere, wir Katholischen werden alle selig, aber kein einziger Reformirter. Mit dem stunden beyde vom Tisch auf, griffen einander an, und unglücklicherweise hatte der Katholische ein Messer in der Hand, mit dem er, da beyde im Kampf zu Boden fielen, den Reformirten, ohne daß ers im geringsten im Sinn hatte, tödlich verwundete. In dem Augenblick, da der Pfarrer den Bericht von diesem Unglück erhielt, sagte er in Gegenwart des Sigristen: ich wollte, ich dürfte diese Frage vom Meßopfer in alten Katechismusbüchern mit Pappe verkleiben, daß kein Kind mehr eine Sylbe davon zu lesen bekäme.

Der arme Sigrist aber, der an den Katechismus mehr

als an Gottes Wort glaubte, erzählte, was der Pfarrer doch für ein böses Wort wider den reformirten Glauben geredt habe. So kam es in aller Leute Mäuler, und es ist nun schon 7 Jahre seither, und noch erzählen es ihm viele Leute nach, und zwar nicht wie es wahr ist, sondern wie es der Sigrist verdreht hat, nämlich daß er lieber wollte, er dürfte den ganzen Katechismus mit Pappe verkleiben, als daß er ihn müsse die Kinder auswendig lernen machen. — Und mehrere von den jetzigen Gegnern des Pfarrers wiederholten diese Geschichte und äusserten sich in Rücksicht auf das Wort, das heute dem Glülphi entrunnen, mit einer ängstlichen Bedenklichkeit unter einander, man könne sich vor Leuten, die unter irgend einigen Umständen so ein Wort fallen lassen, nicht genug hüten, weil man nicht wisse, was sie noch mehr denken als sie sagen. Andere, wie der Hartknopf, redten nicht einmal mit dieser Mäßigung, sondern sprachen geradezu aus: das ist ja ein Gotteslästerer, der Lieutenant, wenn wir noch im alten Bund lebten, so wäre das wenigste, das ihm begegnete, daß man ihn steinigte.

§. 28.

Unschuld und Reinheit des Herzens führt den fehlenden Menschen leicht zur Erkenntniß seiner selbst.

So weit kann in Religionssachen ein einziges unvorsichtiges Wort führen. Der Lieutenant, der es in aller Unschuld gesprochen, dachte nicht daran, daß er auch nur ein Kind damit geärgert, will geschweigen das halbe Dorf, aber als er nach der Schule zufälligerweise ein Wort von diesem Eindruck vernahm, schämte er sich vor sich selber. Es war ihm darum auch so unbehaglich beym Mittagessen, und machte sich darüber mit dem Ernst Vorwürfe, der in seinem Character liegt. Er entfernte sich auch, da er kaum die halbe Zeit, die er gewöhnlich beym Tisch zubrachte, sich dabey aufgehalten und gieng in den Garten. Aber wie ihm am Morgen einzig die Schlechtheit der Kinder drückend vor den Augen stand und ihn verwirrte, so stand ihm jetzt auch und noch vielmehr seine eigene diesfällige Schwäche vor der Seele, und er mußte mehreremal zu sich selber sagen: nein, so ungeschickt und so Glaubens- und Liebeleer hätte ich nicht geglaubt, daß ich wäre, als ich jetzt selbst finde, daß ich in dieser ersten Schulstunde war; aber auch so erschrecklich, so erbärmlich erschrecklich setzte er hinzu, habe ich mir nicht vorstellen können, daß es mit diesen Kindern im Dorf aussehe, als es wirk-

lich mit ihnen aussieht. — Doch milderte sich der Grad dieses widrigen Eindrucks, den seine Schulkinder diesen Morgen beynahe allgemein auf ihn gemacht haben, jetzt schon merklich. Er fand in seinem Herzen selber einen Widerspruch gegen die Allgemeinheit und Stärke dieses Eindrucks, und sagte jetzt plötzlich einmal zu sich selber: ich bin weiß Gott daran selber schuld. Und so wie er das Wort ausgesprochen, überzeugte er sich, er habe diesen Morgen ob der Neuheit des Gegenstands den Kopf verloren, und es sey sicher, seine böse Laune und sein Kopfweh haben ihn die Schlechtheit seiner Kinder größer ansehen machen, als sie wirklich sey. So stand er eine Weile in sich selbst gekehrt an einer Ecke des Gartens, und der Gedanke, die Mutterkraft, das Mutterleben und die Muttertreue, die ich mir zur Richtschnur meiner Schulführung machen wollte, war durchaus nicht in mir, stand ihm lebhaft und betrübend vor der Seele, und mit ihm kam ihm auch Gertrud zu Sinn, wie sie den ganzen Morgen keinen Augenblick mit dem Leben, mit dem Muth und mit der Freyheit neben ihm gestanden, der ihr daheim bey ihren Kindern, so natürlich und so gewohnt ist. Jetzt, sagte er zu sich selber, stand sie den ganzen Morgen so verlegen da, wie ich sie, so lange ich sie kenne, keinen Augenblick so verlegen gesehn. Es ist offenbar, meine Ungeschicklichkeit machte ihr Mühe und betrübte sie. — Bey diesem Gedanken fielen ihm Thränen in die Augen; aber im festen Glauben an sie und an ihr Wort sagte er jetzt zu sich selber: das muß anders werden, ich will meinen Muth nicht fallen lassen und zum Gebeth meine Zuflucht

nehmen, wie sie mir hundertmal den Rath gegeben. — Dann fielen stille, wortleere Seufzer zu Gott im Himmel, daß er ihm doch helfe, Schulmeister zu seyn, wie er es seyn solle, aber ohne Gottes Hülfe nicht seyn könne. Er fühlte jetzt auch wirklich, daß sein Muth sich stärke, und wie jeder Mensch seine belebtesten Gefühle immer in Uebereinstimmung mit der bestimmtesten Eigenheit seines Seyns und Lebens ausspricht, so sprach er jetzt das Gefühl seines rückkommenden Muths ganz in Uebereinstimmung mit seinem Soldatenleben, und fast völlig mit eigentlichen Soldatenworten aus. Es ist in jedem Fall, sagte er zu sich selber, Schande, ewige Schande, seinen Muth zu verlieren; ich darf und soll ihn nicht verlieren, und was ich jetzt suche, fordert mich zu einem höhern Muth auf, als ein Soldat je in einer Schlacht braucht.

Auch Gertrud war mit sich selbst unzufrieden. Sie fühlte, daß sie verlegen und unthätiger neben Glülphi in der Schule stand, als sie sich vorgenommen, aber sie gab nicht, wie Glülphi meynte, darüber seinem Benehmen, sondern eher sich selbst Schuld, und sagte schon in der Schule und noch bestimmter und lebendiger, als sie aus derselben heim kam, zu sich selber: in meinem Leben war mir nie so unbehaglich unter Kindern, als es mir diesen Morgen in der Schule war. Ich weiß nicht, wie es kam, ich hatte keinen Einfluß weder auf Glülphi noch auf die Kinder. Ich sah, daß alles nicht gieng wie es sollte, aber ich konnte nicht helfen, und stand so ohne Einfluß da, daß ich mich schäme, wenn ich daran denke. —

Die einzige Entschuldigung, die sie sich darüber machte, war: noch kenne ich diese Kinder nicht, und habe ausser meiner Wohnstube mich noch nie mit fremden Kindern abgegeben.

---

§. 29.

Es ist eine große, eine erhabene Kunst, Vater und Mutter auch nur eines fremden Kinds zu seyn, und beym beßten Willen, den ein Mensch dazu haben mag, greift er es im Anfang fast sicher noch ungeschickt an und muß, ehe er es recht kann, sicher noch ein gutes Lehrgeld zahlen.

Sobald Glülphi im Garten 1 Uhr schlagen hörte, gieng er in seine Schulstube und Gertrud war schon in derselben, als er darin ankam. Es gieng auch diesen Nachmittag darin wirtlich besser. Der Lieutenant gab sich äusserste Mühe, gegen den widrigen Eindruck, den die Kinder diesen Morgen auf ihn machten, gefaßt zu seyn, und Gertrud zwang sich, mitten im Gefühl der Unkunde, in der sie in diesen ihr neuen Umgebungen stand, zu der milden, aber ununterbrochenen Thätigkeit und der festen, aber liebreichen Aufmerksamkeit, die nicht ermangelte, ihr diese Kinder schon heute etwas näher zu bringen. Dieses aber war indessen bey aller Sorgfalt und Mühe, die sich beyde

darüber gaben, nichts weniger als leicht. Selber die brävern Kinder antworteten ihnen im Anfang gar nichts, wenn sie etwas zu ihnen sagten. Die frechsten und schlechtesten waren die ersten, von denen sie unbefangene Antworten erhielten, und Gertrud und Glülphi fürchteten auch jetzt noch, dieser Zustand der Schüchternheit möchte wochenlang dauern und ihnen so lang an den Hauptsachen, die sie bey den Kindern zu erzielen suchen, hinderlich seyn. Glülphi sagte selber: ich weiß nicht, wie lange dieses Fremdseyn unter den Kindern noch dauern, und noch weniger, wohin es am End noch führen wird. — Dieses machte ihm um so mehr Mühe, da just diejenigen Kinder, die ihnen nach andern Kennzeichen die brävsten, gutmüthigsten und hoffnungsvollsten in die Augen fielen, sich auch als die schüchternsten und zurückhaltendsten gegen sie zeigten. Glülphi und Gertrud fanden diesen Zustand in einem hohen Grad bedenklich. Glücklicherweise aber kam der Gertrud in dieser Verlegenheit zu Sinn, das Baumwollenmareili könnte ihnen darin sehr an die Hand gehen. Und sie hatte hierin ganz recht. Das Mareili ist fast mit allen Haushaltungen im Dorf nahe bekannt. Es sieht ihre Eltern und sie selbst fast alle Wochen in seinem Haus, und so kann es nicht fehlen, wenn es sich entschließen wird, einige Tage nach einander selber in die Schulstube zu kommen und Glülphi und Gertrud hierin an die Hand zu gehen, so kommt es ganz gewiß dahin, es ihnen leichter zu machen, Eingang und Zutrauen bey den Kinder zu finden und besonders ihre, ihnen so hinderliche Schüchternheit zu besiegen und sie zu graden, offenherzigen Aeuß-

ſerungen und Antworten und einer freundlichen Annahme deſſen, was man ſagt und ſagen muß, zu bringen, als dieſes ihnen heute nicht hat gelingen wollen. Gertrud entſchloß ſich auch, ſo bald die Schule aus ſey, darüber mit Glülphi zu reden, und war zum voraus überzeugt, das Mareili werde ihnen dieſen Dienſt, den es eigentlich nicht ihnen, ſondern dem ganzen Dorfe leiſten ſollte, in keinem Fall abſchlagen. Indeſſen thaten ſie doch ſchon jetzt mit einigen beſſerm Erfolg, was ſie konnten und mochten. Da ſie dieſen Nachmittag nur das Leſen probirten und die Kinder ihnen auch ſchon, ich möchte ſagen, um ein Haar weniger unbekannt waren, als dieſen Morgen, ſo begegnete auch jetzo ſchon weniger, das ihnen in dem Grad anſtößig und empörend war als dieſen Morgen.

Auch war auffallend, daß der Gertrud Kinder von einigen andern jetzt ſchon als diejenigen erkannt wurden, die mehr als ſie konnten. Noch auffallender war, daß ſchon an dieſem Abend einige Kinder ſich von der Gertrud Kindern gern zeigen lieſſen, was ſie ihnen zeigten. Das machte auch den Kindern der Gertrud eine große Freude. Es iſt auch bey kleinen Kindern ein ſüßes Selbſtgefühl, etwas zu können, das andere nicht können und ihnen damit zu dienen. Und als Glülphi die Freundlichkeit der Kinder der Gertrud mit einigen andern ſah, ſagte er zu ihr: deine Kinder verſtehen es beſſer, ſich ihren Kameraden lieb zu machen, als ich es verſtehe, mich meinen Schulkindern lieb zu machen.

Gertrud erwiederte: es iſt unſtreitig, daß die Kinder ſich gegenſeitig ſchneller finden und alles lieber von einan-

der annehmen, als von größern Leuten, und, lieber Herr Lieutenant, wenn Sie einmal in Ihrer Schulführung weiter sind, so wird Ihnen dieser Umstand in allem, was Sie an Ihren Kindern erzielen wollen, sehr vortheilhaft seyn.

Diese Ansicht freute Glülphi sehr. Sie gaben sich auch noch diesen Abend alle Mühe, zu thun was sie immer konnten; aber die Ungewandtheit, die sie diesen Morgen so sehr in ihrer Lage drückte, machte sie darin auch diesen Nachmittag noch schwerfällig. Als Glülphi die Gertrud den Abend heim begleitete, war das erste Wort, das er zu ihr sagte, da er in ihre Stube hineintrat: es ist heute noch nicht gut gegangen. Gertrud erwiederte: aller Anfang ist schwer.

Glülphi. So schwer hätte ich ihn doch nicht geglaubt. Aber auch das hätte ich nicht geglaubt, daß ich für das, was ich jetzt seyn soll, so wenig sey, als ich wirklich bin.

Gertrud. Sagen Sie doch das nicht. Sie sind für das, was Sie jetzt seyn wollen und seyn sollen, durchaus nicht wenig. Sie sind nur darin noch ungewandt und Sie müssen denken, kein Mensch kann eine Arbeit schon recht, wenn er sie das erstemal in die Hand nimmt. — Sie setzte hinzu: ich schmeichle Ihnen nicht, aber ich glaube nicht, daß es viele Menschen in der Welt habe, die für das, was sie seyn sollen, in sich selbst mehr sind als Sie.

Glülphi. Wie darfst du das sagen? Ich habe das

Vaterherz nicht, das mich allein zu dem machen kann, was ich seyn sollte.

Gertrud. Sie haben es in einem hohen Grad, und es ist eben, weil Sie es haben, daß Sie den Mangel der Uebung in dem, was Sie jetzt seyn sollen, so sehr fühlen.

Glülphi. Du weißt nicht, wie mir diesen Morgen zu Muth war. Es ergriff mich beynahe ein Widerwillen gegen das Schulhalten, dem ich nicht widerstehen konnte.

Gertrud. Diesen müssen Sie freylich nicht bey sich Wurzel fassen lassen; aber ich bin auch sicher, er war diesen Nachmittag schon nicht mehr so lebhaft in Ihnen als am Morgen.

Glülphi. Es schien mir diesen Nachmittag wirklich so; aber das Bild der Kinder, das mich diesen Morgen so empörte, stand mir auch den Nachmittag noch so lebhaft vor Augen, daß ich mich fürchte, dieser Widerwillen möchte sich leicht wieder in mir erneuern.

Gertrud. Haben Sie Mitleiden mit diesen armen Kindern, so wird dieses gewiß nicht geschehen und alles gut gehn.

Dieses Wort: „haben Sie Mitleiden mit diesen armen Kindern" — ergriff Glülphi auf eine unbeschreibliche Weise. Er sah sie, sobald sie es ausgesprochen, mit einem starren Blick an und sagte wie zu sich selber: du hast recht; wäre mein Herz heute mit wahrem Mitleiden gegen die Kinder belebt gewesen, so wäre mir dieses nicht begegnet. — Er warf jetzt auch dieses Widerwillenshalber einen tiefen Blick in sein Herz und sagte zu sich selber: ich bin mir zwar des ernsten Verlangens bewußt, aus die-

sen Kindern etwas anderes und bessers zu machen, als sie sind und weiß auch, daß ich mich hiefür gänzlich aufopfern kann, aber daß ich sie jetzt noch nicht liebe, wie ich sie lieben sollte, das ist mir auch sonnenklar, indem mir heute offenbar das Mitleiden fehlte, das für meine Zwecke so nothwendig ist. Es ist unstreitig, so lange mir dieses fehlt, ist meine Liebe gegen diese Kinder noch nicht wahr. — So tief gieng er jetzt des Widerwillens halber, der ihn diesen Morgen ergriff, in sich selber. Er fuhr noch eine Weile in diesem Selbstgespräch fort und sagte dann: ich weiß aber jetzt auch deutlich, woher dieser Widerspruch, der sich in meinen Gefühlen diesen Morgen so stark aussprach, eigentlich kommt. Diese Kinder sind mir noch ganz fremd, und ich wußte bis auf diese Stunde nicht, was dieser Umstand auf die Wahrheit und Unwahrheit der menschlichen Liebe für einen entscheidenden Einfluß hat, bis er durch das Mitleiden, zu dem du mich jetzt hinrufst, besiegtest. — Dieses Wort sagte er zur Gertrud und dann wieder wie zu sich selber: ich wußte auch schon längst, daß der Mensch eigentlich keinen Menschenhaufen wahrhaft und warm liebt, sondern immer nur einzelne Menschen darin; aber das dachte ich mir bis jetzt noch nicht so lebhaft, daß einiges Mitleiden und Erbarmung nothwendig ist, wenn innige warme Liebe uns auch gegen ganze Menschenhaufen, die man einzeln noch nicht kennt, wahrhaft und warm ergreifen soll. Und dieses fehlte mir diesen Morgen, sagte er jetzt wieder zu Gertrud, und setzte hinzu: und ich wäre auch jetzo, ohne dein erhabenes Wort, nicht dazu gekommen; ich kann dir nicht sagen, wie sehr du auf

dem Weg, den ich betreten, meine Stütze bist, und wie sehr ich darauf eine Stütze nothwendig habe.

Gertrud erwiederte: ach, ich habe für die Hülfe, die Sie auf diesem Weg von mir erwarten, selber eine Stütze nothwendig; aber, Gott Lob! ich weiß auch eine.

Glülphi. Wo solltest du wohl jemand finden, der mir eine bessere Stütze wäre, als du?

Gertrud nannte ihm darauf das Baumwollenmareili.

Glülphi erwiederte: das Baumwollenmareili kann wohl besser als du Baumwolle austragen und damit Geld verdienen, aber mir eine bessere Stütze für die Erziehung meiner Kinder zu seyn, als du bist, das läßt es dann wohl bleiben.

Gertrud. Herr Lieutenant! Das Baumwollenmareili hat beym Baumwollenaustragen und beym Geldverdienen ob dieser Arbeit gelernt, Menschen zu kennen, mit ihnen umzugehn, selbige sich anzuzieh'n, zu Freunden zu machen, und zu seinen Zwecken zu brauchen, und wer das kann, der ist wahrlich nicht ungeschickt beym Erziehn Jemanden eine gute Stütze zu seyn.

Das widersprach ihr jetzt Glülphi nicht und Gertrud sagte noch ferner: und denn ist es nicht nur das; es kennt fast alle Haushaltungen, die meisten Kinder kommen alle Wochen zu ihm ins Haus, und er ist ihrer fast so gewohnt, als wenn sie seine eignen Kinder wären. Und mir fehlt das im höchsten Grad; es kennt mich, ausser des Rudis, beynahe kein Kind im ganzen Dorf. Darum will ich es bitten, etliche Stunden täglich zu uns in die Schule zu kommen. Ich bin sicher, daß sein Daseyn uns unsre Ar-

beit sehr erleichtern wird. — Jetzt begriff Glülphi ganz, daß sie recht habe und trieb selber daran, daß sie das Mareili diesen Abend noch bitte, ihnen also an die Hand zu gehn.

§. 30.

Wer an einem Ort zu Haus ist, der kann am beßten rathen und helfen, was auch immer darin begegnet; auch wenn Feuers- und Wassersnoth darin einbricht.

Das Mareili hatte gleich nach Mittag vernommen, der neue Schulmeister solle gesagt haben, es wäre besser, die Kinder lernten den Eulenspiegel auswendig als den Katechismus und den Psalter. Es antwortete zwar der ersten Person, die ihm das sagte: das ist nicht wahr, das ist nicht wahr, es ist eine Verläumdung, und setzte hinzu: ich kenne den Mann, er kann das nicht gesagt haben. — Aber da man ihm von vielen Seiten antwortete: es sey doch wahr, und wie es auch das widersprechen könne, was die ganze Schule gehört habe, und es sey kein einziges Kind in der Schule, das nicht bezeugen werde, daß das wörtlich so sey, wie man es ihm erzählt, so sprang es auf der Stelle von den Weibern, die ihm das verdrehten und als wahr und also wirklich richtig auffalzen wollten, heim und nahm

das älteste Kind seines Bruders zu sich in die Kammer und fragte bey demselben dem, was Glülphi diesfalls gesagt, so genau und umständlich nach, daß endlich klar herauskam, es sey ein Mißverstand gewesen und die Sache selber sey nichts mehr und nichts weniger als diese: ein Hartknopfenbub habe seine Bibelsprüche dem Schulmeister auf eine Weise aufgesagt, daß sie wegen ausgelassenen und falsch ausgesprochenen Wörtern in seinem Mund lauter Unsinn waren, und daß er sich dabey auf die frechste und unverschämteste Weise benommen, da habe freylich der Schulmeister zu ihm gesagt, es wäre besser, er lernte den Eulenspiegel auf diese Weise auswendig, als Bibelsprüche. Das war freylich etwas ganz anderes als das, was man im Dorf diesfalls herumgetragen. Dennoch schüttelte das Mareili und der Baumwollenmeyer den Kopf über das Wort und sagten aus einem Munde: Es ist doch ein dummer Streich, daß er dieses Wort gesagt. — In dem Augenblick aber, in dem sie also darüber redten, trat Gertrud in ihre Stube, und der Baumwollenmeyer fieng sogleich an und sagte: es ist unserm guten Herrn Lieutenant in seiner ersten Schulstunde ein Wort entfahren, das im Dorf nicht gutes Blut macht.

Gertrud, die sogleich fühlte, daß er das Wort mit dem Eulenspiegel meyne, erwiederte: Es hat mir auch nicht gefallen, und ich bin recht darüber erschrocken.

Aber weißt du auch, erwiederte das Mareili, wie man jetzt das Wort im ganzen Dorf herumträgt? und erzählte ihr dann, daß man allgemein behaupte, er habe gesagt, es wäre besser, die Kinder lernten den Eulenspiegel auswendig als Bibelsprüche.

Darüber war Gertrud sehr betroffen.

Das Mareili aber sagte: man muß den Leuten darüber auf der Stelle das Maul zuthun.

Gertrud. Wenn's nur Gottes Willen ist, daß man es kann.

Mareili. Ich will's wenigstens probiren. Ich komme morgen, sobald man in die Schule geht, auch dahin, und ich denke, ich werde dieser Haue wohl einen Stiel finden.

Gertrud. Das geb' Gott. Aber weißt du auch, warum ich jetzt eben hier bin?

Mareili. Nein, das weiß ich nicht.

Gertrud. Es ist wunderbar, wie das jetzt zusammentrifft; ich komme eben, dich zu bitten, zu mir in die Schule zu kommen.

Mareili. Um dieses Geredswillen?

Gertrud. Nein, ich komme, dich darum zu bitten, weil es heute in der Schule nicht hat gehen wollen, wie wir es gern hätten und wie es seyn sollte.

Mareili. Aber was soll ich dazu helfen? Ich bin keine Schulmeisterinn.

Gertrud. Das wohl. Aber sieh, Mareili, der Lieutenant und ich sind den Kindern allen ganz fremd, und du kannst nicht glauben, wie sehr das ihm und mir hinderlich ist. Die Kinder geben uns nur keine Antwort und sehen uns an, wie man ein fremdes Thier oder ein Meerwunder ansieht.

Mareili. Das weiß ich wohl.

Gertrud. Dich hingegen kennen fast alle, und es ist

dir unendlich leichter als uns, sie ins Gleis zu bringen, in das wir sie hineinbringen müssen. Darum haben wir dich dringend bitten wollen, einige Tage bey uns in der Schule zuzubringen und uns darin an die Hand zu gehen.

Das Mareili fühlte ganz, daß Gertrud darin recht hatte, und auch, daß es dem Herrn Lieutenant und ihr wirklich an die Hand gehen konnte und antwortete ihr: es ist wahr, es kennen mich fast alle Kinder, und viele, wenn sie nicht recht thun wollten, müssen mich scheuen und in dieser Rücksicht sehe ich wohl, daß es euch im Anfang euers Schulmeisterns dienen kann, wenn ich einige Tage bey euch in der Schule seyn kann. Ich will auch sogleich mit meinem Bruder darüber reden; euer Schulwesen liegt ihm so am Herzen, daß er, so sehr er mich auch im Haus nothwendig hat, mir das doch nicht abschlagen wird.

Mit dem gieng das Mareili sogleich zu seinem Bruder, und dieser antwortete ihm: was wir immer für diese Schule thun können, das ist unsere Schuldigkeit und die Gertrud hat ganz recht, sie haben in der Lage, in der sie gegen die Kinder und gegen das Dorf sind, eine Person, wie du bist, im Anfang unumgänglich nothwendig.

Mit Freuden gieng das Mareili wieder zur Gertrud, und sagte: sie dürfe eine ganze Woche, und wenns nothwendig sey, noch länger in die Schule kommen, und werde alles thun, was es immer könne, dem Herrn Lieutenant und ihr an die Hand zu gehen.

§. 31.

Das Mareili giebt ein Beyspiel des Muths, den der Mensch immer hat, wenn er sich in einer Sache und an einem Ort recht zu Haus fühlt.

Die Schule war den folgenden Morgen kaum angefangen, so stand das Mareili in der Schulstube. Sobald es die Thür aufthat, standen eine Menge Kinder und beynahe alle seine Spinnerkinder auf einmal von ihren Plätzen auf, sprangen ihm entgegen und sagten zu ihm: das ist auch brav, daß du zu uns kommst. — Aber es schüttelte den Kopf ob ihrem Aufstehen und ihm Entgegenlaufen, und sagte zu den Kindern: was ist das? geht im Augenblick an eure Plätze und an eure Arbeit, und schämt euch, es soll kein einziges von euch auf diese Art von seinem Platz aufstehn, ohne den Herrn Lieutenant zu fragen.

Ja, ja, erwiederten die Spinnerkinder, aber es freut uns auch so, daß du zu uns kommst. — Und das Mareili: aber mich freut es nicht, euch zu sehen, wie ihr da seyd; es ist, wie wenn ihr keinen Meister hättet und niemanden was nachfragtet. Wenn ich bey euch wäre, ich wollte euch lehren, bey den Büchern so still sitzen und so fleißig seyn, als ihr es bey den Baumwollenrädern seyn müßt, wenn ihr euer Brod dabey verdienen wollt.

Die Kinder entschuldigten sich und sagten alle: sie wollen gewiß recht thun und brav lernen.

Nun, nun, erwiederte das Mareili, aber ich bin jetzt

eigentlich nicht um deswillen, sondern um einer ganz andern Sache willen da; es geht im Dorf ein unverschämtes Lügengeschwätz herum, der Herr Lieutenant habe zu euch gesagt, ihr thätet besser, ihr würdet den Eulenspiegel auswendig lernen als Bibelsprüche. Das ist zwar ein so unsinniges Wort, daß man hätte denken sollen, es hätte es kein vernünftiger Mensch geglaubt; aber so sehr es auch eine Schandlüge ist, so ist es doch im Dorf herumgetragen worden, als wenn es wahr wäre; und wenn ich wüßte, daß es eins von euch wäre, das diese Schandlüge heim gekramt, ich würde es auf der Stelle vom Platz nehmen und mit ihm zu seinem Vater oder zu seiner Mutter gehn und es dann lehren, da die Wahrheit zu sagen und seine Lügengeschwätz zurückzunehmen. Es setzte hinzu: ich weiß genau, was der Herr Lieutenant gesagt. Mit dem Wort zeigte es dann auf den Hartknopfenbub und sagte: wenn so ein dummer Bursche Bibelsprüche, wie ein Papagey, daher sagt, daß lauter Unsinn darin ist, und hinten und vornen kein Mensch ihn versteht, und noch dazu unverschämt und frech ist und sein Maul braucht, so hat denn der Herr Lieutenant doch wirklich recht, wenn er zu einem solchen Eselskopf sagt: du thätest besser, du lerntest den Eulenspiegel so dumm und so unsinnig auswendig, als du deine Bibelsprüche dumm und unsinnig auswendig lernst und daher sagst.

Einige Kinder wurden ob dieser Rede des Mareilis feuerroth, denn sie fühlten, daß sie daheim die Sache nicht vollends so erzählt, wie das Mareili ihnen jetzt wiederholte, daß sie geschehen.

Das Mareili sah dieses Rothwerden ganz klar und war, auch überzeugt, es sey bey einigen dieser Kinder wirkliche, absichtliche Bosheit gewesen, dieses Wort daheim zu verdrehen, aber es that nicht, als ob es diesfalls etwas merke. Die Menge der andern Kinder riefen ihm laut und unbefangen zu: es sey wahr, es verhalte sich alles, wie es sage, aber sie seyen nicht schuld, daß man es also verdreht im Dorf herumtrage; sie haben es daheim nicht so erzählt.

Ich will es selber glauben, daß keines von euch so boshaft gewesen sey, des Herrn Lieutenants Wort also zu verdrehen; aber es ist doch glaublich, daß einige von euch darüber daheim in Tag hineingeschwatzt und dummes Zeug darüber erzählt haben. Ich muß euch unverholen sagen, Kinder, wenn ihr alle daheim es um kein Haar anders erzählt hättet, als genau wie es geschehen, so hätte das Lügengeschwätz, das man im Dorf darüber treibt, darin gewiß nicht Fuß fassen können. — Dann setzte es noch hinzu: aber das sage ich euch allen, wenn ich in Zukunft von einem einzigen von euch vernehme, daß es daheim etwas von der Schule erzählt, das nicht ganz wahr und auch nur ein wenig verdreht ist, so will ich Mittel finden, ihm das Maul darüber zuzuthun, daß es an mich sinnet, und jetzt erwarte ich von einem jeden von euch, der noch einen ehrlichen Blutstropfen im Leib hat, daß er diesen Mittag seinem Vater und seiner Mutter, und wen er sonst antrifft, bestimmt sage und erzähle, was der Herr Lieutenant diesfalls wirklich gesagt und bey welchem Anlaß er es gesagt, und wie das, was man im Dorf darüber herumtrage, faul und falsch sey. — Dann wandte

es sich noch an den Hartknopfenbub, der durch seine Dummheit und Frechheit des Lieutenants Wort veranlaßt, und sagte zu ihm: siehst du jetzt, dummer Junge, wie man damit großes Unrecht thun und großes Unglück stiften kann, wenn man Sachen, die, weil sie hoch und heilig sind, mit Verstand ins Aug fassen und wohl zu Herzen nehmen sollte, wie ein Esel in Kopf faßt und wie ein Narr daherplappert, so daß Gottes Wort in einem solchen Mund selber zum Unsinn und zur Aergerniß werden muß.

Das Mareili ward so eifrig, daß der Lieutenant und Gertrud es bathen, es soll sich doch mäßigen, die Kinder seyen daran unschuldig.

Das ist gleich viel, erwiederte das Mareili, das ist gleich viel, mit solchen Sachen läßt es sich in einem Dorf nicht spassen. Ich ruhe nicht, bis kein Mensch diese unverschämten Lügen mehr in den Mund nehmen darf, und wenns einer thut, es mag seyn wer es will, so werde ich Wege finden, ihm durch das Schloß und dem Junker zu zeigen, daß es Mittel gebe, boshaften Verläumdern in solchen Fällen den Mund zu stopfen, daß er ihnen zugestopft bleibt.

Die Kinder thaten Maul und Augen auf, da das Mareili so redte. Einige sagten: es thut doch auch gar zu wüst darob. Andere aber sagten: es hat doch recht, man hat dem Herrn Schulmeister das Wort auf eine unverschämte Art verdreht; und viele, recht viele äusserten sich: der Hartknopf sey ein dummer Lümmel und ein böser Bube, und habe sicher verdient, was das Mareili ihm gesagt. Auch säumten alle Kinder, so bald sie nach Haus

kamen, keinen Augenblick, ihren Eltern zu erzählen, was das Mareili über die Eulenspiegelgeschichte gesagt und wie es allen Leuten das Maul über dieselbe stopfen wolle, wenn sie es nicht von selber zuhalten wollen; und viele sagten dabey noch: es sey doch nicht recht, wie man dem Herrn Schulmeister das Wort verdreht.

Dieser Bericht der Kinder aber wurde von den Eltern gar ungleich aufgenommen. Viele ließen ihnen aus dem, was sie jetzt zur Entschuldigung des Herrn Schulmeisters anbrachten, gar nichts gehen und sagten ihnen: sie haben die Eulenspiegelgeschichte selber nicht vollends so erzählt, wie sie jetzt sagen, daß sie vorgefallen. Andere sagten ganz kurz: sie mögen jetzt sagen was sie wollen, das Wort mit dem Eulenspiegel sey ein unverschämtes Wort gewesen und das Mareili habe seine gute Gründe, warum es dasselbe verkleistern und den l. Herrn Schulmeister darüber weiß waschen wolle, aber andere Leute haben nicht, wie es, gleiche Gründe dafür. Auch das sagten, insonderheit in den großen Häusern, viele Eltern: der Baumwollenmeyer und das Mareili fangen, seitdem sie an den Sonntagen Abend zu der vornehmen Gesellschaft ins Pfarrhaus kommen, an, sich in Sachen zu mischen, die sie nichts angehen. Es könne ein jeder des Lieutenants Worte auslegen, wie er wolle, und der Baumwollenmeyer und seine Schwester haben das nicht vorzuschreiben. Es werde sich aber etwa wohl zeigen, wie der Herr Schulmeister dieses schlechte Wort etwa noch durch andere, die er zu demselben hinzu setzen werde, noch selber erklären werde. Auch viele Spinnereltern wollten dieses Worts halber auf beyden Achseln

tragen und sagten zu ihren Kindern: mischet euch in nichts, was der Schulmeister geredt hat und auch was er ferner reden und sagen möchte, wir mögen keinen Verdruß weder mit dem Marcili noch mit der andern Parthey haben.

---

§. 32.

Der Mensch hat unrecht, wenn er in irgend einer Sache das, was Gott und die Natur vorangestellt, zurücksetzt und hintennach stellt.

Nachdem das Marcili so seine Eulenspiegel- und Hartknopfengeschichte abgethan, setzte es sich an den Schultisch und sagte: was sagt ihr dazu, Kinder, wenn ich jetzt ein paar Tage da bleibe und euerm Herrn Lieutenant helfe schulmeistern?

Alle Kinder, die es kannten, erwiederten: das wär' auch brav, das wär' auch brav.

Marcili. Was meynt ihr? wollt ihr mir auch recht folgen?

Ja freylich, ja freylich, riefen eine Menge Kinder und einige setzten hinzu: wir kennen dich, und wenn du uns nur winkst, so verstehen wir, was du willst und was du meynst.

Mareili. Versteht ihr den Herrn Schulmeister noch nicht so wie mich?

Die Kinder schwiegen. Nur eins sagte: wir dürfen nicht so mit ihm reden wie mit dir.

Mareili. Und mit der Gertrud?

Kinder. Auch nicht so gar.

Mareili. Ich will euch lehren, daß ihr vor dem Abend sie verstehen und mit ihnen reden dürfet wie mit mir.

Mit diesem Wort wandte es sich gegen den Herrn Lieutenant und sagte ihm: jezt kommen Sie, und fragen Sie ein Kind nach dem andern, was Sie nur wollen. Ich will sehen, ob sie auch nicht über alles lustig und freudig Antwort geben können, wie wenn ich sie fragen würde.

Der Lieutenant ließ sich das nicht zweymal sagen. Er gieng mit ihm von einem Kind zum andern, fragte es, was ihm in Sinn kam und das Mareili nahm dann das Kind, das er so fragte und das ihm nicht antworten durfte, lachend bey'm Kopf, bey der Hand oder bey den Ohren und sagte: Antwort', antworte geschwind, was dir in Sinn kommt, aber munter und lustig und laut. Es gieng keine Viertelstunde, so antworteten ihm schon einige Kinder laut, munter und bestimmt auf seine Fragen, und es dünkte sie selbst lustig, daß sie das Mareili so, aber freundlich bey'm Kopf und bey den Ohren nahm, um sie zu zwingen, das Maul aufzuthun und nicht mehr schüchtern zu seyn. Etliche fiengen jezt schon an, lachend zu antworten und Munterkeit und Scherz in hre Antworten

hineinzubringen. Darüber zeigte dann das Mareili und der Lieutenant seine herzliche Freude, und diese Kinder mußten dann ihre frohen und lustigen Antworten laut wiederholen. Ueber ein paar solche muntere Antworten lachte die ganze Schulstube mit dem Lieutenant, und jetzt war die Schüchternheit im Antwortgeben fast bey allen Kindern dahin, und die schüchtersten und bescheidensten waren jetzt die, so ihm die heitersten und ungezwungensten Antworten gaben. Es war auch Glülphi auffallend, daß jetzt offenbar diejenigen Kinder, die vorher aus Frechheit und Unverschämtheit am ungezwungensten antworteten, nunmehr in dem Grad ihm bedächtlicher und gezwungener antworteten, als die brävern und unschuldigern ungezwungener und freymüthiger wurden.

Indessen fuhr jetzt Glülphi mit seinen Kindern in der Ordnung fort, wie er es mit der Gertrud abgeredt hatte. So wie sie ihm gestern Bibelsprüche auswendig sagen mußten, machte er sie jetzt in der Bibel lesen. Sie lasen fast alle sehr schlecht. Das war aber noch nicht das schlimmste, das schlimmste war dieses, daß das, was sie lasen, für sie gleichsam in einer andern Sprache war, als in der, in der sie gewöhnlich redten, was sie reden konnten. Es war auch, ausser der Gertrud Kinder, so viel als keines im Stand, den Sinn dessen, was es gelesen, aus freyem Mund und in seiner gewohnten Sprache zu wiederholen. Glülphi erwartete darüber auch nichts anders. Er wußte schon längst, daß man in allen schlechten Bauernschulen das Lesenlehren auf eine Weise betreibt, als wenn es das Redenkönnen gar nichts angienge. Aber

so sehr er diesfalls auch nichts anders erwartete, so wichtig waren ihm doch die Folgen dieses unsinnigen Benehmens. Er sah es als die erste tiefgreifende Verkehrtheit im Unterricht an, daß man für das Redentönnen, das offenbar dem Lese- und Schreibunterricht vorhergehen müsse, nichts thue, und das letzte, das bestimmt nur eine künstliche Art des Redens sey, zu lehren sucht, ehe man für die Erlernung des Redenlehrens irgend etwas gethan hat. Er fühlte vor allem aus die Nothwendigkeit, hierin zu helfen; aber es war ihm schwer, seine Aussprache war den Kindern so fremd, als die Büchersprache, in der sie lesen lernten. Dem Mareili hingegen war es gar leicht; seine Sprache war mit derjenigen der Kinder vollkommen die nehmliche, und es fühlte sogleich, daß es hier besser als der Lieutenant helfen könne. Wenn nun die Kinder einen Bibelspruch gelesen und mit aller Mühe, die sie sich gaben, doch nicht in ihrer Haussprache herausbringen konnten, was er eigentlich sagen wolle, so sagte das Mareili ihnen denn seinen Inhalt in ihrer Haussprache vor, und sie wiederholten das, was es ihnen sagte, sogleich mit Leichtigkeit, und viele von diesen kamen schon an diesem Tag dahin, den Inhalt einiger der leichtesten Stellen, die sie gelesen, selber ohne des Mareilis Hülfe, in ihrer Sprache ausdrücken zu können. Man kann sich fast nicht vorstellen, wie sehr das neue Gefühl, dieses zu können, einige Kinder freute. Viele, viele sagten mit einem Blick, der dem Mareili heiter zu danken schien, nein, nein, das hätten wir doch nicht geglaubt, daß wir das so geschwind lernen könnten. — Auch Glülphi dankte dem Mareili und

sagte: du hast mir diesen Morgen meisterlich gezeigt, wie sehr du uns dienen und helfen kannst. — Es war auch wirklich auffallend, in welchem Grad die Kinder diesen Morgen schon heimischer und freundlicher waren und wie offenbar fast alle Augenblicke mehrere von ihnen sich den Kindern der Gertrud näherten und ihnen sagten: wir lernen gewiß jetzt auch alles, was ihr könnt; und das freut uns, das freut uns.

---

6. 33.

Nur der versteht es, eine Schule wohl zu führen, der wohl weiß, worauf es im Leben selber täglich und stündlich ankommt, wenn man gut und mit heiler Haut durch die Welt kommen will.

Das Mareili aber achtete auf dergleichen Augenblicksfreuden der Kinder nicht viel. Es wußte, daß sie bei ungezogenen Kindern so unbedeutend und vorübergehend sind, als Sonnenblicke, die an einem starken Regentag zwischen dicken und schweren Wolken hindurch schimmern und von denen die Bauern sagen: „Sonnenblick Regendick," und war überzeugt, daß nur Anstrengung und Ausharrung dergleichen Entschlüssen bey Kindern Festigkeit und Dauer verschaffen können. Es war ihm also vor allem auch das

Wichtigste, sich sicher zu stellen, daß die Kinder von der Stund an daran gewöhnt werden, in der Schule ihre Kräfte weit mehr anzustrengen, als es bisher geschehen. Im ernsten Gefühl dieses Bedürfnisses stellte es sich jetzt oben an die zwey Schultische, nahm eine Stellung an, wie wenn es in seiner Werkstube ein halb Dutzend schlechte Spinnerweiber mustern und in Ordnung bringen wolle, und sagte dann zu den Kindern: Kinder! wisset ihr noch, was der Herr Pfarrer am Sonntag in der Kirche zu der ganzen Gemeinde gesagt hat? das nehmliche will und muß ich jetzt euch auch sagen. Wollt ihr in der Welt etwas Rechtes werden, oder wollt ihr darin von eurer Jugend auf bis ans Grab schlechte, unnütze, zu nichts taugliche und brauchbare Menschen seyn und bleiben, und auf eine Weise aufwachsen, daß ihr nothwendig dumme, elende Creaturen werden müsset, die sich in keinem Fall zu rathen und zu helfen wissen, wie es ihnen nothwendig ist, und wie sie sollten? oder wollt ihr Menschen werden, die das recht können und recht verstehen, was der Mensch können und verstehen muß, wenn er mit Gott und Ehren durch die Welt kommen und unter allen Umständen, die ihm begegnen möchten, wie ein verständiger und wohlerzogener Mensch sich zu rathen und zu helfen wissen soll?

Natürlich sagten alle Kinder, sie wollen brave und rechte Leute werden und in der Welt nicht wie Lumpengesindel und armseliges, unvernünftiges Pack erscheinen.

Das Mareili antwortete ihnen: ich glaub es gar wohl, daß ihr alle brave Menschen und Ehrenleute werden wollet, aber ihr müßt nicht glauben, daß das so leicht sey. Was

das Hänsli nicht lernt, das kann der Hansel nicht. Wer seine Jugend nicht brav anwendet, der kommt in jedem Fall zu einem schlechten Alter, in dem ihm nie wohl seyn und nie wohl werden kann. Es braucht viel, recht viel zu verstehen und zu können, wenn man mit Ehren will durch die Welt kommen, und man lernt nichts, gar nichts recht, wenn man sich nicht große Mühe dafür gibt und Tag und Nacht darob sitzt. Denket nur beym elenden Spinnen, wenn ihr träge seyd und euch nicht alle Mühe gebt, was richtet ihr aus? Es ist mit allem, was man in der Welt lernen muß, die nehmliche Sache, wenn man nicht früh und spat darob ist, und ich muß es sagen, in den Schulen selber kann man träge werden und zwar noch eher als in irgend einem braven Haus. Wenn ihr das nicht zu Herzen nehmt, was ihr lernen sollt, und Kopf und Händ' nicht ernst und unverdrossen dabey haltet, wie beym schwersten Geschäft, das ihr daheim machen müßt, so wird nichts rechtes aus euch werden und es wird weniger nützen, in der Schule gewesen zu seyn, als wenn ihr zu Haus Holz gescheitet, Baumwolle gesponnen oder sonst etwas Nützliches und Nothwendiges gethan hättet.

So redte er über eine Viertelstunde mit dem größten Eifer und sagte denn noch: es kommt nicht darauf an, daß ihr etwa über das oder dieses besser schwatzen lernet, als ihr es jetzt könnt, es kommt darauf an, daß ihr auch ein verständiges und thätiges Leben angewöhnet, und daß ihr die Mittel, die euch dazu helfen können, euch mit Fleiß und Anstrengung einübet, bis sie euch geläufig und so zu sagen zur andern Natur geworden.

Die Kinder horchten mit großer Aufmerksamkeit zu, und versprachen ihm alle, fleißig zu seyn und sich alle Mühe zu geben, etwas zu lernen. Dann sagte das Mareili noch: trauet euch nicht so wohl, Kinder; der Mensch ist schwach, und vergißt so leicht, was er sich vornimmt. Bethet alle Morgen und alle Abende fleißig, daß euch der liebe Gott helfe, eure guten Vorsätze auch recht zu erfüllen.

Auch Glülphi und Gertrud ermahnten sie jetzt zum fleißigen Bethen und sagten beyde: ihr werdet sonst leicht wieder vergessen, was euch das Mareili gesagt und was ihr mir versprochen.

Die Schulstunde war eben vorüber. Die Kinder standen auf und drängten sich alle fast unwillkührlich um das Mareili herum. Es both allen die Hand und sagte: gib mir jetzt noch die Hand darauf, daß du nicht vergessen wolleſt, was du mir heute versprochen.

Dann bothen ihnen auch Glülphi und Gertrud die Hand und ermahnten sie, nicht zu vergessen, was sie heute versprochen.

§. 34.

Der Mensch lebt in Kräften und durch Thaten.

Wörter im Dienst der Kräfte und Thaten beyhelfen das menschliche Leben —

Kräfte und Thaten im Dienst der Wörter enthelfen das menschliche Leben.

Es war ein schöner Morgen. Glülphis Muth stärkte sich wunderbar und so, daß er am End des Morgens zu sich selbst sagte: noch keine Schlacht hat beym Anfang einen Feldherrn mehr erschreckt, als mich heute der Anfang meines Schulmeisterversuchs, aber auch hat noch nie ein so unbedeutender Umstand die Ansicht eines Feldherrn von einer solchen Schlacht so schnell und plötzlich geändert, als die Erscheinung des Baumwollenmareili's in meiner Schule die böse Ansicht, die ich noch gestern von dem Erfolg meiner Schule hatte, schon heute veränderte.

Es war auch wirklich also.

Die niederschlagende Ansicht, die ihm gestern so mißstimmte, verlor sich mit jedem Augenblick. Die Kinder wurden ihm zusehends einzeln lieb und in dieser bessern Stimmung erregte die nehmliche Ansicht der Schlechtheit eines Kinds, die ihn gestern empörte, warmes Mitleiden in seiner Seele. Er fühlte in diesem Mitleiden eine Kraft in sich entfalten, die ihn jetzt doppelt freute, weil sie ihm gestern so sehr mangelte. Das Mareili konnte er nicht

genug anstaunen. Es war ihm unbegreiflich, wie es beym Baumwollenauswägen und beym Garn einnehmen zu der Fähigkeit, die Menschen hinzubringen, wo es sie haben wollte, und besonders zu der unwiderstehlichen Kraft, mit den Leuten reden zu können, die es an seinen Kindern erwiesen, gekommen.

Er redte aber das ganze Mittagessen mit dem Pfarrer über den Eindruck, den das, was das Mareili, das doch ganz gewiß ausser der Bibel und seinem Gebethbuch noch kein anderes Buch in der Welt gelesen, mit den Kindern geredt hat, auf sie gemacht habe, und sie fanden beyderseits, die innere, höhere Kraft der Beredsamkeit ruhe gar nicht auf der Kenntniß der Redekunst und ihrer Formen, sondern auf der lebendigen, geistigen und gemüthlichen Fülle, mit welcher ein Mensch den Gegenstand, über den er reden will, in sich selber aufgenommen, und denn hinwieder auf dem lebendigen Interesse, das man hat, sich dem, mit dem man redet, diesen Gegenstand auf eine Art, die er zu fassen geneigt und geschickt ist, deutlich und klar zu machen und mit Beweggründen, die sichern Eingang bey ihm finden, für denselben zu gewinnen. Alles, was das Mareili zu den Kindern redte, sagten sie ferner, lag und lebte schon als Erfahrungssache in dem Geist und in dem Herzen seiner Kinder; darum wirkte auch jedes Wort, das es redte, so sehr auf sie.

Die Herren endeten ihr Gespräch über diesen Gegenstand mit der Bemerkung: nur das, was in geistiger, gemüthlicher und physischer Uebereinstimmung mit dem steht, was das Individuum, mit dem man redet, wirklich selbst

ist, nur das ist für dasselbe wirklich Wahrheit; aber es ist für dasselbe auch eine wortleere, stille und darum auch das Innerste eingreifende Wahrheit. Jedes Gerede aber, das nicht in solchen, in das innere Wesen des Manns, mit dem man redt, eingreifende Wahrheiten hat, jede Wortfülle, die für den Mann, zu dem sie geredt, im Erfahrungsgang seines Lebens nicht einen belebten Hintergrund hat, ist für denselben ein elendes Geschwatzwerk und eine armselige Maulbraucherey, und kann ihm alle bösen Folgen herbeyführen, die dieses große Hausmittel der selbstsüchtigen Verirrungen unsers Geschlechts, die Maulbraucherey, durch ihre Täuschungen und Anmaßungen demselben herbeyzuführen gewohnt ist. Und Glülphi fügte dieser Bemerkung noch eine Stelle bey, die er einmal aus dem Tagebuch eines seiner Freunde ausgeschrieben: „Wörter sind nichts als ein Hülfsmittel der nach Ent„faltung und thätlicher Wirkung strebenden, menschlichen „Kräfte, das sich in Schall und Laut durch den Mechanis„mus des Munds ausspricht und durch denjenigen des Ge„hörs wieder empfangen wird. An sich ist das Wort also „ein nichtiger, leerer Schall, und es wird dem, der redet, „nur durch seine Uebereinstimmung mit der Kraft und „Wahrheit, in der es von ihm ausgeht, und bey dem, der „es hört, nur durch die Uebereinstimmung mit der Kraft und „der Wahrheit, die es in ihm antrifft, zu etwas mehr als „zu einem leeren Schall, zu einer Realität. Darum ist „auch das Wort des kraft- und thatenlosen Manns, so wie „es in ihm liegt, spreche es sich in bürgerlicher Scheinweis„heit oder in religiöser Scheinsalbung aus, nichts anders

„als so ein leerer Laut, geeignet das Absterben des Manns,
„der es ausspricht, durch den Sinn des Gehörs zu beur-
„kunden und verständlich zu machen, denen es durch den
„Sinn des Gesichts nicht genugsam in die Augen zu fallen
„vermag. Es ist wahr, das Wort des unerweckten, kraft-,
„willen- und thatenlosen Manns, so sehr es auch in eines
„andern Mund einen erhabenen und tiefen Sinn haben
„mag, ist in seinem Mund nichts anders als ein leerer, eit-
„ler Laut, der ihm und einem jeden Mann, der ihm gleich ist,
„zu einem Ohr hinein und zum andern wieder hinaus geht."

§. 35.

Wenn dein Aug heiter ist, so ist dein ganzer Leib heiter, und wenn dein Aug dunkel ist, so ist auch dein ganzer Leib dunkel.

Froh und freudig eilte Glülphi, da es Ein Uhr schlug, wieder in seine Schule. Gertrud und das Mareili waren schon wieder da, als er ankam.

Oh, wie viel besser gieng es ihm jetzt schon als gestern! Was ihn noch so vor wenigen Stunden empörte, erregte jetzt sein Mitleiden, und was ihm da noch mächtig erzürnte, dessen erbarmte er sich jetzt. Er drückte jetzo einem Knaben, der ihn gestern ausspottete und noch heute ein hämisches Gesicht gegen ihn machte, liebreich die Hand, und sagte zu

ihm: armes Kind, sey doch nicht so, du schadest nur dir selber. — Mit jedem Augenblick fielen ihm jetzt die Kinder mehr einzeln ins Aug. Der ihn verwirrende und so sehr mißstimmende Eindruck der Schlechtheit des ganzen Haufens war gleichsam in ihm verschwunden. Sie standen ihm jetzt im Gegentheil alle Augenblicke mehr als einzeln vor Augen und näherten sich so immer mehr seinem Herzen. Alle Augenblicke kam ihm jetzt an diesem oder an jenem Kind, das ihm gestern ganz verschroben vorkam, das eine oder das andere unverschroben und sogar liebenswürdig vor.

Gertrud hatte ihn gestern schon darauf aufmerksam gemacht, daß nicht alle Kinder allgemein und gar nicht alle gleich; sondern die einen in diesem, die andern in jenem, die einen auf diese, die andern auf jene Art verschroben seyen, und daß mitten in dieser Verschrobenheit der eine dieses, der andere jenes Gute an sich habe, der eine diese, der andere jene vorzüglichen Anlagen besitze, die, wenn sie auf eine gute Art angeregt und belebt würden, der anderweitigen Verschrobenheit desselben, so viel als von selbst sich entgegensetzen, und dadurch mitwirkende Entfaltungs-, Bildungs- und Stärkungsmittel ihrer allgemeinen Kräfte und Anlagen werden.

Das wurde ihm jetzt mit eder Stunde heiterer. Es waren diesen Nachmittag schon nicht mehr blos der Gertrud und einige wenige andere Kinder, bey denen er einen guten Erfolg seiner Bemühungen zuversichtlich hoffte. Er faßte beynahe kein einziges mehr im völligen Dunkel des Nebels ins Aug, der sich gestern in ihm über das Ganze

der Ansicht dieser Kinder verbreitet. Er konnte nicht anders, er mußte von dem einen und dem andern schon heute zu sich selber sagen; es ist mir, als ob es nicht das nehmliche Kind sey, das mir gestern vor Augen stand.

Die Folgsamkeit, die Ordnung, die Thätigkeit, die das Wesen alles Schulsegens macht, schien ihm schon an diesem Tag durch das Mareili errungen; und als er ihm am Abend für das, was es diesfalls geleistet, gedankt, sagte er zugleich zur Gertrud, wenn das gute Mareili mir meinen Schulsegen in dem, was ausser mir ist, gesichert, so hast du mir ihr in dem, was in mir selbst liegt, gegründet, indem du Mitleiden und Erbarmen für meine Kinder in meine Seele hineingebracht, ohne welche, wie ich es heiter sehe und tief fühle, alle äussere Hülfe, die ich für meine Schule erhalten könnte, ohne alle Folgen seyn würde.

Und er hatte ganz recht. Sein Mitleiden und sein Erbarmen haben ihn selber bey allen großen und hohen Anlagen, die er hiefür hatte, zu einem ganz andern Schulmeister gemacht, als er gestern noch war. Da er also die Wirkung des Mitleidens und Erbarmens auf die reine Entfaltung der hohen Myttertreu, die in der Gertrud Stube, auf deren Fundamente er seine Schule begründen wollte, Statt fand, ins Aug faßte, fiel ihm in diesem Augenblick der Bibelspruch in den Mund: „wie ein Vater sich über seine Kinder erbarmet, so erbarmet sich der Herr über alle die, so ihn lieben“ — und er mußte zu sich selber sagen: wie sich Gott über die erbarmet, die ihn lieben, also muß ich mich über die Kinder dieses Dorfs erbarmen,

wenn ich sie wahrhaft liebe und wahrhaft ihr Schulmeister seyn will. — Und dann setzte er noch einmal hinzu: ohne diese hohe Kennzeichen der Göttlichkeit und Reinheit der menschlichen Liebe ist es unmöglich, das Resultat der Freyheit, des Frohsinns und der Unschuld in der Anstrengung der menschlichen Kräfte zu erzielen, das die Wohnstube der Gertrud zum Heiligthum Gottes macht und ohne welches zu erkämpfen, es mir wahrlich nicht der Mühe lohnen könnte, Schulmeister in Bonnal zu seyn.

So redte jetzt der Mann, den nur vor ein paar Tagen ein solcher Eckel gegen alles Schulhalten ergriff, daß er fast an keinem Kind irgend etwas Gutes mehr sah, und soweit war seine diesfällige Stimmung schon heute, wieder geändert.

Es gieng auch von jetzt an alle Tage besser in der Schule. Das Mareili kam bis am Freytag alle Morgen und alle Nachmittag in dieselbe. Am Samstag kam es nicht, weil es an diesem allgemeinen Freytag (Speditionstag) nothwendig in seiner Baumwollenstube seyn mußte.

§. 36.

Abermal wenn dein Aug finster ist, so ist auch dein ganzer Leib finster, und deine Werke sind Werke der Finsterniß.

Indessen die gute Gertrud diese Zeit über alle Tage bey Glülphi in der Schule zubrachte, gieng sie im Heimweg

fast jeden Abend noch beym guten Rudi vorbey. Sie hatte seinethalben wegen der Meyerin noch nicht alle Hoffnung verloren. Edelmüthig, wie ihre Freundin war, konnte Gertrud keinen Augenblick zweifeln, daß sie bey dem guten Rudi ohne Vergleichung glücklicher seyn würde als bey dem Ochsenfritz, den die Vogtin ihr so zudringlich anempfahl. Was den Rudi noch besonders darüber in guter Hoffnung erhielt, war dieses, daß er als sicher vernommen, die Meyerin habe über den unverschämten Brief, den der reiche Tropf an die Untervögtin geschrieben, gelacht und ihr, da sie ihn ihm selber zeigte, darüber keine Antwort gegeben. Auch meynte er, er habe seit einiger Zeit bemerkt, sie begegne ihm, wo sie ihn antreffe, immer freundlicher.

Indessen war die Untervögtin ihrer gemachten Aeusserung, wenn eine Sache anfange schwierig und mißlich zu werden, so müsse man die Mühe, die man sich vorher darüber gegeben, verdoppeln, völlig getreu. Je besser die Berichte für den guten Rudi zu lauten anfiengen, desto mehr verdoppelte sie auch ihre Bemühungen, diesem guten Menschen seine Hoffnungen zu Wasser zu machen. Die Meyerin konnte keinen Schritt thun, dem die Vögtin nicht nachspürte. Wenn sie den Rudi auch nur auf der Strasse grüßte, so vernahm sie es. Auch bekam sie wirklich die Nachricht, die Meyerin zeige sich, wo sie den Rudi immer antreffe, gegen ihn so freundlich, als sie immer nur könne und dürfe. Die Vögtin verfluchte das Aeusserste und man möchte wirklich meynen, es könnte dem Teufel nicht zu Sinn kommen, was ihr alles, diese Sache zu hindern, in den Kopf stieg. Aber das meiste

fehlte ihr doch, und war umsonst versucht und ge han. Endlich, nachdem ihr vieles gefehlt, kam ihr gar in Sinn, sie wolle den unnatürlichen Eckel, der die Meyerin so leicht anwandle, für diesen Zweck benutzen und ihn gegen den Rudi kehren, wie er bisher gegen den Ochsenfeißt gekehrt war. Sie ließ zu diesem Endzweck allenthalben im Dorf ausſprengen, die gestorbene Frau des Hübelrudis habe das fallende Weh gehabt, und man habe deutliche Spuren, seine Kinder möchten vom gleichen Uebel behaftet werden, wenn sie es nicht schon seyen, mit dem Zusatz, diese Krankheit schleiche sich bey nervenkranken Leuten und in unreinlichen und unordentlichen Haushaltungen leicht ein. Und da diese Frau wirklich eine lange Reihe von Jahren nervenkrank war, und es auch eben so lange in ihrem Haus immer bis zum Eckel unreinlich aussah; hoffte die Untervögtin, dieses Gerücht werde unfehlbar im Dorf Fuß greifen und auch bey der Meyerin ihres Eckels halber am allerleichtesten Glauben finden, sobald es einmal im Dorf nur ausgesprochen würde. Aber zum Glück für den Rudi erwahrte sich auch hier das Sprichwort: wem Gott wohl will, dem mag niemand über, und wer seinem Nächsten eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

Es gieng zwar gar nicht lange, so entsprangen, man wußte nicht wie und woher, auf einmal die sonderbarsten Gerüchte über diesen Mann. Man sagte sich im ganzen Dorf die schandbarsten, unflätigsten Dinge über ihn ins Ohr, schonte weder der Frauen unter dem Boden noch der unmündigen Kinder. Ich darf nicht ins Maul nehmen, was man alles sagte, und erzähle das einige davon,

man sagte über die Frau selig, ihre Gichter seyen, b'hüt uns Gott davor! eine Art Weh gewesen, das den Kindern selber noch im Blut stecken könne, und das Liseli mache in Gottes Nahmen Augen, daß man so etwas fürchten müsse, wenn mann's nur anschaue. — Der Teufel hätte nichts erfinden können, das schlauer ausgedacht gewesen, in der Meyerin eine Art von Entsetzen gegen den Rudi hervorzubringen, und auf diese seine Hoffnungen scheitern zu machen.

Es erschütterte die Meyerin, da das Gerücht ihr zu Ohren kam, durch und durch, und wenn sie nur eine Viertelstunde gewartet hätte, daß der Schrecken darüber sich in ihr setzen und der Eckel dagegen hätte Fuß greifen können, so wäre der Untervögtin ihr Absehen wie gewiß wenigstens so weit gerathen, daß sie den Rudi auch nicht mehr hätte heurathen können, wenn sie hintennach schon zehnmal vernommen, daß an allem nichts wahr wäre.

---

§. 37.

Der Wahrheit Licht und der Liebe Flamme leuchtet in die hintersten Winkel der Finsterniß und bringt ihre Werke an den Tag.

Aber sie sprang zu seinem Glück in allem Feuer auf das erste Wort, das sie hörte, zur Gertrud, und redte in

diesem Feuer mit einer Heftigkeit, die dem Eckel, den sie sicher gefaßt hätte, wenn sie sich gemäßigt, nicht Platz gab. Das rettete den guten Rudi.

Sie stampfte in der ersten Minute, in der dritten hatte sie Thränen in den Augen.

So lange sie stampfte, ließ sie Gertrud fortreden; da ihr aber Thränen in die Augen kamen, nahm sie sie bey der Hand und sagte: du dauerst mich, aber du bist betrogen.

Wer wollte doch auch Satans genug seyn, denn geraden Wegs so etwas zu ersinnen, wenn gar nichts dahinter wäre? sagte die Meyerin mit fortdauerndem Eifer.

Ich will nicht sagen wer, erwiederte Gertrud, und sah die Meyerin bey diesem Wort steif an; aber jemand, fuhr sie fort, hats gethan und erfunden, das ist gewiß, und du kannst es daraus abnehmen, daß man von allem diesem über den Rudi kein Wort erzählt, so lange er ein armer Mann war und von dir nichts wußte, und es aber jetzt herum trommelt, da man hört, daß er dich bekommen sollte.

Bey diesem Wort kam der Meyerin wie ein Blitz in Sinn, die Untervögtin könnte dahinter stecken.

Gertrud aber gab keinen Wink, daß sie diesfalls gegen jemand in ihrem Herzen einen Verdacht habe, und sagte nur: es mag jetzt Mißverstand oder Bosheit die Ursache dieses Gereds seyn, so ist so viel gewiß, die Sache ist nicht wahr, und an deinem Platz würde ich mich darüber nicht in Eifer bringen lassen, sondern ruhig der Wahrheit

oder Unwahrheit der Sache auf die Spur zu kommen suchen.

Die Heftigkeit der Meyerin war jetzt schon vorüber. Sie sagte ruhig zur Gertrud: du bist doch unpartheyisch.

Diese antwortete: bewahr' mich Gott, daß ich dir einen Mann anrathen sollte, der dir hintennach, so wie du bist, wenn er auch unschuldig wäre, zum Eckel werden müßte.

Du bist brav und gut, sagte jetzt wieder die Meyerin.

Und Gertrud: wenn ich dir nur immer lieb bleibe und es dir wohl geht.

Die Meyerin erwiederte: ich thue jetzt, was du mir gerathen, und will für einmal weder glauben, daß etwas, noch daß nichts daran wahr sey.

Ohne es der Gertrud zu sagen, war der Verdacht, die Vögtin möchte daran schuld seyn, schon in die Seele der Meyerin gedrungen, und sie war lebhaft entschlossen, vorzüglich und vor allem dieser Spur nachzugehen. Sie traf auch gleich bey ihrem Haus eine Wäscherin, die Krummhäuslerin, an, die sie als eine Erzschwatzerin kannte, und oft bey der Vögtin gesehen, und fragte sie: ob sie die verstorbene Frau des Hübelrudis gekannt? Diese säumte dann nicht, von dem Unglück dieser Frauen und dem fallenden Weh, das sie manchmal beym Neumond überfallen u. s. w. zu erzählen.

Die Meyerin sah ihr steif ins Gesicht und ward von der Art, wie sie es erzählt, überzeugt, daß sie das selber nicht glaube. Sie gieng ihr auf eine andere Weise zu Leib, und brachte mit einem Trinkgeld und dem Verspre-

chen, es ihr nicht auszubringen, endlich heraus, was sie ahnete.

Aber so sehr sie die Aussage der Wäscherin zufrieden stellte, so wurmte ihr dennoch, es könnte, wo nicht viel, doch etwa wenig hinter der Erdichtung selber stecken, die die Vögtin im Dorf herumgebothen. Das alte Sprichwort: „es ist kein Räuchli ohne Feuerli" — wollte ihr noch gar nicht aus dem Kopf.

Sie konnte nicht anders, sie mußte noch lange und auf alle Weise nachforschen, ob denn gar nichts dahinter stecke. Es fand sich auch gar nichts. Selber die rauhe Hallorin, die zehen Jahre mit dem Rudi unter einem Dach gewohnt und dabey mit ihm und mit seiner Frauen beständig im Streit gewesen, sagte: sie könne nicht sagen, daß nur das Geringste von diesem Gerücht wahr sey, und setzte hinzu: es wäre etwas anders, wenn man sagte, sie sey eine liederliche Frau gewesen und ein Narr, und habe den lieben Gott mit Bethen und Müssiggehen zwingen wollen, daß es in der Welt anders gehe als es geht u. dergl.; aber daß sie die fallende Sucht an ihr gehabt oder über ihren Mann solche Klagen geführt, und daß er ein Unflath sey, wie man jetzt sage, das sey hundertmal nicht wahr, wenn man es auch hundertmal sage. — Und so war's allenthalben; es kam nichts heraus, als daß es Lügen und Aberlügen seyen.

Hingegen vernahm sie durch ihr Nachforschen alle Tage neue Umstände von seinem alten Elend, von seiner Geduld und seiner Gutmüthigkeit; und das brachte ihr den Rudi jeden Tag näher ans Herz.

§. 38.

Es ist für arme Leute in der Welt oft eine schwere Sache, Recht zu suchen und Recht zu finden; Wohl denen, die Hülfe dazu finden.

Der Rudi selber war einer der letzten Menschen im Dorf, der diese böse Nachrede gegen seine Frau selig vernahm. Er weinte die hellen Thränen. Ach, mein Gott! — so redte er eine Weile mit sich selber — ach, mein Gott! daß mir jetzt auch noch das begegnen muß, und daß die Leute auch so entsetzlich bös sind. — Und denn bald darauf: es ist jetzt, denke ich, mit meiner Hoffnung auf die herrliche Meyerin auch vollkommen aus. Wenn sie ein Wort dergleichen vernimmt, so erschrickt sie darob, daß sie keinen Augenblick mehr an mich denken darf, und ich müßte ihr zum Herzen hinaus fallen, wenn ich schon siebenfach darin wäre. —

Es kam dem guten Menschen noch kein Sinn daran, daß die Untervögtin dahinter stecke; aber er wußte sich weder zu rathen noch zu helfen.

Mit der Gertrud war es nicht völlig also. Ob sie gleich im Anfang den Gedanken aus ihrem Herzen entfernen wollte, daß die Vögtin daran Schuld seyn könnte, so kamen jetzt so viele Umstände hervor, daß sie nunmehr vollkommen davon überzeugt war. Und als sie ihren guten Rudi so in tiefem Jammer darüber versunken sah, konnte sie nicht mehr unthätig dabey bleiben. Aber sich selber in dieser Sache zu helfen, fühlte sie sich so wenig fähig als der Rudi selber.

Sie tröstete den Rudi mit wenig Worten, liefs aber spornstreichs zu dem Baumwollenmareili, von dem sie wußte, daß es sich in solchen Fällen besser als sie zu helfen verstand, um sich bey ihm Raths zu erholen, was in dieser Sache zu thun sey.

Das Mareili, das auch schon von diesem Gerücht gehört, erwiederte: man muß in aller Eil suchen, der Sache auf die Spur zu kommen und trachten, daß man es der Vögtin beweisen könne, daß das Gerücht von ihr herkomme; das übrige wird sich denn schon geben.

Ja, erwiederte Gertrud, wenn nur das möglich ist, aber ich weiß nicht, wie es anstellen. Und das Mareili: Laß das nur mich machen; ich kenne die Lumpenleute schon, die die Vögtin zu Streichen von dieser Art gebrauchen kann, und es fehlt nicht, ich will dieser Sache noch vor dem Abendbrod auf der Spur seyn. Geh' jetzt du mir wieder heim und laß mich machen.

Gertrud gieng jetzt und sagte noch im Gehen: wenn's nur Gottes Wille ist, daß dir das nicht fehlt.

Es fehlte ihm nicht. Gertrud war kaum eine Stunde wieder bey Glülphi in seiner Schule, so ließ sie das Mareili herausrufen und sagte ihr: es habe schon zwey im Rechten gültige Männer zu Zeugen, daß die Vögtin zwey Tage nach einander zu ihren Weibern gekommen und bey ihnen ein Weites und Breites von der bösen Krankheit, mit der des Rudis Frau befallen gewesen, gemacht, und wie man den Kindern in den Augen ansehe, daß sie die nehmliche schreckliche Krankheit gefahren; sie habe eine von diesen Frauen sogar beyseits genommen und ihr im Vertrauen ge-

sagt, sie sey in einer großen Verlegenheit, man gehe von mehreren Seiten ihre Schwägerin, die Meyerin an, daß sie den Hübelrudi heurathe, und es thue ihr in der Seele weh, und mache ihr bang, sie in eine Haushaltung hineingehen zu lassen, wo sie dergleichen Unglücke zu erleben gefahre; sie dürfe es ihr aber nicht sagen, weil sie glauben würde, es geschähe aus Mißgunst und Neid, weil sie wisse, daß sie den Hübelrudi nicht gerne habe; sie müsse sie desnahen dringend bitten, die Sache im Dorf, wo sie immer könne und möge, anzuregen, daß es der Meyerin von allen Seiten zu Ohren komme u. s. w.

§. 39.

Die höchste Lobrede einer Obrigkeit ist das allgemeine Vertrauen, das der Arme und Schwache im Land auf sie hat.

Die Gertrud freute sich wie ein Kind über diese Nachricht, aber so sehr sie auch das Mareili freute, so war dieses damit noch nicht zufrieden. Es sagte, wir müssen und dürfen jetzt nicht auf dem halben Wege stehen bleiben, die Vögtin muß mir wissen, was sie gethan hat und du mußt, sobald die Schule aus ist, und wenn du kannst, früher, mit mir ins Pfarrhaus; der Herr Pfarrer muß dem Junker auf der Stelle schreiben, was diesfalls vorgefallen; das Uebrige wird sich denn wohl von selbst geben.

Sie giengen auch wirklich, sobald die Schulstunde vorüber, mit einander ins Pfarrhaus, und erzählten dem H. Pfarrer umständlich, was diesfalls begegnet und wie weit sie der Quelle dieser Unverschämtheit auf der Spur seyen.

Der Pfarrer fragte der Sache sehr sorgfältig und umständlich nach und das Mareili nannte ihm die zwey Männer, die zu der Aussage, die es ihm hinterbracht, stehen würden, wenn es nothwendig wäre, und wiederholte ihm denn ihre Aussagen noch einmal mit Bestimmtheit. Der Pfarrer versicherte jetzt die zwey guten Weiber, daß er sogleich die nöthigen Schritte thun werde, der armen Frau unter dem Boden zu ihrem Recht und dem guten Rudi aus seiner diesfälligen Noth zu helfen. Er ließ dann diese zwey Männer noch diesen Abend zu sich kommen, fragte auch sie über das, was die Vögtin diesfalls mit ihnen und mit ihren Frauen geredt, genau aus, und als er sich der Bosheit dieses Weibs, der Verruchtheit ihrer Mittel, so wie der rechtlichen Beweisbarkeit dieser teuflischen Handlung ganz überzeugt hatte, bath er die zwey Zeugen, für einmal niemand zu sagen, daß er mit ihnen darüber geredt, war aber am Morgen darauf beynahe vor Tag schon beym Junker und erzählte ihm den ganzen Vorfall mit allem, für seine Beweisbarkeit nöthigen Belegen.

§. 40.

Sind unsere Zeiten für einen solchen Rechtsgang zu schlecht, oder ist ein solcher Rechtsgang für unsre Zeiten zu schlecht?

Der Junker, empört über die Vögtin, gerührt über den Rudi, und erfreut über den Erfolg der Nachforschungen des Mareilis, sprach jetzt wie in einer Begeisterung plötzlich das Wort aus: dieser Erzlumpenstreich muß mir, wenn's Gottes Wille ist, die Meyerin noch zur Braut des guten Rudis machen.

Von diesem unerwarteten Ausspruch übernommen, sagte der Pfarrer mit inniger Rührung: wenn das auch möglich wäre, wie glücklich wäre dieser Lumpenstreich für diesen guten Menschen!

Wir wollen jetzt fort und dann in Bonnal sehen, was hiefür möglich, erwiederte jetzt der Junker, eilte, so sehr er konnte, fortzukommen, ließ die zwey schnellsten Pferde, die er im Stall hatte, anspannen und legte den Weg nach Bonnal in so kurzer Frist zurück, als er dieses noch nie gethan.

Im Pfarrhaus absteigen und der Vögtin sagen lassen, sie solle auf der Stelle ins Pfarrhaus kommen, der Junker sey da und lasse sie rufen, war die Sache des gleichen Augenblicks. — Natürlich erschrak die Vögtin über diesen Bericht, doch ahnete sie nur nicht, was die Ursache davon seyn möchte. Auch ihr Mann schüttelte ob diesem Be-

richt den Kopf und sagte zu sich selber: das ist doch eine sonderbare Art, eines Untervogts Frau in ein Pfarrhaus rufen zu lassen. — Doch sie mußte gehen und gieng. Aber sie war todtblaß, als sie im Pfarrhaus in die Stube hineintrat und den gnädigen Herrn fragen wollte, was er zu befehlen habe. Aber der Junker ließ sie nicht einmal zum Reden kommen. Sie hatte kaum die Thüre aufgethan, so fuhr er sie mit dem Wort an: weißt du, was man thun muß, wenn man einen Menschen vor sich hat, der vom Teufel besessen ist?

Sie erwiederte am ganzen Leib zitternd: Gnädiger Herr! wie sollte ich das wissen?

Und Arner: ich will dir, wenn du es nicht weißt, an dir selber zeigen; ich will dir den Teufel, von dem du besessen, auf eine Weise austreiben, wie er dir in deinem Leben noch nie ausgetrieben worden ist.

Wuth und Furcht ergriffen jetzt die Vögtin miteinander. Sie wollte reden, aber ihre Lippen bebten, ihr Hals schwoll sichtbar unter dem Kinn auf. Sie konnte nicht reden, und mitten in ihrer Wuth nicht einmal ahnen, was Arner meynte und wollte. Jetzt gab er ihr plötzlich Aufschluß und sagte: du hast die verfluchtesten Gerüchte, die je eine teuflische Seele gegen eine unschuldige Frau, die schon im Grab liegt, aussagen kann, im Dorf herum verbreitet.

§. 41.

Es zeigen sich Schwierigkeiten in diesem Rechtsgang, und es wird heiter, daß er für Büchermenschen und schwache Richter, und vielleicht auch für die, so schwach sind, nichts taugt.

Nun merkte die Vögtin, warum es zu thun sey. Damit minderte sich zwar nicht ihre Wuth, doch etwas ihr Schrecken. Sie glaubte, weil es nur das anbetreffe, so könne sie auf ihres Mannes Schutz und Einfluß zählen, und fieng nach und nach an, die Miene und Stellung zu nehmen, die alte Richter ganz wohl an Schelmen kennen, die mit dem Glauben, sie können ihre Schelmenstücke ableugnen, und mit dem festen Entschluß, es zu probiren, vor ihnen stehen. Mit dieser Miene und in dieser Stellung sah sie jetzt Arner steif an und die Vögtin sagte so entschlossen als es immer ihr Herzklopfen, das sie zu verbergen suchte, zuließ: Gnädiger Herr! Sie meynen gewiß, ich sey an den Gerüchten schuld, die gegen die verstorbene Frau des Hübelrudi im Dorf herumgehen, aber, ich kann Sie versichern, diese Gerüchte sind gar nichts weniger als neu, sie sind schon bey Lebzeiten der Frauen im Dorf herumgegangen; was man jetzt sagt, ist nur aufgewärmt, was sehr viele Leute schon vorher wußten; daran aber, daß das jetzt geschieht, bin ich gar nicht schuld,

und weiß gar nicht, wie das kommt, daß man diese Sache im Dorf eben jetzt wieder aufwärmt.

Sie wagte diese Sprache in der festen Ueberzeugung, es dürfe sie kein Mensch in dem, was sie hierüber im Dorf ausgeschwatzt, verrathen und mit dem festen Entschluß, sobald sie aus dem Pfarrhaus heraus sey, mit jedermann, der ihr diesfalls etwas ausbringen könnte, zu reden, und alles zu thun, was nothwendig, um einem jeden von ihnen das Maul darüber sicher zu stopfen.

§. 42.

Der Schweizerische Bergarzt Schüppach hatte in seiner Apothek eine Flasche mit der Aufschrift: Der Stärkste wird Meister.

Der Junker verstand das aber nicht so; er wußte schon, was an der Sach war, und die erzwungene Frechheit, in der die Vögtin mitten in eben so erzwungenem Herzklopfen vor ihm da stand, empörte ihn auf eine Weise, daß er sie streng ansah, aber dabey ganz ruhig zu ihr sagte: du behauptest also, du habest diese Gerüchte nicht ins Dorf hineingebracht und nicht darin herumgeboten.

Beydes, der Blick des Junkers und seine Frage erhöhten die Angst ihres Herzens und verwirrten sie in dem Schelmenmuth, zu dem sie sich einen Augenblick vorher

glaubte, erheben zu dürfen, fast eben so stark als bey der ersten Anfrage des Junkers. Zitternd sagte sie jetzt: sie habe es gewiß nicht gethan, und sie werde darüber verläumdet. — Das war dem Junker jetzt genug. Er nahm ihrenthalben seinen festen Entschluß, und sagte: wenn das ist, Frau, so soll dir Gerechtigkeit widerfahren. Vorläufig will ich dir sagen, wenn du verläumdet bist, so ist für einmal der Herr Pfarrer dein Verläumder. Aber du hast dabey gar nichts zu fürchten, es soll dir Gerechtigkeit widerfahren, wie wenn er der geringste Bauer im Dorf wäre. Wenn du aber schuldig bist, so nimm dich in acht; denn ich will kein Spiel mit dieser Sache treiben, und du bleibst indessen da, bis untersucht ist, ob du Recht oder Unrecht habest.

Todtblaß und verwirrt erwiederte sie jetzt: ich werde doch zu meinem Mann heimgehen dürfen.

Nein, erwiederte Arner, du darfst nicht einen Schritt ausser das Haus, und stehst von diesem Augenblick an unter strenger Wacht, bis es ausgemacht ist, ob du unschuldig oder eine Verläumderin bist. Im letzten Fall wirst du dann sehn, was weiter begegnet, und wie lange denn das Zuchthaus dein fernerer Aufenthalt seyn wird.

In diesem Augenblick sah sie den Harschier neben sich stehen, fieng dann zu heulen an: ich bin ein unglückliches Mensch! oh, Herr Jesus! wie bin ich ein unglückliches Mensch! —

Arner kehrte ihr den Rücken, und der Harschier winkte, ihr, daß sie jetzt mit ihm komme.

Ich will ja bekennen, ich will ja bekennen, sagte sie

jetzt, hielt sich mit beyden Händen am Tisch, der da stand und schrie immer: ich will ja bekennen, ich will ja bekennen.

Sie bekannte wirklich, sie habe hie und da zu einigen Leuten gesagt, die Hübelrudin sey mit der fallenden Sucht behaftet gewesen; aber sie habe es auch von andern Leuten gehört.

Hierauf fragte sie Arner: von wem hast du es gehört, ehe du es selbst gesagt?

Sie erwiederte: sie könne das jetzt nicht mehr eigentlich sagen.

Arner sagte: nun, es wird dir vielleicht wohl wieder zu Sinn kommen, wenn man dich weiter fragt. Aber für einmal ist mir wichtig zu wissen, warum du dieses Gerücht im Dorf ausgebreitet.

Darüber wollte sie jetzt nicht mit der Sprache heraus, und wandte sich wie ein Wurm, dieses zu verkleistern.

Arner sagte ihr aber gerade heraus, daß er es schon wisse, und setzte noch hinzu: es müsse ihr selber zum Maul heraus, wenn sie auch daran erstickte.

Es wollte ihr lange nicht heraus; aber als er wieder vom hier bleiben und mit dem Harschier auf's Zimmer spazieren sprach, bis die Wahrheit auf einem andern Weg heraus sey, ergab sie sich endlich und sagte: sie wolle es in Gottes Namen eben auch sagen, sie habe ihrer Schwägerin schon lange eine sehr gute Parthey zugedacht, und die Furcht, sie möchte sich von des Maurers Frau bereden lassen, daß sie den Hübelrudi nehme, habe sie zu diesem unglücklichen Schritt gebracht, der ihr aber jetzt herz-

lich leid sey, sie wollte jetzt um alles in der Welt, daß sie das nicht gethan hätte.

Nun, wenn das dir so ernst ist, so kannst du deinen Fehler wieder gut machen. Gehe jetzt nur zu deiner Schwägerin und sag' ihr, daß das Gerücht, das über die gestorbene Hübelrudin im Dorf herumgetragen worden, faul und falsch sey, daß du es wie ein scham- und ehrlo-ses Weib erfonnen, um deinem schönen Ochsenfeißt bey ihr ein gutes Spiel zu machen, und ihr den armen Rudi aus dem Kopf zu bringen. Sag' ihr, daß ich alles das wisse und du kein Mittel findest, der Schande und Spott, den diese Handlung verdient, zu entrinnen, als wenn du auf der Stelle zu ihr gehest, ihr alles bekennest, sie um Verzeihung bittest und ihr heilig versprechest, sie mit dei-nem Ochsenfeißt in Zukunft ruhig zu lassen, und wenn sie sich allfällig entschließen wollte, an seiner Statt den Hübelrudi zu heurathen, ihn als ihren lieben Schwager zu erkennen, und ihm und ihr alles Lieb's und Gut's zu erweisen, was eine brave Schwägerin einem lieben Schwa-ger und seiner Frauen zu erweisen vor Gott und Men-schen schuldig ist.

Die Vögtin versprach dieses alles zu thun, nur bath sie, ob sie doch nicht, ehe sie es thun müsse, vorher noch einen Augenblick heim zu ihrem Mann dürfe?

Nein, war wieder die Antwort des Junkers, mit dem Zusatz: du mußt jetzt sogleich zur Meyerin gehen und der Harschier muß dir auf der Stelle nach, zu sehen, daß du in keines Menschen Haus hinein gehest, bis du alles gethan, was du versprochen.

Sie mußte also gehen, aber ehe sie kam, hatte die Meyerin sich schon überzeugt, daß sie es sey, die dieses Gerücht im Dorf ausgebreitet.

§. 43.

Der hohe Segen, der auf Entschlüssen ruhet, die die Rührung des Herzens hervorbringt.

Die Meyerin stand eben am Fenster und sah die Untervögtin auf eine Weise gegen ihr Haus zuspringen, wie sie sie in ihrem Leben nie springen gesehn. Sie sah auch den Harschier hinter der Vögtin eben so schnell nachlaufen, aber dachte doch nicht daran, daß das Geschwindgehen von beyden zusammen gehöre, that aber doch ihr Fenster auf und rief der Vögtin über die Gasse hinaus zu: was doch das sey? ob ihr ein Unglück begegnet?

Diese antwortete ihr aber nicht, sondern sprang, was sie konnte und mochte, ins Haus hinein, und that dann unter Heulen und Jammer, was sie mußte, wiederholte aber zwischenhinein mehr als einmal, daß sie ein unglückliches Mensch sey, und daß sie es doch gewiß nicht bös gemeynt habe.

Die Meyerin konnte eine Weile nicht Mitleiden mit ihr haben, so erbärmlich sie sich auch gebehrdete und heulte, im Gegentheil, sie freute sich recht königlich, daß ihre Schwä-

gerin für den verruchten Streich, den sie den Häbelrudi spielen wollte, den Lohn bekommen, den sie verdient. Was sie aber am meisten freute und zugleich lachen machte, war, daß sie ihr versprechen mußte, im Fall der Rudi ihr Mann werden sollte, eine brave und freundliche Schwägerin an ihm zu seyn. Doch lachte sie nicht lange. Der ganze Vorfall, wie er auf des Rudis Schicksal Einfluß haben konnte, und dann die Theilnahme der Gertrud, des Mareilis und des Junkers standen ihr jetzt lebhaft vor der Seele. Sie konnte nicht anders, sie mußte zu sich selber sagen: es ist Gottes Führung. — Und es ergriff sie plötzlich eine so warme, neue Ansicht alles dessen, was begegnet, und ein solcher Andrang aller Beweggründe, die sie zu einem Entschluß für den guten Rudi bringen konnten, daß sie es jetzt so geradezu aussprach: ich kann es mir nicht verhehlen, er ist mir lieb. — So wie sie das ausgesprochen, überließ sie sich beynahe selber unbewußt dem Gefühl dieser Liebe, und der Gedanke ward ihr, ehe sie es ahnete, geläufig: ich kann mit ihm, ich kann in seiner Haushaltung so glücklich werden, als in keiner andern, die ich kenne. Und nun war sie von einem Augenblick der hohen Rührung ergriffen, in welcher edle Menschen so oft blitzschnell in den wichtigsten Angelegenheiten entscheidende Entschlüsse nehmen. Was sie vor einer Viertelstunde nicht dachte, war jetzt vollendet. Sie sprach plötzlich das Wort aus: ich will ihn in Gottes Namen nehmen — und war jetzt entschieden. Nachdem sie das Wort: ich will ihn in Gottes Namen nehmen — so ausgesprochen, stand er ihr gleichsam wie lebendig vor ihrer Seele. Sie vergaß jetzt den Vogt, die Vögtin, den Junker,

die Gertrud, und selber die Gründe, warum sie ihren Entschluß gefaßt, verschwanden vor ihren Augen; sie sah jetzt nur ihn vor ihrer Seele und alles, was ihn angieng, seine Kinder, seine Matti, seine schöne Kuh, seine Stube und selber die Helgen (Kupferstiche), die darin an der Wand hangen. Ihre Rührung steigt jetzt in ihrer Stimmung immer höher, Thränen fließen von ihren Augen, — nun riegelt sie die Thüre — sitzt nieder zum Tisch — nimmt das Gebethbuch von der Wand und bethet laut das Gebeth einer Tochter, die in den heil. Ehestand treten will, legt dann ihren Kopf über ihre Hände und über das Buch, netzt beyde mit Thränen und bethet noch, daß Gott ihren Entschluß segne und heilige, steht dann wieder auf, trocknet ihre Augen, fühlt sich mit sich selber zufrieden und sagt: ich will in Gottes Namen jetzt zur Gertrud und ihr meinen Entschluß sagen. Sie hat es um mich und um den Rudi verdient, daß sie ihn wisse, sobald ich ihn selbst weiß. — Jetzt kleidet sie sich an und geht zu ihr hin.

---

§. 44.

Freundschaftliche Liebe und ein kleiner Mißverstand.

Gertrud sah sie kommen, aber mit einem so langsamen Schritt, und den Kopf so sehr gegen die Brust hinabgesenkt, daß sie zu sich selber sagte: so habe ich die Meye-

rin in meinem Leben nie gegen mein Haus kommen sehen. Es ahnete ihr auch nichts Gutes; im Gegentheil, sie fürchtete, das Gerede wegen der verstorbenen Frau des Hübelrudis liege ihr noch unbehaglich im Kopf. Auch war das letzte Wort, das die Meyerin diesfalls mit ihr geredt hatte, eben nicht gar tröstlich. Jetzt war das Herz der Meyerin so voll, daß sie, sobald sie in die Stube kam, beynahe als ob sie krank wäre, leise und schnaubend, aber schnell zur Gertrud sagte: ich habe in Gottes Namen jetzt meinen Entschluß über diese Sache genommen.

Gertrud ahnete nichts weniger als den wahren Sinn der Worte; im Gegentheil, sie nahm es in einem ganz entgegengesetzten Sinn auf und antwortete ihr mit sichtbarer Betrübniß: du wirst dich doch wills Gott in deinem Entschluß nicht übereilen.

Die Meyerin merkte ihren Irrthum und erwiederte ihr lächelnd: ich habe mich wills Gott nicht übereilt.

Gertrud. (fast mit nassen Augen) Und du lachst noch. Das ist doch nicht recht.

Meyerin. Und wenn ich Ursach dazu hätte?

Gertrud. Dazu hast du keine.

Meyerin. Und wenn du selber die Ursache davon wärest?

Gertrud. (Mit sichtbar steigender Wehmuth.) Schweig' doch; du machst mir Mühe; ich könnte jetzt bald böse werden.

Meyerin. (Noch heiterer lachend.) Ich will dich wohl wieder gut machen.

Gertrud. (Noch immer im Irrthum.) So sah ich dich in meinem Leben nie.

Meyerin. Du mußt mich doch auch anhören.

Gertrud. Ich habe dich nur zu viel angehört; geh' jetzt doch zu deinem Sonnenwirth.

Meyerin. Du bist in einem Traum, ich will den Sonnenwirth nicht.

Gertrud. Was? was? sagtest du nicht, du seyst entschieden?

Meyerin. Ja, für deinen Rudi. Ich kam eben zu dir, es dir zu sagen.

Gertrud war wie aus den Wolken gefallen. Sie fiel der Meyerin um den Hals, und es war beynahe, als wenn sie an ihrem Hals einsinken wollte, so sehr hatte sie diese Freude übernommen. Sie konnte einige Augenblicke nicht reden. Nach einer Weile sagte sie: Gott Lob! Gott Lob! — schwieg dann wieder still. Auch die Meyerin war eine Weile still und freute sich des Eindrucks, den ihr Entschluß auf die gute Gertrud gemacht. Nach einer Weile, in welcher beyde einander still und gerührt ansahen, sagte Gertrud zur Meyerin: sie habe diesen Morgen geglaubt, es wäre heute für den guten Rudi der allerschlimmste Tag gewesen, den er diesfalls noch seit dem ersten Augenblick, in dem er an sie gedacht, hätte haben können.

Und die Meyerin erwiederte: es ist wahr, der Tag fieng bey mir für ihn also an, aber eben das, was den Tag für ihn so bös machen sollte, hat mich zu seiner Braut gemacht und an meiner Schwägerin das Sprichwort erfüllt: „wenn das Maß voll ist, so überläuft es" — und denn

noch ein anders: „wer seinem Nächsten eine Grube gräbt, der fällt leicht selbst hinein.“ — Einen Augenblick darauf aber sagte sie denn zur Gertrud: du, ich bin jetzt zwar eine Braut, aber mein Bräutigam weiß kein Wort davon.

§. 45.

Ein Mann, der das Glück verdient, das auf ihn wartet.

Was sagst du? erwiederte Gertrud, weiß er von allem noch gar nichts? dann springe ich auf den Augenblick hin, mache ihn hieher kommen, der gute Mensch kann sonst diese Nacht abermal nicht gut schlafen.

Meyerin. Aber meynst du, er könne diese Nacht besser schlafen, wenn er es weiß?

Gertrud. Das nicht, aber besser ruhen kann er, wenn er's weiß.

Meyerin. Das Herz klopft mir, wenn du ihn bringst. Wollen wir nicht warten bis morgen.

Gertrud. Das nicht. Ich gehe sogleich. — Mit dem gieng sie zu ihm hin. Der Rudi wußte gar nichts von allem dem, was der Meyerin halber den Tag über vorgefallen und war immer noch in der betrübten und hoffnungslosen Stimmung, die ihn alsobald ergriffen, als er das böse Wort vernommen, das man über seine arme

Frau selig im Grab, herumtrug, als Gertrud in seine Stube hineinkam. Sein erstes Wort, das er zu ihr sagte, war: liebe Frau! ich kann das Unrecht, das meiner lieben Frauen unterm Boden geschieht, fast nicht ertragen.

Gertrud wollte ihn in seiner Stimmung sogleich nicht unterbrechen.

Er jammerte mit solcher Wehmuth, und drückte diese Wehmuth mit einem Edelsinn aus, daß sie ihm gern eine Weile zuhörte, er sagte unter anderm: wenn's mir in Gottes Namen auch mit der Meyerin ganz fehlt, es thut mir nicht halb so weh, als daß man es meiner armen Frau unter dem Boden also macht. Bei diesem Wort konnte Gertrud ihn nicht mehr fortreden lassen, so sehr rührte sie die Wehmuth seiner Stimmung. Sie sagte jetzt: du mußt doch den Muth nicht ganz fallen lassen, und auch diese Sache nicht mehr zu Herzen nehmen, als es Noth thut.

Rudi. Ich kann der Betrübniß, die mich diesfalls ergriffen, nicht widerstehen.

Gertrud. Gott hat bisher geholfen, er wird ferner helfen, und wir haben ja jetzt einen Herrn im Schloß, der auch niemand unter dem Boden Unrecht geschehen läßt, wenn er helfen kann.

Rudi. Wie sollte er helfen können? Gegen solches Geschwätzwerk ist kein Recht auf der Welt, und große Lästermäuler kann kein Herr stopfen, so gut er auch seyn mag.

Gertrud. Du mußt das nicht denken, will geschweigen es sagen, vielleicht vernimmst du noch ehe du ins

Bett gehst, daß der Junker auch diesfalls mehr kann und schon mehr gethan hat, als du jetzt glaubst. Aber komme jetzt mit mir heim, ich habe dir etwas zu sagen, das dich freut.

Und der Rudi: ach, es freut mich nicht so leicht etwas, und ich mag mich heute vor keinem Menschen zeigen; wenn du mir etwas zu sagen hast, so sag' mir's doch hier.

Gertrud. Nein, nein, komm' mit mir, ich habe dir etwas zu sagen, das ich dir nur in meiner Stube sagen kann. Es trifft die Meyerin an.

Rudi. Ach, was willst du mir von ihr sagen?! Es ist mit dieser Hoffnung jetzt ganz aus.

Gertrud. Laß doch nicht allen Muth fallen, und komme doch nur mit mir.

Sie ließ nicht nach, er mußte jetzt kommen; aber er bath sie denn auf der Straße noch mehr als einmal, sie soll ihm doch sagen, was sie ihm zu sagen habe, damit er wieder heim könne zu seinen Kindern. Sie that es nicht, so sehr er in sie drang, und antwortete ihm noch, als er an ihrer Thüre war: ich kann nicht, aber du triffst jemand in der Stube an, der etwas von ihr weiß, und der es selber sagen will.

§. 46.

Die Sonne fangt einem guten Mann an zu scheinen.

Mit dem that sie die Thüre auf und sah die Meyerin in ihrer Stube.

Den Rudi ergriff eine Bewegung, die im Ansehen nach einer Art von Entsetzen gleich war, für die ich aber keinen Namen weiß. Es war das Erstaunen der Hoffnungslosigkeit bey der plötzlichen Erscheinung eines unglaublich schimmernden einzelnen Strahls von Hoffnung für eine Sache, nach der sich ein Mensch lange gesehnt, aber für die er in dem Augenblick dieser Erscheinung keinen Hoffnungsfaden mehr findet, an den sie die Erscheinung dieses einzelnen, aber unglaublich scheinenden Strahls anknüpfen konnte.

So noch fast an der Thüre stehend, fiel er beynahe an den Boden, als er von diesem Erstaunen ergriffen mit schwankendem Fuß näher in die Stube hineintreten, und zu dem Tische, an dem sie saßen, hingehen wollte; aber die Meyerin stand so plötzlich, wie wenn sie ihm zur Hülfe eilen wollte, vom Tisch auf, gieng dem guten schwankenden Mann entgegen, nahm ihn bey der Hand, und sagte ihm so freundlich und so anmuthsvoll wie sie noch nie mit ihm geredt hatte: lieber Rudi, komm, sitz jetzt zu uns, wir haben jetzt etwas Wichtiges mit einander zu reden. — Er stand noch halb stumm da, und konnte kaum hervorbringen: mein Gott! mein Gott!

was ist das?! — Ihr Blick, ihre Stellung, ihr Wort schienen ihm wie er sie wohl wünschte, aber wie er sie noch nie gesehen und jetzt weniger als je hoffen zu dürfen glaubte, im Gegentheil, es stieg ihm jetzt noch der Gedanken auf, man wolle ihn gewiß noch wegen dem elenden Gerücht, das im Dorf von seiner Frau sel. herumgehe, befragen.

Die Meyerin sah seine Verlegenheit und sagte, ihm liebreich die Hand drückend: ich glaube, du fürchtest dich vor dem, was ich mit dir reden will. Das mußt du nicht. Komm, sitz' jetzt zu mir zu; ich weiß jetzt was ich will und was ich soll.

Die Gertrud war ob dieser Vorrede ungeduldig, und sagte zu ihr: bring' ihn doch aus der Angst, und sag' ihm, was du ihm sagen willst.

Die Meyerin erwiederte: nun wenn du nicht warten magst, so sag' du ihm's doch selber, und Gertrud nicht faul, sprach jetzt das Wort aus: nun denn, lieber Rudi, sie ist entschlossen, deine Frau zu werden.

Mit dem fiel sie denn der Meyerin um den Hals, und nun fiel eine Scene vor, die ich dich, lieber Leser! zu denken bitte, ich kann sie nicht beschreiben. Nachdem sie vorüber, und auch der gute Rudi sein neues Glück ruhiger zu fühlen anfieng, erzählte sie ihm denn die ganze Geschichte des Tags, wie sie der Wahrheit des bösen Gerüchts ganz auf die Spur gekommen, wie dieser Vorfall ihr Herz ihm näher und sie zum Entschluß gebracht, den sie jetzt genommen. Dann erzählte sie ihm auch, wie der Junker den guten Fürsprech des reichen Ochsenfeißt, ihre Schwägerin, in Ordnung gestellt und sie dahin gebracht,

daß sie ihr versprechen müssen, seine freundliche gute Schwägerin zu werden; wie sie das alles unter Heulen und Zähnklappern vollbracht und versprochen, sie in Zeit und Ewigkeit nicht mehr mit ihrem Ochsenfeißt zu plagen, und wenn ich dich heurathe, deine und meine gute Schwester zu seyn. Das, sagte sie denn, und des Junkers damit so liebreich verbundene Fürsprache für dich hat mich endlich dahin gebracht, daß ich mich mit Gott entschlossen diesen Schritt zu thun.

Man kann sich die Freude der Gertrud und die Rührung des guten Manns nicht wohl vorstellen. Unwillkührlich fielen ihm die Worte in den Mund: Gott hat Großes an mir gethan; seine Barmherzigkeit währet für und für bey denen, die ihn fürchten; er erhebt den Niedrigen aus dem Staub, den Hungrigen füllet er mit Speise, und er gedenket der Barmherzigkeit.

---

§. 47.

Eine erhabene Brautstunde.

So im Innern in sich selbst erhoben, sagte er jetzt zu der Meyerin: Gott hat Großes an mir gethan, mein Glück ist groß, aber das Glück meiner Kinder ist noch größer. — Dann einen Augenblick hernach, o, meine Kinder! o, meine Kinder! wie glücklich seyd ihr! — Weh-

muth ergriff jetzt den guten Mann, häufige Thränen flossen von seinen Augen. Ich muß heim, um meinen guten Kindern zu sagen, wie glücklich sie und ich nun seyen, sagte er jetzt plötzlich; aber einen Augenblick darauf, ach, du kommst doch mit mir! — Gar gern, erwiederte die Meyerin, und nun standen sie beyde sogleich auf, nahmen auch Gertrud mit, und so giengen sie jetzt alle zu den lieben Kindern des guten Rudis. Als sie kamen, saßen diese alle bey ihren Rädern, spannen fleißig und wiederholten mit einander das Lied: Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut, im Himmel und auf Erden. Sie hatten diesen Morgen der Gertrud versprochen, es mit einander auswendig zu lernen und zu singen.

Mit einem treffendern Lied hätten sie doch unwissenderweise ihre gute neue Mutter nicht empfangen können; auch war sie eben, wie der Rudi, davon äusserst gerührt. Auf einen Wink der Gertrud standen sie jetzt von ihren Rädern auf, und Gertrud sagte, ehe der Rudi und die Meyerin zu einem Wort kommen und sie grüßen konnten, liebe Kinder, danket Gott, ihr habet jetzt wieder eine neue gute Mutter. Kommt, kommt, seyd nicht scheu, bietet ihr jetzt die Hand. — Die Kinder sprangen von ihren Rädern auf, und die Meyerin und der Rudi umfaßten sie jetzt, ich möchte sagen, mit allen Händen, die sie hatten. Einige Augenblicke konnten beyde kein Wort hervorbringen. Doch raffte sich die Meyerin bald zusammen, und sagte jetzt zu den Kindern: ja, Kinder, ich will von nun an euere Mutter seyn, und Gott bitten, daß er mir Gnade gebe, an euch alles zu thun, was ich an euch thun sollte,

wenn ich euere eigene Mutter, und ihr meine eignen Kinder wäret. Dann nahm sie wieder eins nach dem andern bey der Hand, und sagte zu einem jeden von ihnen: werde ein braves, gottesfürchtiges Kind — und denn zu allen mit einander: euer Vater hat viel mit euch gelitten, aber der liebe Gott hat geholfen. Er hat jetzt nicht viele Sorgen mehr, als für euch; machet ihm Freude; seine Freude wird auch die meinige seyn, liebe Kinder! bethet für ihn, und wenn ihr das thut, wenn ihr am Morgen und Abend für euern Vater bethet, so bethet auch für mich. — Das letzte Wort, das sie in diesem Augenblick zu ihnen sagte, war: geb' uns Gott seinen Segen! —

Der gute Rudi wiederholte das Wort: geb' uns Gott seinen Segen. — Es war das erste Wort, das er redte, seitdem er in seine Stube hineintrat. Lange nachher sagte er kein anderes mehr. — Seine Stille gefiel der Meyerin, und rührte sie, daß sie selber zu den Kindern sagte, wir wollen doch jetzt nicht viel reden; aber sie blieb den ganzen Abend da, und sobald es ihr der erste Eindruck zugelassen, sagte sie zur Gertrud, die sogleich ihrer Gewohnheit nach in der Stube die Hausmutter machte und dies und jenes in Ordnung brachte, sie solle ihr jetzt den Gefallen thun und still sitzen, und heute in dieser Stube nichts anrühren; es freue sie jetzt, ein paar Stunden zu thun, als wenn sie schon die eingesessene Mutter in dieser Stube wäre. — Dann nahm sie dem kleinen Rudili den Haspel, an dem er Garn aufwand, und sagte: es geht dir noch nicht recht — haspelte munter drauf los, half den Kindern an ihren Rädern, wo es fehlte, flochte

zweyen die Zöpfe, kochte der Kleinen den Brey, gab dem Engelkind auf ihrem Schooß zu essen, zog es dann ab, hielt es eine Weile nackend, wie die gemalte Mutter Gottes den lieben Heiland, auf ihrem Arme — machte dann dasselbe seinen Geschwisterten allen gute Nacht sagen, hielt ihm das Köpfchen an ihre Backen, sie küßten dasselbe alle — und es machte allen Ae — Ae —, dann that sie es ns Bett, konnte fast nicht von ihm weg, und sang ihm och ein Schlaflied vor, bis es entschlafen. Der Rudi stand bey allem diesem hinter ihr zu wie ihr Schatten.— Er hatte immer ein silbern und vergoldetes Halsband mit Granaten und Bollen in einem Papier in der Hand, — Ach, mein Gott! er hatte es unter der Frauen selig, einer reichen Bäuerin versetzt, und jetzt, da er es konnte, auf diesen Fall wieder herausgelöst, und dachte wohl tausendmal, so oft er es ansah, wenn's auch die Frau selig wüßte, daß ich wieder dazu gekommen, es würde sie doch auch freuen.— Aber er durfte das Papier der Meyerin fast nicht geben, sie merkte es und fragte ihn noch selber: was hast du da in den Händen? — nahm ihm es ab und trug es dem lieben Rudi zur Freude noch an diesem Abend am Hals heim, pflückte dann, als sie jetzt heim wollte, noch Blumen in seinem Garten, und trug sie in einem Körbchen, das auch des Rudis war, an ihrem Arm.

§. 48.

Eine muntere Anzeige einer Hochzeit in einem Pfarrhaus.

In diesem Augenblick trat des Junkers Klaus in die Stube, und that die Augen groß auf, als er die Meyerin, so wie eine Hausmutter neben dem Rudi und seinen Kindern stehend antraf. Der Junker hatte ihn hingeschickt, der Gertrud zu sagen, er sey seit diesem Morgen im Pfarrhaus, und wünsche sie, noch eh' er verreise, zu sehen. Der Klaus sagte noch zu ihr, er habe auch das Baumwollenmareili einladen müssen, ins Pfarrhaus zu kommen. Gertrud antwortete: sie wolle auf der Stelle kommen. — Sobald er aber fort war, sagte sie zum Hübelrudi und zur Meyerin: ihr müßt mit mir zum Junker kommen; er muß noch heute und das von euch selber wissen, daß ihr versprochen seyd; er hat es um euch verdient. — Das hat er, erwiederte die Meyerin, aber ich scheue mich doch, es ihm schon jetzo selber zu sagen.

So will ich's denn für dich thun, erwiederte Gertrud, aber komm jetzt nur mit mir.

Sie wußte wohl; Gertrud ließ nicht nach, bis sie ja sagte und aufstand. Der Hübelrudi kam recht gerne und freute sich recht sehr, dem Junker für alles zu danken, was er auch in dieser Sache für ihn gethan habe. Sie traten kaum in den Pfarrhof hinein, so sah sie der Pfarrer am Fenster, wandte sich um und sagte: kommt, kommt

doch und seht, was ist das? der Hübelrudi und die Meyerin kommen mit Gertrud.

Alles sprang jetzt ans Fenster und alles sagte aus einem Mund: die sind versprochen — und alles rief aus einem Mund: Gertrud, du bringst uns eine Braut und einen Bräutigam. — Das bring' ich euch, Gott Lob! das bring' ich euch, erwiederte Gertrud.

Die Meyerin stand still und gerührt, und der Rudi hatte auch das Herz voll. Er wollte gern dem Junker danken, denn er dachte in seiner Seele, wenn er seine schöne Kuh nicht im Stall und den Heustock und die Matte, die er ihm wieder gegeben, so hätte die Gertrud bey aller Liebe und bey aller ihrer Mühe bey der Meyerin doch vor mir kein Wort reden dürfen, und ich wäre der glückliche Mensch nicht, der ich jetzt bin. Aber er konnte nicht reden. Doch alles sah ihm an den Augen an, was er sagen wollte; alles stand um ihn und um die Meyerin herum, alles both ihnen die Hand und alles wünschte ihnen Glück. Der Junker vergaß jetzt in der Freude, die er und alle ob dem Rudi und der Meyerin hatten, warum er die Gertrud habe ins Pfarrhaus kommen lassen. Selber da jetzt auch das Baumwollenmareili zu ihnen kam, vergaß er das. Alles beschäftigte sich jetzt mit dem Hübelrudi und der Meyerin, und alle erzählten sich die Geschichte dieses Tags, soviel ein jeder davon wußte und daran Theil nahm. Die Meyerin mußte dem Junker besonders genau und sorgfältig erzählen, wie sich die Vögtin bey ihr benommen, da er sie heute zu ihr geschickt, und da die Meyerin denn umständlich erzählt, wie die arme

Tröpfinn vor Jammer und Herzenleid fast vergangen, wie zitternd und angstvoll sie um Verzeihung gebethen, und wie oft sie es wiederholt und wie heilig und mit was für einem schweren Seufzer sie versprochen, wenn es etwa Gottes Wille wäre und es mit der Heurath mit dem Rudi seyn müsse, wie sie in dem Fall ihn gewiß als ihren lieben Schwager anerkennen und in allen Stücken gewiß, gewiß gut behandeln wolle. — Alles mußte ob diesem heiligen Versprechen und ob diesem wiederholten „gewiß, gewiß" herzlich lachen, denn alles kannte die Vögtin und alles wußte, daß es ihr weniger weh gethan hätte, wenn sie auf einmal ihren ganzen Stall Vieh und, ich darf wohl sagen, ihren Mann selber todt im Bett angetroffen hätte, als es ihr weh gethan, genöthigt zu seyn, der Meyerin zu sagen, sie wolle des Hübelrudis Schwägerin seyn.

§. 49.

Er hat doch recht und es ist doch gut, daß er sie begnadigt.

Wer am lautesten darüber lachte, das war der Junker. Mit der ganzen Heiterkeit eines befriedigten Frohsinns sagte er nun: wir wollen jetzt gern glauben, es sey ihr heiliger Ernst gewesen, da sie ihre Jammer- und Noth-

stund sehr brav überstanden. Er setzte noch hinzu: sie hat einmal jetzt mitgeholfen, einer Sache, die dem Anschein nach recht bös werden wollte, ein gutes Ende zu machen, und jetzt möchte ich, daß auch ihrenthalben diesfalls alles abgethan und vergessen wäre, und sie muß mir ihre erste freundliche Stunde mit ihrem neuen Schwager, sey es ihr nun ernst oder heuchlerisch gemeynt, in meiner Gegenwart mit uns im Pfarrhaus zubringen.

Mit dem sandte er sogleich seinen Klaus hin, ihr zu sagen, daß sie zu ihm ins Pfarrhaus komme. Und es war nur erst, da der Klaus fort war, daß der Junker dahin kam, dem Mareili und der Gertrud zu sagen, daß er sie ins Pfarrhaus kommen lassen, um ihnen herzlich für alles zu danken, was sie gethan haben und noch ferner thun werden, seinem lieben Herrn Lieutenant die ihm so neue und schwere Arbeit, das Schulhalten, zu erleichtern.

---

§. 50.

Wie die Vögtin sich der Begnadigung, die ihr Arner zugedacht, würdig erzeigt.

Indessen aber der Junker also die Vögtin wieder zu Ehren ziehn und ihrenthalben alles, was sie gefehlt, als todt und vergessen angesehen wissen wollte, that sie von dem Augenblick an, in dem sie von der Meyerin weg war,

nichts anders als daheim bey ihrem Mann über den Ehr- und Gott'svergessenen, tyrannischen Zwingherrn zu wüthen, der es ihr des Hübelrudis halber so infam gemacht habe. Sie brach in diesem Wüthen sogar in die Worte aus: es nehme sie jetzt nicht mehr Wunder, warum die alten Schweizer ihre Zwingherrn todt geschlagen oder zum Land hinausgejagt, seit dem sie jetzt gesehn, was dergleichen Herren mit Ehrenleuten im Land thun können und thun dürfen. Es war umsonst, daß ihr Mann ihr hundertmal sagte, sie solle doch nicht so wüthen, sie könne ja nicht ändern, was nun einmal so sey.

Warum hast du doch den verfluchten Vogtdienst angenommen? ich wollte lieber, du wärest Knecht bey den Türken geworden, als daß du diesen verfluchten Dienst angenommen; es wäre alles nicht so gekommen, wenn du nicht Vogt wärest, sagte jetzt das Weib.

Aber ihr Mann ließ sich denn das doch nicht gern sagen, er erwiederte der Frau: schweig mir doch davon, du bist immer so gern Vögtin geworden, als ich Vogt.

Es ist ein Unglück, antwortete die Vögtin; es ist ein Unglück; freylich, wenn ich das hätte voraussehen können, was mir jetzt begegnet, ich hätte mich mit Händ' und Füßen dagegen gesperrt.

§. 51.

Wie die Einbildungskraft krummen Schalken und bösen Narren noch Angst und Schrecken über das hinaus macht, was die Folgen ihrer Thaten ihnen wirklich zuziehen.

Als sie eben das Maul mit dem Wort: „sie hätte sich mit Händ und Füßen dagegen gesperrt" noch voll hatte, klopfte des Junkers Klaus an der Thüre. Sie sah ihn plötzlich am Fenster, ward todtblaß und sagte zu ihrem Mann: um Gotteswillen, was ist das schon wieder? geh' doch du und red' mit ihm; das Herz klopft mir, wie wenn ich sterben müßte.

Der Vogt schüttelte unzufrieden den Kopf, daß er so allemal hingehen müsse, wo sie nicht gerne hingehen wolle. Er gieng aber doch und kam bald mit dem Bericht zurück: sie müsse ins Pfarrhaus, der Junker lasse sie rufen.

Vögtin. Geh' doch du für mich, ich bitte dich um Gotteswillen, geh doch du für mich.

Vogt. Ich darf nicht, es geht nicht, du mußt gehen, und ich mag auch nicht allenthalben hingehen wo du nicht willst und dann um deinetwillen wie ein Narr dastehen.

Vögtin. Hättest du doch dem Klaus gesagt, ich sey todt krank und liege im Bett.

Vogt. Das ist eine Narrenrede. Er hat dich ja unter dem Fenster gesehn und gegrüßt. Du kannst nicht anders, du mußt gehen.

Vögtin. Ich gehe nicht. Lasse ihm meinethalben sagen, was du auf der Welt willst, ich gehe nicht.

Vogt. Aber weißt du, wie er den Treufaug auf der Tragbare im Bett und in der Perücke hat abholen und unter die Linde bringen lassen? und willt du es darauf ankommen lassen, daß er mit dir auch so ein Spektakel treibe?

Vögtin. Jesus! Jesus! ich darf nicht gehen.

Vogt. Du darfst gehen und mußt gehen; er wird dich nicht fressen; du hast ja alles gethan, was er dir befohlen.

Vögtin. (beynahe heulend.) Aber wenn er damit noch nicht zufrieden ist und mich einsperren läßt?

Vogt. Er thut das nicht. Er thuts gewiß jetzt nicht mehr.

Vögtin. Komm' doch um Gotteswillen mit mir.

Vogt. Das geht nicht, ich darf und ich will nicht. Aber das will ich dir noch thun, wenn du nach einer Viertelstunde nicht mit heiler Haut wieder zurück bist, so will ich ins Pfarrhaus schicken, und dann sehen wo es fehle, und was weiter zu thun sey.

Weiter tonnte sie den Vogt nicht bringen. Sie mußte gehen und gieng endlich; aber fast ihr letztes Wort war noch; schick doch bald, recht bald nach, zu sehen, wie es mir geht.

Das will ich gewiß thun, antwortete der Vogt, aber trink noch ein Glas Wein, damit du nicht aussehest, wie wenn er mit dir zum Galgen oder auf die Hauptgrub hinausgienge. — Ja das will ich, erwiederte sie, und trank noch zwey oder drey Gläser, aber es half ihr nichts, sie sah

noch immer aus, als wenn es mit ihr zu den zwey bösen Oertern hingienge, von denen ihr Mann eben geredt, und als sie jetzt bald gegen das Pfarrhaus kam, schwankte sie mit jedem Tritt auf beyden Seiten, und es sah vollends mit ihr aus wie mit der frommen Barbel, als sie wegen ihrer Abendtränke, die sie dem Hummel schuldig war, unter die Linde zum Junker mußte. Und als sie im Pfarrhaus die Thüre aufthat und den Hübelrudi und die Meyerin neben einander am Tisch sitzen sah, wurde sie fast ohnmächtig. Es schien, als wollte sie auf der Stelle in den Boden versinken, dann sie glaubte, und es war nicht anderst, als ob jemand zu ihr sage, er müsse jetzt die Meyerin und alle Leute, die da seyen, aufs wenigste kniefällig um Verzeihung bitten, und ihr verfluchtes Versprechen, das der Teufel in der Hölle für den Junker erfunden, und ihm in den Sinn gegeben, noch einmal wiederholen.

So mehr als erschrocken, so vom Entsetzen ergriffen, stand jetzt die arme Tröpfin. Alles, was am Tisch war, hatte Mitleiden mit ihr. Die Meyerin und der Hübelrudi standen vom Tisch auf, giengen ihr entgegen, und wollten sie beruhigen, aber der Junker kam ihnen vor und sagte zu ihr: Vögtin, du hast deine Sache bey deiner Schwägerin gemacht, wie du versprochen, und ich habe dich nur kommen lassen, um dir zu sagen, daß ich jetzt darüber mit dir zufrieden bin. Sey du jetzt auch mit allem zufrieden wie es ist, und laß alles gut seyn, wie es ist. Der Hübelrudi ist jetzt mit der Meyerin versprochen; zeig ihm jetzt, daß es dir ernst ist, was du seiner Braut versprochen, und daß du ihn von nun an mit

Freuden als deinen lieben Schwager ansehen und behandeln wollest.

Es war der Vögtin, wie wenn sie aus dem Fegfeuer entronnen. Sie versprach alles, was man nur wollte, und es war eigentlich, wie wenn der Wein, den sie vor einer Viertelstunde getrunken, nun auf einmal anfange, seine Wirkung zu zeigen, und sie zu stärken. Sie hatte sich vom Schrecken soweit erholt, daß sie jetzt vollends dergleichen thun konnte, als ob sie mit gutem Willen und gerne neben dem Hübelrudi absitze. Die Frau Pfarrerin brachte indessen einen schönen großen Kuchen auf den Tisch, setzte ihn den Neuversprochenen vor, und sagte zur Meyerin: du mußt jetzt den ersten Kuchen, den du mit dem Hübelrudi issest, bey mir essen und ich will sehen, ob sich auch die Untervögtin ihn bey uns wohl schmecken läßt.— Das geschah auch ganz nach dem Wunsch der Frau Pfarrerin. Die Vögtin aß und trank so brav und dem Anschein nach so freundlich und frey als kein anderer Mensch am Tisch. Indessen schlich sich, da sie also da saß und Kuchen aß, ihr Töchterchen in die Küche des Pfarrhauses und sagte zur Köchin: die Mutter habe einen Schlüssel im Sack, den der Vater nothwendig haben müsse, sie sollte mit ihr reden.

Wart nur ein wenig, ich gehe gleich in die Stube, sagte die Köchin; aber in diesem Augenblick sah das Töchterchen durch das Speiseloch, das aus der Küche in das Speisezimmer geht, daß die Mutter wohlgetrost bei einem schönen Kuchen neben der Meyerin und dem Hübelrudi am Tisch sitze und brav darauf los esse. Jetzt wußte es

schon, was es wissen wollte und sagte zur Köchin: die Mutter werde wohl bald wieder heim kommen, es könne nicht warten und wolle jetzt wieder heimgehen; aber die Mutter hatte es durch das offene Speiseloch, vor dem es stand, auch bemerkt, stand plötzlich vom Tisch auf, gieng in die Küche, nahm ihr Kind auf die Seite und sagte zu ihm: sag' dem Vater, es sey alles vorbey, die Schwester sey mit dem Rudi versprochen, der Junker und alle seyen auch ihr gut begegnet, sie möchten jetzt nur, daß alles mit dem Schleich-Rudi, der ihnen diesen Streich gespielt, wieder gut würde.

§. 52.

Wie der Ochsenfeißt den Korb, den ihm die Meyerin giebt, heimträgt, wie lange die zwey Verlobten bey ihrem Apfelkuchen im Pfarrhaus sitzen bleiben, und wie tief Arner den Zusammenhang seiner Herrschaftspflichten mit einem Schädelort zu Herzen nimmt.

Mit dem kam sie wieder in die Stube, und machte so gut sie konnte, forthin eine gute Miene zum bösen Spiel, gieng aber denn doch bald heim.

Sobald sie nach Haus kam, fand sie den Ochsenfeißt hinter dem Tisch, der, wie er sagte, nun zum letztenmal

da sey und wissen wolle, wie es mit der Meyerin stehe, ob er sie bekomme oder nicht.

Ach mein Gott, sagte die Vögtin, sie sitzt eben als Braut mit dem Hübelrudi bey einer guten Kuchen im Pfarrhaus hinterm Tisch.

Also ist's aus, d' Katz und d' Maus, sagte der Ochsenfeißt, schüttelte den Kopf, stand dann auf und murrte im Weggehen: ich habe also hier nichts weiter zu thun; aber ihr habt mich doch unverschämt lang mit diesem Menschen im Land herum gesprengt.

Aber der Hübelrudi und die Meyerin bleiben noch so lange, bis der Junker nach Arnheim verreiste, und waren beym ersten Apfelkuchen, den sie als Braut und Bräutigam mit einander aßen, so freudig und munter, als unter hundert tausend reichen und vornehmen Leuten vielleicht kein einziges Paar den ersten Apfelkuchen so froh und heiter mit einander geessen.

Als der Junker voll von den Gedanken dieses Tages in eine Art von Wehmuth versunken im Heimfahren jetzt in der Tiefe an dem Grab des unglücklichen Rickenbergers vorbeikam, ergriff ihn unwillkührlich eine unbeschreibliche Rührung. Er mußte zu sich selber sagen, wahrlich hier liegt ein edler Mann begraben, — und eine Weile darauf: sein Haus wäre unter einem bessern Herrn vielleicht ein Haus von Menschen beynahe wie Engeln geworden. Er seufzte tief über seines Großvaters pflichtloses, Menschenverwahrlosendes Leben. — Und wer theilt dieses Gefühl nicht mit dem guten Junker, und fühlt nicht, daß an solchen Schädelorten Menschen verfaulen, die un-

ter einer wahrhaft väterlichen und thätigen Ortsobrigkeit sich zum Dienst des Vaterlandes und der Menschheit unter Hunderttausenden als die Ersten und Besten hätten auszeichnen können.

---

§. 53.

Ein Mensch, der einem Kind oder einem schwachen Menschen einen Hund anhetzt, ist ein abscheulicher Mensch.

So wie indessen eine Teufelsarbeit, die ein böses Weib einem guten armen Mann gespielt, glücklich ein Ende genommen, so kam jetzt eine andere Teufelsarbeit, die ein böses Weib dem guten Junker zu spielen gedenkt, an die Tagesordnung.

Die Sylvia hatte nehmlich, wie wir wissen, der Eichenbergerin geschrieben, wenn sie viel recht dummes und schlechtes Zeug von Bonnal auftreiben werde, so habe dadurch Gelegenheit, zwey Füchse in einem Loch oder zwey Mäuse in einem Schlag zu fangen, indem sie dadurch in die Bekanntschaft des im Herzogthum allmächtigen Helidors gelangen und zugleich Gelegenheit finden könne, auf der einen Seite dem tyrannischen Dorfherrn, der sie mit dem Harschier habe herumführen lassen wollen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, auf der andern Seite selber zu Ehr und Ansehen und zu einer Stelle zu gelangen,

wie es für sie in der Lage, in der sie sich befinde, ohne diese Bekanntschaft nicht möglich wäre, daran zu gedenken. Seitdem dieses armselige Geschöpf diesen Brief erhalten, konnte es vor Eifer, im Dorf viel dummes Zeug gegen Arner und sein Thun aufzutreiben, fast nicht mehr schlafen. Es war Tag und Nacht auf den Beinen, allem nachzuforschen, was in Bonnal, im Pfarrhaus, in der Schule und selber in Arnheim gethan und geredt und sogar etwa gedacht werden möchte, und schrieb selbst, ehe sie dieses noch gethan, gleich nach Empfang des Briefs der Sylvia, Folgendes zur Antwort.

§. 52.

Kriecherey, Windbeuteley und Infamie in einem Brief.

Hochwohlgebornes, gnädiges Fräulein!

Ew. Hochwohlgeboren gnädiges Schreiben hat mich bis in den obersten Himmel entzückt. Oh, wie froh bin ich, dem unverschämtesten Menschen, den ich in meinem Leben gesehn, den häßlichen Streich, den er mir mit seinem Harschier gespielt, vergelten zu können, und wie unaussprechlich freut es mich, aus dem infamen Dorfneste in dem ich jetzt wohne, erlöst zu werden und hoffentlich

können, einen Platz zu bekommen, darin es auch ein Mensch, dessen Erziehung ihn berechtigt, sich über Schwein- und Kuhställe und über Leute, wie die sind, die zu solchen Ställen gehören, emporzusetzen, auszuhalten vermag. Schon an sich selbst ist mir das Leben zwischen Misthaufen, Strohhütten und Bettlerleuten unerträglich, und denn noch unter einem Junker und neben einem Pfarrer, die beyderseits schlechter sind, als ich noch keine in der ganzen Welt angetroffen. Ich kann und mag es nicht mehr aushalten, und ich könnte mir die Füsse ablaufen und die Hände abarbeiten, um Se. Hochfürstliche Excellenz, zu dem Sie mir allergnädigst Zutritt verschaffen wollen, zu befriedigen, und es ist nichts möglich und nichts denkbar, wozu ich mich im Dienst einer solchen Excellenz nicht hingeben und verstehen würde. Auch weiß ich unaussprechlich viel von dem Narrenzeug, das Sr. Excellenz bey den Gesinnungen, die er darin offenbar zeigt, wichtig und wesentlich seyn muß. Aber das ist unmöglich, so aufs Papier zu bringen, wie es seyn muß, wenn es rechten Eindruck machen und so durch Mark und Bein gehen muß, wie dieses bey einer mündlichen Unterredung und mit einem Maul, wie das meinige, das Sie kennen, leicht ist und ihm eine Freude macht, wie er keine bessere wünscht. Ich muß Sie also dringend bitten, mir Gelegenheit zu verschaffen, so geschwind als möglich einmal bey ihm vorgelassen zu werden, u. s. w.

§. 55.

Ein Weib, das sich sonst nicht leicht schämt, kommt wegen etwas, wofür die Deutschen keinen Namen haben, wegen einer Etiquette in Verlegenheit.

Sylvia that nichts weniger gern, als diese Eichenbergerin dem Helidor persönlich vorzustellen; aber da sie in ihrem Brief sagte, daß sie unaussprechlich viel wisse, das ihn interessiren könnte und auch wohl begriff, daß die Eichenbergerin nicht fähig sey, etwas Umfassendes und Vielseitiges in Briefen vorzutragen, so entschloß sie sich dann, den Helidor selber entscheiden zu lassen, ob es sich ihm der Mühe lohne, sie vor sich zu lassen oder nicht. Er mußte lachen, als Sylvia dafür anfrug, und sagte: ich bin in einer Stellung, daß ich mir solche Zudringlichkeiten täglich von aller Art von Narren gefallen lassen muß. Er setzte hinzu: ich habe schon von manchem Narren vernommen, was mir gescheide Leute nicht gesagt hätten, und sie sagt mir vielleicht mitten unter allem Gewäsch, das ich von ihr erwarte, auch etwas, das mir recht ist zu wissen, und das mir sonst niemand sagen würde. Auf diese Aeusserung Helidors berichtete Sylvia die Närrin, daß sie das Glück haben könne, ihm vorgestellt zu werden.

---

§. 56.

Wie ein hoher Grad von Unnatur innerlich zur Lächerlichkeit des Unsinns und äusserlich zur Lächerlichkeit sogar in der Kleidung hinführt.

Seit dem die Eichenbergerin von Sylvia den Bericht empfangen, daß sie dem größten Mann im Herzogthum, dem Helidor, werde vorgestellt werden, war das armselige Geschöpf ganz auser sich vor Freuden. Es wurde so verwirrt darob, daß ihm wunderbarliche Dinge durch den Kopf giengen. Sie sagte mehr als einmal zu sich selber: ich hätte mir doch vorstellen sollen, daß man höhern Orts solche Narrheiten nicht gern sehen könne und nicht gern sehen werde; aber gut ist, daß ichs jetzt weiß, ich will mich darnach richten. Helidor ist mein Mann. Ich habe schon viel von ihm gehört. Er ist mir ganz gewiß der rechte Mann. Wenn ich nur vor ihm erscheinen darf, er wird mich gewiß verstehen. — Dann hub sie sich zu den höchsten Entschlüssen, zu denen sie fähig war, empor. Es ist nichts, es ist gar nichts, sagte sie jetzt zu sich selbst, daß ich mich in seinem Dienst nicht zu thun unterstünde.— So im Gemisch von alter Wuth und neuer Freude sagte sie denn noch: was im Staatsdienst geschieht, hat eine ganz andere Bedeutung und ganz andere Ansichten, als was im gemeinen Leben geschieht. — Und einen Augenblick darauf sprach sie in dieser Ueberspannung ihres Hoch-

sinns im Unsinn das Wort aus: ich würde mir nichts daraus machen, Arner sein Narrendorf selber anzuzünden, wenn Helidor mir nur einen Wink gäbe, daß es ihm recht wäre. — Sie konnte auch vor lauter Eifer, Helidor stattlich und unbeschreiblich gut zu dienen, die ganze Nacht nicht schlafen und war morndes am Morgen früh und den ganzen Tag über auf den Beinen, allem nachzuforschen, was in Bonnal, in der Schule, im Pfarrhaus und selber in Arnheim geredt, gethan und selber gedacht wurde, um es auf das Umständlichste und, wie sie meynte, Zuverläßigste Helidor hinterbringen zu können. Am Tag vorher war denn noch eine ihrer Hauptsorgen, wie sie sich auf diesen Besuch ankleiden und in die Hauptstadt hinbringen lassen wolle. Aber mir fehlt die Unnatur, in der man leben muß, um das, was bis zum Eckel unnatürlich übertrieben ist, in seiner Unnatur lebendig genug in sich selbst aufzunehmen und in der Wahrheit seiner Unnatur, wie es wirklich ist, darzulegen. Sie raffte am Morgen alle Kleider, die sie hatte, zusammen, legte sie im ganzen Zimmer auf Tische, Bett, Bänke, Stühle und allenthalben herum, um vom Kopf bis zu den Füssen das Beßte, das sie hatte, auf diesen Besuch anzuziehn. Einiges davon war noch von ihrer Großmutter, einer stattlichen Bäuerin, anderes von ihrer Mutter, die sich schon bettlerhaft städtisch kleidete, noch anderes von sich selber, wie sie es sich in der Stadt Krähwinkel angeschafft hatte, wo sie ein Jahr und 14 Tage in einer Töchterpension war, nur wegen dem vorzüglichen Talente, wie ihre Mutter meinte, auch eine liberale Erziehung zu erhalten.

Das Ganze ihrer Kleidung hatte mehr Farben als ein Harlequins-Kleid. Die Franzosen waren mit ihrem Dreyfarbenspiel nur Narren gegen sie; sie verstand das Narrenspiel mit den Farben besser. Sie hatte mehr als siebenzehen am Leib, und fuhr mit dem schönsten einspänigen Wagen, den sie auf drey Stunden weit in der Runde auftreiben konnte, aber mit einem Pferd, dem bey näherer Betrachtung an Augen und Füssen allerhand Wesentliches mangelte, zur Hauptstadt. Auch trug sie Glaskrallen am Hals, die für eine braune Indianerin groß und bunt genug gewesen wären. Zu dem hatte sich noch eine seit Jahren eingerostete Uhr, an der etwas Gold oder Vergoldung war, an einer Kette, deren gebrochene Gelenke mit grobem, schwurzem Faden wieder zusammengebunden waren. So erschien sie vor Helidor und gebehrdete sich, als sie bey ihm eintrat, krümmer und verschrobener, als ein Polnischer Jude vor einem Edelmann, der ihn knuten darf. Sitzen wollte sie um keinen Preis, stehend wollte sie ihren Bericht abstatten, und man sah ihr es heiter an, daß sie es knieefällig würde gethan haben, wenn Helidor es nicht mit einem sichtbaren Kopfschütteln verhindert hätte.

§. 57.

Eine Dorfschalksnärrin stattet an einen Hof-Mann Bericht ab über das Baumwollenmareili, über Glülphi, über seine Schule, über seine Eulenspiegelgeschichte und über seine Partheylichkeit zu Gunsten von Kindern, deren Eltern dem Henker unter den Händen gewesen — alles auf eine Weise, die dem Hof-Mann gar nicht mißfällt, und in einem Geist und Sinn, den viele andere Leute und selber viele Stadtleute mit der bäuerischen Schalksnärrin theilen.

So auch äußerlich in ihrer ganzen Erbärmlichkeit dastehend, fieng sie denn an, über alles, was in Bonnal vorfiel, ihr lästerliches Schandmaul in aller seiner Kraft zu gebrauchen. Zuerst erzählte sie, was sie schon in dem Brief an Sylvia gethan, von der großen Comödie, die man am Sonntag vor dem Anfang der neuen Narrenschule mit dem saubern Herrn Schulmeister getrieben, und dann wie der witzigen Gans schon am ersten Schultag ein Ey entfallen, wie nehmlich der Herr Schulmeister vor den dummen Bauernbuben, die das für eine halbe Gotteslästerung ansehen mußten, habe sagen dürfen: es wäre besser, sie lernten den Eulenspiegel auswendig als die Bibel; auch wie er, weil er selber nichts könne und nichts

verstehe, alle Weiber, die er nur finden könne, zum Schulhalten sich zu Hülfe ziehn; wie er schon am ersten Tag eine lumpige Maurersfrau also angestellt, die ihm aber schon am zweyten Tag nicht mehr genug gewesen, und wie er dann noch des Baumwollenmeyers Schwester, die nicht einmal ihren Namen recht schreiben könne, mit samt der Gertrud sich zur Hülfe angestellt. Ueber das Mareili gieng es dann schrecklich los. Sie haßte dasselbe auf den Tod. Unter den Gründen, die sie zu diesem wüthenden Haß gehabt, war einer der vorzüglichsten: als sie einmal über das Reichwerden dieser Haushaltung durch den Baumwollengewerb ihr Maul unverschämt gebraucht und unter anderm gesagt, sie seyen bey ihrem Gedenken Bettelleute gewesen — ließ es ihr zur Antwort sagen: sie, die Eichenbergerin, könnte freylich eher aus reichen Leuten Bettler als aus Bettlern reiche Leute machen, sie thäte aber besser, sie würde sich in einem Spital, wo man Stadtnarren versorgt, verpfründen, als auf ihrem Dorf Narrenspuck treiben, wie sie thue.

Das war freylich etwas so starkes, daß es die arme Eichenbergerin nicht wohl verdauen konnte. Sie fuhr jetzt auch schrecklich über das gute Mareili los, wie es zu allen Zeiten ein unverschämtes Mensch gewesen, und wie es sich auch jetzt unterstanden, Eltern der Schulkinder mit dem Junker zu drohen und ihm sagen zu lassen, wenn eines von ihnen das Schandwort über den Eulenspiegel und die Bibel, das der Schulmeister öffentlich in der Schule vor allen Kindern ausgesprochen, noch einmal wiederhole, so wolle es sich ins Mittel legen, und es bey seinem guten

Freund, dem Junker, gewiß dahin bringen, daß ein jeder, der sich unterstehe, das noch einmal zu sagen, sicher in ein Loch hineingesperrt werde, wo er von der Sonne am Tag und vom Mond in der Nacht gleich viel zu sehen bekommen werde. So weit, setzte sie noch hinzu, hat der sonst so stolze Junker sein Ansehen preis gegeben. Dann gieng sie noch umständlicher in die Art und Weise, wie der H. Lieutenant seine Schule in Bonnal führe, hinein und erzählte, wie unverschämt er am ersten Morgen die brävsten Vorgesetzten mit ihren Frauen, die auch, wie das an Bauernorten Gebrauch sey, den ersten Schultag in der Schule bleiben und mit eigenen Augen sehen wollten, wie er mit ihren Kindern umgehe, wie Hunde zur Schule hinausgejagt und keinen Buchstaben mit den Kindern zu lehren angefangen, bis ihre Eltern alle zur Thüre hinaus waren. Sie sagte ferner, es wisse kein Mensch, was man daraus machen müsse, daß er die Kinder der abscheulichsten Menschen, des gehenkten Uelis, die Geschwisterte einer hingerichteten Kindesmörderin und die Kinder eines Rickenbergers, der sich selbst erhenkt, allen andern vorziehe, und diejenigen der brävsten, angesehensten Bauern schnöder und schlechter behandle, als die Kinder der größten Lumpen und Bettler. Sie glaube, setzte sie hinzu, zwar an vielem von diesem sey nur das Baumwollenmareili schuld, der Glülphi kenne ja niemand im Dorf und könnte von sich selbst nicht dahin kommen, auf diese partheyische Art mit den Kindern umzugehen, wenn dieses boshafte Mensch ihm nicht sagen würde, wer die Leute seyen, denen jedes Kind zugehöre.

§. 58.

Fortsetzung des Schalkznarrenberichts über die schlechten Grundsätze des Junkers in Rücksicht auf das Lumpenvolk (la canaille) im Land.

Auf dieses Wort hin fragte Helidor die Eichenbergerin: was das Baumwollenmareili auch für Gründe haben könne, den Schulmeister dahin zu bringen, Kinder, deren Eltern dem Henker unter den Händen gewesen, den Kindern der angesehensten Leute im Dorf vorzuziehn?

Die Eichenbergerin antwortete: das Baumwollenmareili und sein stolzer Bruder stammen von den ärmsten und lumpigsten Leuten her, die es im Dorf gebe, und man könne es ihnen aufweisen und darthun, daß es in seiner Jugend selber gebettelt, jetzt aber sey es durch Juden und Schachern, wie man sagt, bey ihrem Baumwollenwesen sehr reich geworden und möchte nun überall und in allen Rücksichten mehr seyn als andere Leute, und begegne darum allen Leuten im Dorf, die aus guten Häusern herstammen und seit Menschenalter in Ehr und Ansehen gestanden, so grob und allem Lumpenpack hingegen so höflich.

Helidor mußte ob den guten Häusern, die seit Menschenaltern so in hoher Dorfehre und in hohem Dorfansehen gestanden, lachen; denn er war selber ein Mensch so sehr von gestern her, daß im ganzen Herzogthum kein Mensch recht weiß, ob er einen Vater oder eine Mutter

in der Welt habe oder gehabt habe. Das ahnete freylich die Eichenbergerin von der Hochfürstlichen Excellenz, vor der sie jetzt zu stehen die Gnade hatte, gar nicht. Sie fuhr noch eine Weile über den Hochmuth dieser neureichen, aber alt- Bettler - Haushaltung das Maul zu brauchen fort, und setzte noch hinzu: sie haben mit ihrem unverschämten Behandeln der alten Ehrenleute im Dorf jetzo auch ein recht gutes Spiel. Der Junker sey mit ihnen im gleichen Spital krank und zeige alle Tage mehr, daß er es wie darauf anlege, den größten Lumpenleuten im Land höflich und freundlich und den ehrenvesten und gebildeten Leuten im Land grob und hart zu begegnen.

---

§. 59.

Jetzt geht's über die Sonntagsgesellschaft und mit ihr über das Volkserziehen und selber über die Unverschämtheit der Ansprüche der Menschennatur los.

So fuhr sie in einem fort, Arners ganzes Thun auf das allerschnödeste durchzuhecheln. Natürlich konnte ihrer bösen Zunge das Wichtigste und Tiefgreifendste, das der Junker ausser der Schule in Bonnal vornahm, seine Sonntagsgesellschaft, nicht entgehen. Sie berichtete dem großen

Mann, den sie vor sich hatte, darüber also: der gnädige Herr, der wohlehrwürdige Herr Pfarrer, der wohledelveste Herr Lieutenant, und denn das neuadeliche Haus vom Baumwollenmeyer nebst ein paar Schwatzweibern von Bonnal sitzen alle Sonntag Abend wie Narren im Pfarrhaus zusammen und halten mit einander Rath, wie man aus Lumpen gutes Tuch und aus gutem Tuch Lumpen machen könne. Man kann nichts anders denken, als sie haben sich in den Kopf gesetzt, alle krummen Holzli grad zu machen; und was bis jetzt dem lieben Gott selber in den größten Pallästen und in den prachtvollsten Städten in der Welt noch nicht gerathen, das wollen jetzt diese Herren im größten Kothloch, das vielleicht in der Welt sey, ausrichten. Sie brüten, wie es scheint, über eine Kunst, die schwerer auszuführen sey als die Goldmacherkunst und das perpetuum mobile, womit sich schon so viele Narren zu Grund gerichtet. Sie brüten nehmlich an der Idee, das Volk wohl zu erziehn und dasselbe wohl zu versorgen. Die Ausführung dieser neumödischen Idee sey, wie sie von den respectabelsten und venerabelsten Menschen gehört, die der Erdboden trage, vom Teufel in der Hölle und von ihm als der bitterste Zankapfel unter die Menschen geworfen worden. Sie, diese schwarze Idee, lenke ihrer Natur nach dahin, die Ordnung in der ganzen Welt umzukehren, und was oben ist, hinunter zu stürzen, und was unten ist, in die Höhe zu heben. Man wolle vermög dieser Idee trachten, den, der nichts hat, zufrieden zu stellen, da es doch unmöglich sey, den, der etwas hat, zufrieden zu stellen, und auch

dieser, man möge ihn erziehn wie man wolle, nicht zufrieden sey und nicht zufrieden werden könne. Eben so wolle man in Gefolg dieser Ideen den Traum einer Menschennatur, die der Reiche und Vornehme in sich selbst nicht einmal respectabel finden könne, sogar im Armen und Bettler respectirt wissen. Das gehe denn freylich nicht an und werde in Ewigkeit nicht angehen. Es scheine aber, die Herren fühlen das selber, in dem sie das, was sie vorhaben, eigentlich doch niemand sagen, sondern im Gegentheil so geheimnißreich damit verfahren, als immer die Freymaurer. Was man allein auskundschaften könne, sey, sie suchen sich in alle Häuser einzuschleichen, machen allenthalben die Guten, Lieben, fragen allem nach, hetzen hie und da den Mann gegen die Frau und die Frau gegen den Mann auf, und setzen den dummen Bauersleuten allenthalben in den Kopf, wenn sie ihnen folgen, so werde es ihnen denn das Geld zum Dach hinein regnen und die gebratenen Tauben zum Maul hinein fliegen. Sie behauptete: der Junker treibe die Verführung des Volks über alle Grenzen. Er mache dasselbe sich allgemein in goldenen Träumen verlieren und mache es den Himmel voll Geigen sehen, selber in dem Augenblick, wenn ein Donnerwetter daran stehe. Die Volksfeste, die er in Bonnal vorbereite, von denen er aber sage, daß sie erst nach seinem Tod ausführbar seyen, seyen nichts anders als Narrenstoff zu solchen Träumen. Indessen habe er in Bonnal schon viele tausend Bäume, sie wisse nicht ob Schatten-, Zierd- oder Fruchtbäume, für diese Feste pflanzen lassen. Bis auf diesen Grad verhetschle er das Volk, daß es am Ende zu nichts mehr tauge und

zu nichts mehr fruchtbar sey; er wisse aber sicher selber zu nichts, wohin sein Benehmen führe. Er untergrabe dadurch, wie die Baronesse von Arnheim es wohl wisse und sich bitter darüber beklage, alle Fundamente seines herrschaftlichen Stands, und dieses in dem Grad, daß er selber elenden Spinnerkindern zehendfreye Aecker verspreche, ohne daran zu denken, daß er dadurch seinen Bauern den, allen herrschaftlichen Rechten, tödtlichen Gelust nach allgemeiner Zehendfreyheit in Kopf bringe.

---

§. 60.

Ein Weib, das die Weltkenntniß in einer Zwerggestalt um sich herum trägt, und ein Mann, der die Miniaturansichten solcher Weltkenntnisse auf eine Weise zum Weltdienst braucht, wie der ganze Haufe solcher Zwergleins in der Weltkenntniß es nicht zu ahnen vermögen.

So gieng es fast eine ganze Stunde über den guten Junker los. Dieses Weib, dessen Zudringlichkeit es selber auch mit den Bauchansichten von Menschen, die nicht zu ihrem Stand gehören, bekannt machte, und welches dadurch im Stand war, mit dem faden Geschwatzwerk, das aus diesen Bauchansichten hervorgeht, vielseitig ein Weites und Breites zu machen, wußte der Gründe zu Dutzenden

herzuerzählen, warum Arners Thun nichts tauge, und über den landesverderblichen Einfluß, den die Denkungs- und Handlungsart dieses guten Mannes haben müsse, in sittlicher, rechtlicher, politischer, polizeylicher und ökonomischer Hinsicht stundenlang zu radotiren, ohne daß ihr der Mund einen Augenblick still stand, und da Helidor seine guten Gründe hatte, es gar wohl leiden zu mögen, daß der Menschenkreis, der in Arners Umgebung liege, sein Thun so unvernünftig finde, als dieses Weib dasselbe ihm darstellte, und da er überhaupt ein Mann war, der es in seiner Stellung eigentlich darauf anlegte, daß das Volk im Land viel Gutes für schlecht, und viel Schlechtes für gut ansehe, so widersprach er unsrer Eichenbergerin in keinem Wort; im Gegentheil, er sagte, um sie noch zu fernern Aeusserungen über diesen Gegenstand zu locken und sie eigentlich auf die Ansicht hinzulenken, die ihm die wichtigste war: — wenn das so ist, so wird das ganze Wesen in Bonnal beym ersten Stoß, den es erhalten wird, von selbst zusammenfallen. — Sie antwortete: das ist gewiß, das ist gewiß, ein jeder Wind würde das elende Ding umstoßen, wenn er nur einmal durch das Dorf hindurch blasen würde.

Er. Aber macht er sich mit seinem Benehmen nicht sehr viele Feinde?

Sie erwiederte ihm: Ja freylich, und zählte ihm denn an den Fingern her, wie viel er dergleichen schon habe und wie viel er sich täglich noch dazu mache. — Das alles war Helidor ganz recht. Es fiel sogar ein Lächeln, das ihn darüber anwandelte, selber der Eichenbergerin auf. Diese lachte, da sie ihn lächeln sah, fast laut und sagte: zählen Sie dar-

auf, er macht seine Sache recht ungeschickt. — Helidor erwiederte: man muß ihn machen lassen; es ist eben nicht nöthig, daß dergleichen Weltverbesserer die gescheidesten Leute in der Welt seyen; sie würden sonst darin alles anders machen als es ist.

Eichenbergerin. Dieser einmal macht recht dummes Zeug und weiß sicher nicht, wohin sein Benehmen ihn endlich selber hinführen wird.

---

§. 61.

Jetzt fangen auch noch die eigenen Angelegenheiten der Berichtserstatterin an, ans Tageslicht zu kommen.

Helidor wußte nun von dem, was sie ihm sagen konnte, genug, und wollte sie jetzt entlassen; aber nun kam sie erst mit ihrer eigenen Angelegenheit, wie sie in Gottes Namen nicht mehr in diesem Koth- und Narrenloch von Bonnal wohnen könne und sich demüthig zu einer Anstellung als Erzieherin oder Gesellschafterin in einem vornehmen Haus empfehle; was sie alles zu ihrer Ruhe und zu ihrer Ehre und auch über das Unglück der Zeit, in welcher die Auszeichnung und die Verdienste der Leute nicht mehr geachtet und geschätzt werden, noch anbrachte, das übergehe ich. Helidor, der ihre Maulbraucherey noch eine

Weile zu seinen Zwecken zu benutzen wünschte, machte ihr einige allgemeine Hoffnungen, die aber an die weitern Dienstleistungen, die er von ihr erwarte, angeknüpft waren. Sobald sie fort war, sagte er zu sich selber: Stoff ist genug da, um die Seifenblase des Bonalerwesens, wenn man nur will, zu versprengen; und das muß aber doch seyn. Wenn es bloß ein wenig Fuß gegriffen und ein paar Windbeuteleyen davon sich bis nach Hof verirren würden, so könnte den Herzog doch der Narr ankommen, diese neue Edition seines alten Träumerlebens auch ansehen zu wollen. Dazu will ich aber eben keine Gelegenheit geben. Ich würde mich sicher nicht wohl dabey befinden, wenn er dieses Fieber noch einmal bekommen würde. Man muß zu rechter Zeit dazu thun, diesem Dorfgaukelspiel ein Ende zu machen, ehe weder er noch viele andere Leute Lust bekommen, es anzugaffen. Gut ist, daß er die Mittel, ihm ein Ende zu machen, so gut vorbereitet.— Einen Augenblick darauf sagte er: Sylvia ist wie dazu gemacht, das zur Reifung zu bringen, was hier zu thun ist. Sie muß mir für einige Zeit in dieses Träumernest. Bey dem Stoff, den sie dafür findet, ist es für sie ein Spaß, Arner dahin zu bringen, daß er seine diesfällige Projekte aufgiebt oder das Gallenfieber darüber bekommen muß. Ich kann ihr dieses Geschäft auf eine Weise empfehlen, daß der gelustvollen Creatur der Schweiß ausgeht, wenn es fehlen sollte.

§. 62.

Zur Gesellschaft ist ein Schwein des andern und ein Hund des andern werth.

Er wußte wohl, daß sie lieber allenthalben hingehen würde als dahin, aber auch, daß sie dahin gehen müsse, wenn er wolle.

Sie machte nehmlich seit einiger Zeit Jagd auf einen Grafen von Raubholz, und glaubte auf der einen Seite, ihn durch die Hoffnung, der Oncle werde sie zur Erbin einsetzen, zu einem Eheversprechen zu bringen, auf der andern Seite aber den Oncle durch die Aussicht einer so brillanten Heurath bewegen zu können, sie wenigstens zum Theil seines Erbs halber zu betrachten. Für diesen Zweck war ihr Helidors Mitwirkung unumgänglich nothwendig. Der Raubholz war freylich ein Graf und zwar von einem steinalten Stamm, aber dabey ein Lump und ein Verschwender ohne seines Gleichen. Das machte Sylvia aber gar nichts. Sie kannte sich selber, wußte, daß er von dieser Seite ganz ihres Gleichen ist und fühlte im Herzen, daß sie nichts Besseres verdiene, — also ob er ein Hund, ein Esel, ein Aff und ein Faulthier oder das alles zusammen in einer Person sey, das machte ihr nichts. Sie wollte des Junkers Erb, und that dafür alles, und das, was sie dafür thun mußte, war freylich recht viel und unter tausend Töchtern hätte es sicher nicht eine gethan.

Der Raubholz war indessen mitten in dem Bettler-

stand, zu dem er sich herab gearbeitet, doch keiner von denen, die sich für nichts und aber nichts für ein solches Weib so leicht wegwerfen; im Gegentheil, da man ihm von mehrern Seiten vorspiegeln wollte, diese Sylvia wäre unter seinen Umständen eine gute Parthey für ihn, ihr Oncle sey eitel und wenn sie sich mit einem Mann aus einer so hohen Familie verbinden könne, so werde es nicht fehlen, er werde sie gewiß zu seinem Erben einsetzen, antwortete er bestimmt und derb: er sey kein Idealist, er liebe die Realitäten; wenn die Einsetzung der Sylvia zur Erbin des Generalen gerichtlich ausgefertigt in ihren Händen liege, so lasse sich denn an eine Heurath mit ihr denken, ohne das würde er sie nicht von der Strasse aufleſen, wenn er sie am Boden liegend fände.

Diese Antwort von ihm zu hören, machte der Sylvia so viel als ein Glas kaltes Wasser zu trinken, im Gegentheil, sie sagte einem ihrer Vertrauten, der ihr diese Antwort brachte: er hat recht, daß er die Realitäten liebt, er weiß sie auch zu brauchen und er wäre ein Narr, wenn er anders dächte und an seinem Platz wäre es ihr genau wie ihm. Desto eifriger aber that sie alles, seinethalben ihren Zwecken entgegenzustreben. Sie besuchte seit einiger Zeit wirklich, freylich so viel sie konnte, besonders für den Oncle incognito, einige Häuser, die durchaus nicht in einem ganz guten Ruf standen, in denen sie aber sicher war, den Grafen anzutreffen. — Dieser Besuche halber aber war sie seit dem Brief, den Arner an den Generalen geschrieben, in sehr großer Verlegenheit. Er that in diesem Brief von Verbindungen erwähnen, die ihr Schande ma-

chen konnten, und sie glaubte jetzt sicher, diese Aeusserungen Arners beziehen sich auf die Besuche, die sie in diesen Häusern machte, um den Raubholz darin anzutreffen. Dabey wußte sie auch, daß der General schon hie und da vernommen, der Raubholz sey seines Betragens halber in der Hauptstadt und selber bey Hof so wenig in einem guten Ruf, daß man ihm in einigen guten Gesellschaften sogar den Zutritt versage. Sie lag desnahen dem Helidor, wo sie immer konnte, beständig in den Ohren, daß er den Grafen, auf welche Art es immer möglich sey, mehr zu Ehren bringe, und ihm eine ehrenhafte Anstellung verschaffe. Aber so sehr Helidor auch alles wagte, was gehen mochte, so wagte er es doch nicht, die öffentliche Meynung für diesen Mann so auffallend zu stossen. Persönlich hatte er ihn ganz gern. Er sah ihn auch zu Zeiten bey sich, und fand ihn zu einigen krummen Streichen ganz brauchbar, und er hätte ihm ganz gewiß das Erb des alten Generals so gern zugeschoben, als es ihn gefreut hätte, es Arner zu entziehn. Aber er konnte bey der öffentlichen Meynung, die gegen ihn statt fand, durchaus nicht thun, was er gern wollte. Er redte ihm wohl hie und da auf Schleichwegen das Wort und zog ihn auch hie und da zu einer gemischten Gesellschaft; aber in Gesellschaften, wo Leute waren, denen er sogar Geld, das er im Spiel mit ihnen verloren hatte, schuldig war, durfte er ihn nicht hinführen. Einen etwa um ein halbes Procent höhern Orden als der, den er trug, hatte er Gelegenheit, ihm zu verschaffen, aber an eine Anstellung, die irgend eine Art von Verantwortlichkeit hatte, durfte er ihn nicht empfeh-

len. Er empfahl ihn auch nicht dazu. Auch befriedigte das, was er für ihn that, Sylvia natürlich um so weniger, da die Sache mit dieser Heurath mit jedem Tag dringender und mit jedem Tag schwieriger wurde. Sie sah den General, der schon sein siebenzigstes Jahr überstanden, seit einiger Zeit sichtbar abnehmen, und der Gedanke, ihn sterben zu sehen und denn unversorgt vielleicht gar an Arners Durft *) kommen zu müssen, war ihr unerträglich, und was sie von dieser Seite fortdauernd immer that, den Oncle von dieser Seite sich günstiger zu machen, schien ihr selber auch ohne merklichen Erfolg zu seyn. Unter diesen Umständen blieb ihr für ihre Zwecke nichts übrig, als Helidor immer mehr zu bestürmen, daß er den Grafen noch etwas mehr hervorziehe. Sie that das auch mit ziemlicher Zudringlichkeit, und da sie Helidor nur ein paar Stunden nach der Audienz, die er der Eichenbergerin gab, zu sehen bekam, hatte sie das Maul schon wieder mit dieser Zudringlichkeit offen. Das war jetzt Helidor recht. Er gab ihr die bestimmte Antwort, was jetzt für ihre Endzwecke weit wichtiger sey, als das einstweilige Hervorziehen ihres Hrn. Grafen, sey; daß man alles anwende, den General über Arner unzufrieden zu machen und es dahin zu bringen, daß er sich seiner schäme und ihn selber zu verachten anfange; das mit dem Enterben könne erst dann mit Hoffnung des Erfolgs betrieben werden, wenn man einmal mit dem General diesfalls im Reinen sey. Bis dahin sey alles, was man darüber versuche, in den Tag hinein versucht.

*) Ihre Nothdurft bey Arner suchen zu müssen.

§. 63.

Dienſttreu der Verruchtheit für verruchte Zwecke, und einige Aufſchlüſſe über die Beweggründe, Mittel und Schwierigkeiten einer ſolchen — Dienſttreu — ſo wie eine Andeutung, daß auch die höchſte Verruchtheit Ueberwindungskräfte bedarf und beſitzt, daß aber ſolche Ueberwindungskräfte oft auch an einem Sprichwort, das klein iſt, und wie das Veilchen im Koth blüht und duftet, ſcheitere.

Sylvia begriff das ſehr wohl und ſagte: aber, was iſt dann zu thun?

Helidor erwiederte: Sie müſſen mit dem General ſo bald immer möglich nach Arnheim.

Sylvia. Das wird etwa nicht wahr ſeyn.

Helidor. Es iſt gewiß wahr und unumgänglich nothwendig.

Sylvia. Das wäre vom Teufel; ich wollte lieber nach Siberien.

Helidor. Aber der Weg zu des Oncles Erb geht über Arnheim.

Sylvia. Aber hoffentlich doch nicht der einzige.

Helidor. Ganz ſicher iſt er für Sie der einzige. Ich ſtehe dafür, es iſt für Sie kein anderer offen.

Sylvia. Aber das iſt ein verfluchter Weg, und es

könnte mich auf demselben noch ein Erbrechen ankommen, daran ich stürbe, dann hätte ich ja noch dazu den Weg umsonst gemacht.

Helidor. Oh, Sie sterben noch nicht ob dem ersten Erbrechen, und denn läßt sich für etwas, das so viel ist, als des Generalen Erb, doch etwas probiren, das einige Geduld braucht.

Sylvia. Sie könnten mir nichts vorschlagen, das mir so zuwider wäre, als nach Arnheim zu gehen. Der Oncle hat mich schon lange in dieses Schloß, das Arner jetzt täglich mehr zu einem Bauernhof macht, hinführen wollen, und ich hatte große Mühe, ihn davon abzuhalten; jetzt wollen noch Sie mich bereden, dahin zu gehen.

Helidor. Wenn Sie die Hoffnung mit des Generalen Erb nicht ganz aufgeben wollen, so müssen Sie hin und ich dächte, dafür könnten Sie sich etwas überwinden.

Sylvia. Freylich, wenn es denn mit dem Erb sicher wäre, so ließe sich wohl etwas dafür thun.

Helidor. Ich dächte es auch.

Sylvia. Wenn es dann sicher wäre, ich gienge dafür sechs Wochen drey Tag selber ins Fegfeuer.

Helidor. Wer nichts waget, der siegt nicht, und wer nichts setzt, der gewinnt nichts, es muß etwas probiert seyn. Gewiß ist so viel, es giebt keinen bessern Weg, Arner und sein ganzes Wesen zu compromittiren und ihm so viel Spuck in sein Nest hineinzubringen, daß er jedermann zum Gespött wird und der General sich selber, wo er hinkommt, sich seines Neveu's schämen muß, wie er

sich einst eines andern Manns, den Sie auch kennen, schämen zu müssen glaubte.

Sylvia. Ja, wenn wir ihn dahin bringen, daß er sich Arners halber schämen muß, wie er sich einst seines Bruders, mei,s gnädigen Herrn Vaters halber, schämen zu müssen glaubte, so glaube ich denn selbst, haben wir ein gutes Spiel, ihn Erbshalber dahin zu bringen, wo wir ihn wünschen.

Helidor. Sie sehen also, was wesentlich noth thut.

Sylvia. Aber wird es so leicht seyn, Arner ihm verächtlich zu machen?

Helidor. Es ist so viel Stoff da, Arners Thun zu verwirren und zum öffentlichen Gespött zu machen, daß es Ihre Eichenbergerin selber gemerkt und bestimmt zu mir gesagt hat, wenn nur ein Wind wider ihn durch das Dorf blase, so falle sein ganzes Werk zusammen, und denn ist in der ganzen Welt auch noch niemand so geschickt, dieser böse Wind für Arners ganzes Thun zu seyn, als Sie selber, wenn Sie sich nur entschliessen können, einige Monathe auf diesem Bauernhof, wie Sie sein schönes, prächtiges Schloß heißen, zu residiren.

Sylvia. Stoff, ihm Spuck, großen Spuck zu machen, ist sicher genug da.

Helidor. Sie sehen also, daß mein Rath, dahin zu gehen, nicht aus der Luft gegriffen.

Sylvia. Ich habe das nie gedacht, ich gieng nur nicht gern dahin.

Helidor. Aber jetzt gehen Sie doch gern.

Sylvia. Für Arners Erb würde ich freylich alles thun, was, wie das Sprichwort sagt, der böse Brief ausweist.

Helidor. Sie sind plötzlich in dieser Sache so eifrig worden als Ihre Eichenbergerin.

Sylvia. War sie denn so eifrig?

Helidor. Man kann doch nicht wohl eifriger seyn. Man hat mir erzählt, sie habe vor lauter Freude, mir vorgestellt zu werden, noch vor meiner Thüre zu einer ihrer Bekannten gesagt, sie würde Arners Dorf an allen vier Wänden anzünden, wenn ich ihr nur einen Wink gäbe, daß ich es gern hätte.

Sylvia. Ich hätte sie dieses Worts nicht fähig geglaubt.

Helidor. Sie ist mitten in ihrer erbärmlichen Eitelkeit eine feinere Hexe, als man glaubt. Sie sieht in verschiedenen Rücksichten bestimmt mit vieler Leichtigkeit, wo sie zu Haus ist.

Sylvia. Nun, gnädiger Herr! weil Sie die Eichenbergerin so rühmen, so hoffe ich, Sie trauen auch mir zu, daß ich in dieser Sache etwas könne — und daß ich darin etwas wolle, dafür gebe ich Ihnen mein Wort.

Helidor. Wir sind also dieser Sache halber in Ordnung. Sie gehen, sobald Sie können, nach Arnheim.

Sylvia. Ja, ich gehe, ich sehe, daß es seyn muß.

Helidor. Und Sie bereden den Oncle, daß er recht bald geht.

Sylvia. Ich muß ihn nicht bereden, ich muß nur aufhören, ihn davon abzuhalten.

Helidor. Machen Sie denn Ihre Sache da recht gut, und ich will dann hier für Sie thun, was ich kann und Ihren Herrn Grafen soweit zu Ehren bringen, als es nur immer geht.

So ward von zwey abscheulichen Menschen ein Plan entworfen, der Arner einige Monathe später an den Rand des Grabs gebracht hat.

Aber, Leser! fürchte dich nicht. Ehrlich währt am längsten. Es wird der Sylvia mit ihren Teufelsprojecten gegen Arner nicht besser gehen als der Untervögtin mit ihrer Teufelsarbeit gegen den Hübelrudi, und Helidor wird, in seinen Werken selber gefangen, der Verzweiflung nahe gebracht werden.

---

§. 64.

Weh dem, der den Sehenden blind wünscht und dem, der in der Finsterniß sitzt, das Licht auslöscht. Weh dem, der dem Lahmen seine Krücke unter der Achsel wegnimmt und dem Verwundeten seine heilende Wunde aufreißt, daß sie von neuem eitere und blute.

Doch ich wandelte lange und ermüdend genug in den Labyrinthen einer bösen Verruchtheit; wie froh, wie froh bin ich, aus dem Dunkel ihrer Irrgänge, aus der Ver-

worfenheit ihrer Schlupfwinkel und aus den schauerlichen Abgründen ihrer Verwilderung in der milden Gegend eines stillen, heitern Himmels wieder frey und froh und unbefangen zu athmen; wie froh bin ich, wieder zur Gertrud, zu Glülphi, zu Arner und den vielen guten Menschen in niedern Hütten, die selber in dem sonst so schlechten Bonnal wohnen, zurückzukehren.

Aber mußte dann mein Gemälde dieser Verruchtheit die vielen Scenen dieser Verruchtheit berühren? Mußte ich dann die Verirrungen ihrer Labyrinthe und das Schauerliche ihrer Abgründe in der Schande seiner ganzen Wahrheit zu Tag fördern?

Wer kann fragen? Muß der Isländer nicht wissen, daß er unter Schnee und Eis lebt? Muß der Südländer nicht wissen, daß er zwischen Schlangen und Ottern, und der Afrikaner, daß er zwischen Löwen und Tigern lebt, und die Bäume seiner Wälder voller Affen sind? Muß der Arme in der Welt nicht wissen, was ihm das Brod von dem Maul weg nimmt und das Kleid seiner Blösse ihm von dem Leib reißt? Muß der Unschuldige nicht lernen, dem Bösen zu widerstehen und unangesteckt und unzertreten in schlechten, in gefährdeten Umgebungen sich selber zu helfen? Muß der Edelsinn, der im Land ist, nicht vom Bild des Verderbens, das den Schwachen und Armen um ihn her lästet und drängt, aufgeschreckt werden, daß er aufwache und nicht schlafe, und sein Herz sich in seinem Innersten bewege, zu widerstehen dem Bösen, aufzuhelfen dem Guten, zu besorgen den Verwahrlosten, zu unterstützen den Schwachen, zu retten den Gefährdeten,

zu trösten den Leidenden, zu widerstehen dem Unrecht und in der Demuth dennoch mit Mannskraft dem Trotz der Bosheit unter Augen zu stehen? ! —

Ich verlasse den Schatten meines Gemäldes mit Bewußtseyn, daß er schwarz aufgetragen werden mußte, um seine Wirkung nicht zu verfehlen, und gehe, ohne Absicht, die Scenen der Schlechtheit, die ich eben berührt, auf immer zu verlassen, zu gründlichen Scenen des häuslichen Lebens hinüber. Aber ich fühle mich zum voraus in die Nothwendigkeit versetzt, den schwarzen Pinsel meiner Darstellung bald wieder in die Hand nehmen zu müssen.

---

§. 65.

Unsere Alten kannten die wahren Fundamente des Landessegens besser als wir. Sie, diese Fundamente, gehen aus dem Heiligthum der Wohnstube einzelner Menschen hervor; sie fassen in den frommen Anstrengungen des guten Vater- und Mutterherzens ihre ersten Wurzeln, und wachsen im heiligen Boden dieser Stuben in ihren Segenskräften empor, bis an die Stuffen des Throns.

Ich kehre aus dem Wirrwar, in dem ich Arners Thun im Zusammenhang mit vielen Anstössen einer ihn umge-

benden, bösen Welt ins Aug fassen mußte, weg und wende mich nach ein paar kleinen Stuben in Bonnal, zu sehen, wie sein Thun und seine Zwecke in diesen Stuben, gleichsam von der Welt abgeschnitten, dastehen, und durch sich selbst anfangen, im Mutterboden alles wahren Welt- und Menschensegens, in der Wohnstube Wurzel zu fassen.

Wir haben dasselbe in den ersten Tagen, in denen das Baumwollenmareili dem Glülphi und der Gertrud in der Schule an die Hand gieng, verlassen. Sein Einfluß, die Schulkinder von Bonnal dem Lieutenant und der Gertrud näher zu bringen und die Hindernisse, die ihren Bemühungen dadurch auffstiessen, daß sie alle ihnen beyden ganz fremd waren, zu heben, war entschieden. Sie wurden ihnen alle Tage weniger fremd und besonders war schnell auffallend, wie die Schüchternheit der bessern Kinder in dieser Schule sich in dem Grad verlor, als die Frechheit der schlechtern Kinder sich minderte. Alle Tage gaben mehrere Kinder dem Lieutenant mit Freyheit und Vertrauen Antwort auf alles, was er fragte und eben so bothen täglich mehr Kinder der Gertrud mit lieblich lächelndem Munde die Hand, sobald sie ihnen die ihre mit ihrem lieblichen Lächeln anboth. Und so wie innere Heiterkeit und Freyheit in den Seelen der Kinder täglich mehr Platz griff, so ward auch mit jedem Tag größere Stille, größere Thätigkeit, größerer Eifer unter den Schulkindern sichtbar. Sie selber wurden sich unter einander täglich mehr lieb. Hie und da wurde das eine und das andere, selber auch arme, Kind einem Kameraden oder einer Gespielin lieb, die dasselbe vorher nicht kannte, nicht achtete, oder

gar verachtete. Und wie vorher in der Schule Bosheiten, Narrenstreiche und oft sogar schandbare Possen die größten Schlimmlinge mit ganzen Dutzenden Kameraden verband und sie zu Theilhabern ihrer Rohheiten und Schlechtheiten macht, so verbanden jetzt schon bessere geistige und gemüthliche Vorzüge, die die Kinder in sich selbst zu fühlen anfiengen, einzelne, besonders vorzügliche Kinder mit andern, die mit ihnen die nehmlichen Gegenstände mit gleicher Lebendigkeit fühlten und mit gleichem Interesse ergriff. Täglich standen mehr Kinder mit Anmuth und Freyheit um die Kinder der Gertrud herum, lobten sie, daß sie dieses und jenes besser konnten und angriffen, als sie es konnten und mochten, und bathen sie so kindlich und brüderlich, als sie konnten, daß sie ihnen dieses oder jenes zeigen oder ihnen in diesem oder jenem helfen. Einige der Reichen bothen ihnen sogar Aepfel und Birnen oder was sie sonst zu essen in die Schule brachten, an; aber Gertrud hatte es ihnen verbothen, sie durften nichts von ihnen annehmen, und sie nahmen auch nichts von ihnen an. Es war in der Führung der Gertrud eine stille Kraft, die dem festen Ernst, mit welchem Glülphi zu Werk gieng, in einem hohen Grad zu Hülfe kam und wesentlich dazu beytrug, daß die sichtbar wachsende Lieblichkeit im Zusammenleben dieses Schulhauses in keiner Rücksicht in Schwäche ausartete, und dieses Haus mitten in seinem Vorschreiten in der vielseitigsten Kraftbildung seiner Kinder sich dem heimeligen (heimathlichen) des sich gegenseitig in Freyheit und Frohsinn liebenden und dienenden häuslichen Lebens täglich mehr näherte, das man sonst in irgend einer

Schule so selten findet, ohne welches aber eine jede Schule mehr ein Gewaltshaus der Abrichtung zu irgend einem Kenntniß- oder Fertigkeitsfach als eine Bildungsanstalt zur freyen und harmonischen Entfaltung des ganzen Umfangs der menschlichen Anlagen und Fertigkeiten ist und angesehen werden muß. Es war aber auch, wie wenn das liebe, graue Alterthum in dieser Schulstube wieder aus dem Grab aufstehen und mit einem neuen Leben in Frohsinn und Thätigkeit, in Glauben und Liebe wieder entkeimen wollte. Auch das heilige, innere Band alles wahren Segens im häuslichen und öffentlichen Leben, die Religion, faßte in dieser Stube in ihrem reinen Geist und in ihrer hohen Kraft wieder eine neue, liebliche Wurzel, in dem sie sich so dem Geist des Alterthums näherte. Er konnte nicht anders. Der gute Saamen des Alterthums ist heilig. Lieblich ergreift er das menschliche Herz. Der Geist der Frömmigkeit, der Geist des Gebeths ist ein heiliger Geist. Gertrud erhabene Seele entkeimte in ihm; das Mareili lebte weniger erhaben, aber fest in ihrer Wahrheit und Glülphi hob sich mit jedem Tag im wachsenden Fühlen ihres Seegens höher empor.

§. 166.

Der Erde Segen ist Himmels-Segen, und ohne das Himmlische ist nichts Irrdisches wahrer Segen.

Die Festigkeit, die Deutlichkeit und die Andacht, mit welcher Glülphi täglich seine Schule mit Gebeth anfangen und mit Gebeth enden machte, hatte einen sehr großen Einfluß auf den Ernst und den freyen, entschlossenen Willen der Kinder zum Rechtthun und zur sittlichen, geistigen und physischen Anstrengung, die jedes Rechtthun voraussetzt und hinwieder bildet. Auch gefiel Glülphis Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand allgemein, so wie der große und vielseitige Gebrauch, den er in seinem Unterricht von der Bibel machte. Beym Lesenlernen sowie im Schreibenlernen und in den Uebungen des Gedächtnisses waren es meistens Bibelsprüche, die er dazu brauchte, und ihre Redeübungen waren meistens Uebungen etwas zu erzählen, das ihnen aus ihrem Leben vollkommen bekannt war, oder auch von dem, was ihnen in ihrem Haus und in ihren Umgebungen begegnet und auf irgend eine Art einen starken Eindruck auf sie gemacht. Oft ließ er sie auch bestimmt wiederholen, was er zu ihnen gesagt oder ihnen befohlen und auch, was man ihnen zu Haus auszurichten aufgetragen. Redeübungen aus Büchern machte er für einmal mit seinen Kindern keine als aus der Bibel. Er fand dieses Glaubensbuch eben darum, weil die Kinder

an dasselbe als an Gottes Wort glaubten, mehr als kein anderes geeignet, ihre Kräfte in ihrem ganzen Umfang harmonisch und allgemein in Anspruch zu nehmen, zu ergreifen und sie dadurch zu einer unter sich übereinstimmenden Anstrengung der Kräfte ihres Herzens, ihres Geists und ihrer Hand zu erheben. Er fand dieses Buch in dieser Rücksicht, wie kein anderes, geeignet, bey seinen Kindern den Gefahren vorzubeugen, die die Verirrungen der schwachen, menschlichen Natur und die Gewaltthätigkeit ihrer Selbstsucht unser Geschlecht in sittlicher, geistiger und physischer Hinsicht täglich aussetzen, zu verhüten und den Eindruck jeder Ansicht des Lebens und jedes Begegnisses der Welt, sowie denjenigen alles Unterrichts und aller Lehre durch Glauben und Liebe in ihrem innersten Wesen zu heiligen und zu reinigen und seine Kinder durch Selbstüberwindung zu dem Umfang der Kräfte und Fertigkeiten zu erheben und zu bilden, die die Ausübung der wesentlichen Pflichten des Menschengeschlechts allgemein voraussetzen. Dieser Ernst in der Liebe, diese Sorgfalt im Glauben und diese Begründung des Aeussern durch die Heiligung des Innern, die den meisten Eltern wesentlich durch seine Sorgfalt für die Gebethstunde und für das Bibellesen ins Aug fiel, machte beynahe allgemein im Dorf einen guten Eindruck für ihn, und gefiel vielen Leuten im Dorf, die nie glaubten, daß sie jemals einen Gefallen an dem neuen Schulmeister und an dem, was er thue, haben werden. Auch das Geschwätz, daß er den Eulenspiegel mit der Bibel gleich viel werth achte, verlor sich allmälig unter allen Leuten, die sein Thun und Lassen auch

nur halb unbefangen ins Aug faßten und spuckte nur noch unter Leuten, die entweder wie der Hartknopf, der alte Schulmeister und der Ständlisänger Christen, verirrte Halbnarren, oder wie einige Vorgesetzten und Vorgesetztenweiber erbitterte Schalksnarren waren. Von diesen liessen es sich freylich einige nicht so leicht ausreden, es stecke hinter dem Wort, das er doch so offenbar und gewiß geredt habe, sicher und gewiß etwas mehr, als man jetzt daraus machen wolle. Einige von diesen glaubten aber freylich selbst nicht, was sie sagten, aber thaten darum denn auch desto eifriger, als wenn sie es glaubten. Dieser Art Leute wiederholten jetzt, mehr als sie es vorher gethan hatten, das Wort: man könne mit Leuten, denen dergleichen Aeusserungen, wenn auch wider ihren Willen, entfahren, nicht genug auf seiner Hut seyn. — Einige von ihnen giengen sogar soweit, daß sie sich im Stillen wieder dahin äusserten: man könne und dürfe dergleichen, in die Religion eingreifenden Thatsachen Gewissenshalber nicht unterdrücken und nicht abläugnen, wenn auch selber das Schloß und das Pfarrhaus zum Unterdrücken solcher Wahrheiten helfen würden, wie dieses jetzt wirklich der Fall zu seyn scheine, und wie es auch bei der Teufelsgeschichte des Vogt Hummels, die auch so wieder das Zeugniß von vielen Menschen, die es gehört haben, unterdrückt und weggeläugnet worden, der Fall gewesen sey. — Doch waren auch diese Leute durch die Unschuld, mit welcher die Kinder alle Tage von der Sorgfalt des Lieutenants in Rücksicht auf die Gebethstunde und das Bibellesen der Kinder soweit genirt, daß sie in ihren diesfalligen Aeusserungen

anfiengen, hie und da hinter den Berg zu tragen und sich in acht zu nehmen, wem sie selbige vertrauten. Bey den Unbefangenern war es jetzt eine ausgemachte Sache, daß das Gerede mit dem Eulenspiegel, wie es im Dorf herumgetragen worden, ein Mißverstand gewesen seyn müsse, und das Zutrauen der mehrern Eltern für den Glülphi wuchs von Tag zu Tag. Einige derselben und sogar einige von denen, die er den ersten Schultag zur Thüre hinausgestellt, liessen ihn jetzt durch ihre Kinder gar freundlich grüssen und fragen: ob sie jetzt nicht einmal kommen und sehen dürfen, wie er mit ihren Kindern Schul halte. Er ließ ihnen antworten, wenn sie still, ohne Geräusch mit einander da sitzen wollen, so daß alles seinen Weg fortgehen könne, wie wenn niemand da wäre, so möge er es wohl leiden; aber er sage ihnen zum voraus, er könne sich nicht mit ihnen abgeben und dürfe keine Zeit mit Schwatzen verlieren.

Diese Antwort gefiel zwar bey weitem nicht so allgemein als sein Bethen und Bibellesen. Es erneuerte sich vielmehr vielseitig wieder das Gerücht, er sey zu stolz für einen Schulmeister.

Zwar widersprachen dieser Meynung alle Tage mehr Kinder und sagten: er sey gewiß, gewiß nicht hochmüthig. — Aber die meisten Eltern liessen ihnen aus ihrer Meynung nichts gehen und antworteten ihnen: ihr versteht das nicht; wenn er schon mit euch freundlich und gut ist, so kann er doch hochmüthig seyn.

Einer der pfiffigsten Vorgesetzten sagte zu seiner Frauen: es ist in der Schule und bey den Kindern für ihn

keine Materie (Stoff) da, um stolz zu seyn oder stolz zu thun; auch die hochmüthigsten Leute sind eben nicht allenthalben hochmüthig; sie kriechen oft vor denen, die höher als sie sind, und sind oft mit dem Bettler auf der Strasse freundlich und mit ganz gemeinen Leuten im Land oft sogar höflich; sie zeigen ihren Stolz nur gegen Leute, die etwas weniges mehr als sie sind, gegen die ihres gleichen und gegen die, so auch gern so viel seyn möchten, als sie sind.

Es ist mit dem Stolz der Leute, so gewiß als die Sonne scheint, wie du sagst, antwortete die Frau; wir haben an unserm Junker selber das auffallendste Beyspiel. Er scheint bey gewissen Leuten oft so demüthig als hie und da ein Prälat vor dem Altar und ein Klosterbruder vor dem Prälat.

Der Mann erwiederte: du hast vollkommen recht. Er giebt selber Männern und Weibern, die sich kaum des Bettelns erwehren mögen, die Hand, wie wenn sie seinesgleichen wären, und ist dann wieder mit Herrschaften, die er nicht mag, oder die ihm ungelegen zum Besuch kommen, so grob, als wenn sie ihre Herrschaften von ihm zu Lehen empfangen hätten.

Der Mann und die Frau schwatzten noch eine Weile über seine Grobheit, die er auch gegen seine Bauern im Dorf zeige.

Und am End sagte der Mann mit einem Mißmuth, daß man denken möchte, es wäre ihm selber so etwas begegnet: es muß ein Bauer nur einen grossen Hof, viel Vieh im Stall und viel Korn auf der Schütti haben, so

kann er sicher seyn, der letzte Bettler im Dorf hat's besser bey ihm und wird freundlicher aufgenommen und angesehen als er.

So hatte des Glülphis Antwort an die Männer und Weiber, die gern wieder in seine Schule gegangen wären und viel mit ihm geschwatzt hätten, das alte Gered über seinen Hochmuth wieder aufgewärmt. Aber das war auch jetzt das einzige, das man ihm öffentlich und laut vorwarf. Zu seinem Glück aber that ein Regentag auch diesem Gered großen Abbruch.

Es ist eine Ordnung in Bonnal, daß seit zwanzig Jahren ein verfaulter Steg vor dem Schulhaus nicht einmal wieder gemacht worden, und die Kinder, wenn's ein paar Tage nach einander geregnet, fast bis an die Waden hinauf naß werden müssen, wenn sie über die Kengelgaß in die Schule wollen.

Aber das erstemal, da der Glülphi die Gasse so voll Wasser sah, stand er, sobald die Kinder anfiengen zu kommen, in vollem Regen in die Mitte der Gasse hinein und hob eines nach dem andern über den Bach.

Das dünkte ein paar Männer und Weiber, die gerade vor der Schule über wohnten, und just diejenigen, die am meisten klagten, er möge den Leuten vor Hochmuth kaum guten Tag und gute Nacht sagen, gar lustig.

Sie hatten eine rechte Freude daran, zu sehen, wie er in seinem rothen Rock durch und durch naß werde, und bildeten sich ein, er möge es keine Viertelstunde erleiden, und werde ihnen augenblicklich rufen: ob ihm dann niemand helfen könne?

Aber da er fortmachte, wie wenn keine Katze, geschweige ein Mensch, um ihn herum wohne, der ihm helfen könnte, und Haar und Kleid und alles an ihm traufte und er immer noch keinen Schatten Ungeduld zeigte, und immer noch ein Kind nach dem andern hinüberlupfte, fiengen sie doch an, hinter ihren Fensterscheiben zu sagen: er muß doch ein guter Narr seyn, daß er so lang fortmacht und wir müssen uns, scheint es, doch geirrt haben; wenn er hochmüthig wäre, so hätte er schon lange aufgehört.

Endlich krochen sie gar aus ihren Löchern hervor, standen zu ihm zu und sagten: sie haben es nicht eher gesehen, daß er sich so viele Mühe mache, er solle doch heimgehen und sich trocknen, und sie wollen die Kinder schon hinüberlupfen, sie mögen es eher erleiden als er, sie seyen sich eher gewohnt.

Noch mehr: sie wollen noch, ehe die Schule aus sey, ein paar Tannen zuführen, daß wieder ein Steg sey wie vor altem.

Sie sagten es nicht bloß. Ehe es 11 Uhr läutete, war wirklich ein Steg da, daß die Kinder nach der Schule trocknen Fusses über den Bach gehen konnten.

Und auch die Klage über seinen Hochmuth verlor sich jetzt, da die zwey Nachbarsweiber, die am schlimmsten über diesen Punkt über ihn klagten, ihr Lied darüber anders anstimmten.

§. 67.

Es erscheinen wieder höhere Ansichten über das Schulhalten.

Die liebevolle Unschuld der Gertrud, das feste Benehmen des Baumwollenmareilis, sowie die ausgezeichneten Kenntnisse, die großen Lebenserfahrungen und die unermüdliche Thätigkeit des Lieutenants konnten nicht anders, als auf den guten Fortgang der Schule einen entscheidenden Einfluß haben. Da sich das Baumwollenmareili, nachdem es etwas mehr als eine ganze Woche vom Morgen bis an den Abend in der Schule war, zurückgezogen, indem es dem Hauswesen seines Bruders nicht länger mangeln konnte und das, warum Gertrud es gebethen, ihnen an die Hand zu gehen, soviel als gänzlich erzielt war, stellte Glülphi noch eine Margreth zur Hülfe an. Diese Frau war in den häuslichen und weiblichen Arbeiten allgemein in einem hohen Grad geübt und erfahren, und selbst unermüdet im Arbeiten, im Lehren der Arbeiten so streng als sie im Leiten und Zeigen derselben geschickt war. Er hatte sie nothwendig, denn er war entschlossen, seine Schule solle wesentlich als ein fortdauerndes Bildungsmittel des häuslichen Lebens und aller Angewöhnungen, deren dasselbe bedarf, dastehen, um nicht weniger als in eine einseitig beschränkte, von dem Geist und den Endzwecken des häuslichen Lebens getrennte und sogar ihnen nachtheilige,

sie hemmende und störende Bildungs- und Unterrichts-Anstalt ausarten.

Das Wort der Gertrud: „jeder Unterricht, der von der Sünde ausgeht, ist verflucht," — war ihm stets vor den Augen, und er wiederholte mehreremal bey sich selbst die Worte: jede Schule, die die Kräfte des häuslichen Lebens im Kind stört und dasselbe aus seinem, den ganzen Umfang seiner Kräfte gemeinsam und harmonisch bildenden, Segen herausführt und demselben störend entgegen wirkt, geht von der Sünde aus und führt hinwieder zur Sünde. Die Erhaltung und Stärkung des häuslichen Sinnes und seines Lebens im Glauben und in der Liebe, im Bethen und Arbeiten, im täglichen Anstrengen seiner Leibs- und Seelenkräfte für Zeit und Ewigkeit, im kindlichen, liebevollen, sich aufopfernden Hingeben für seine Pflichten, im stillen, die Welt und alles, was darin ist, vergessenden Einschließen seiner selbst in seinem Kämmerlein, dieses Leben des wortleeren und kraft- und thatenvollen christlichen Menschen als Fortsetzung der h. Angewöhnung einer jeden christlichen Wohnstube durch die Schule in der That und Wahrheit zu fördern, zu befestigen und zu sichern, war jetzt das einzige Ziel seiner Schule. Auch hielt er dafür, die Schulbildung müsse die Lücken, welche die zum Theil einseitige und beschränkte Ausbildung der Arbeits- und Berufsfertigkeiten, die das häusliche Leben zu ertheilen vermag, offen läßt, auf alle Weise auszufüllen trachten. Er ließ desnahen auch im Anfang der dritten Woche die Hobelbänke, die Drehstühle, die Schmiede, die Spitztrucken und Arbeitstische, die der Junker für

die Schule nach Bonnal kommen lassen, die aber bis jetzt im Pfarrhaus in Verwahrung geblieben, in die Schulzimmer bringen, um seine Kinder sogleich thatsächlich in den wesentlichsten Fertigkeiten des bürgerlichen Berufslebens zu üben. Mit jedem Tag war ihm heiter, die Arbeitsamkeit, die physische Thätigkeit unsers Geschlechts sey das wahrhafte, heilige und ewige Mittel der Verbindung des ganzen Umfangs unsrer Kräfte zu einer einzigen, gemeinsamen Kraft, zur Kraft der Menschlichkeit. Alle Tage sah er mehr, wie die Arbeitsamkeit den Verstand bildet und den Gefühlen des Herzens Kräfte giebt, wie sie das den Kräften und der Reinheit des Lebens tödtliche Schweifen der Sinne verhütet, der Einbildungskraft die Thore ihrer Verirrungen zuschließt, den eitlen Zungen die Spitze ihrer Geschwätzigkeit abstumpft, den Pflichtsinn unserer Natur vor seinem Verderben bewahrt und von den Schwächen zurückführt, unser Maulbrauchen über das Thun für das Thun selber und unser Geschwätz über Heldengröße für Heldengröße, und unser nichtiges Träumen über die göttlichen Kräfte des Glaubens und der Liebe für diese Kräfte selber anzusehen. Diese höhern Ansichten über die menschliche Ausbildung waren es, warum er Drehstuhl, Hobelbank, Spitztrucken, Nähkissen u. s. w. in seine Schule aufnahm. Aber erzählen, wie er jedes einzelne dieser Arbeitsmittel gebraucht hat, das will ich so wenig, als ich erzählen will, wie er seine Kinder lesen, schreiben und rechnen gelehrt. Daß er es auf die vorzüglichste und erprobteste, beßte Weise zu thun gesucht, das versteht sich von selbst. Aber ich will jetzt kein Schulmeisterbuch we-

der für das A B C noch für das Hobeln und Drehen und für keine einzige nothwendige Schulübung schreiben.

---

§. 68.

Sonntagsversammlungen, die möglich waren, so lang der Kulturzustand unsers Welttheils noch so weit zurück war, daß nicht alle Schneider, Schuhmacher, alle Substituten der Untersekretärs, alle mouchards, Weibel mit ihren Weibern jeden Sonntag an den sinnlichen Vergnügungen der höhern Stände, an Bällen, Comödien, Tanzpartheyen, Gaukelspielen, Hazardspielen ꝛc. ꝛc. Theil nehmen, und wenn sie es nicht thun, unter sich selber zum Gesindel gerechnet werden, mit welchen Leute auch nur von einiger Distinction und Lebensart nichts zu thun haben können und sich nicht zu ihnen zählen dürfen.

Arner und Therese kamen jeden Sonntag mit dem Pfarrer, der Frau Pfarrerin und dem Baumwollenmeyer, seiner Schwester und der Gertrud zusammen. Man miß-

deute mir das Wort nicht, ich spreche, es war eigentlich eine Regierungsversammlung für das Dorf. Ich meyne, der Geist und das Herz, der alle Personen, denen die Verwaltung und Besorgung eines Dorfs anvertraut ist, beherrschen sollte, lebte in einem hohen, die Menschennatur erhebenden und befriedigenden Grad in diesen Personen. Es geschah nichts gutes, nichts löbliches im Dorf, das in dieser Versammlung nicht zur Sprach kam, und nicht bey einem oder dem andern Glied dieser Versammlung thätige Theilnahme fand; aber viel Böses, das im Dorf vorgieng, wurde, wenn es auch schon einigen Gliedern der Versammlung bekannt war, darin doch nicht berührt, denn sie hatten alle den Grundsatz, es sey umsonst, über die sauern Früchte eines Baums, der ungezweit, (ungeproft) in der Wildniß aufgewachsen, zu klagen, man müsse anstatt dessen die gesündesten und schönsten Zweige, die er habe, aussuchen und neue und bessere Früchte darauf impfen und zweien. Das suchten die Glieder dieser Versammlung alle mit ernstem Fleiß und großer Sorgfalt, Anstrengung und Treue zu thun. Sie forschten jeder kleinsten Spur von etwas Gutem, das mitten im Verderben des ganzen Dorfs bey einzelnen Eltern und Kindern noch da war, mit thätigem Eifer nach, und fanden wirklich hie und da etwas Gutes, Erfreuliches und sogar Herzerhebendes, wo man es gar nicht erwartet, und wo man es, wenn man es nicht gesucht, auch gewiß nicht gefunden hätte. Das Baumwollenmareili erzählte am allermeisten, wie viele, auch von den schlechtesten, Eltern anfangen, seitdem ihre Kinder zu Glülphi in die Schule

gehen, auf sie aufmerksamer zu werden und zu rühmen, wie sie zu Haus weit freundlicher und gefälliger mit ihren Geschwisterten und aufmerksamer und thätiger in allem seyen, wodurch sie ihren Eltern Freude machen könnten.

Das war aber auch nicht anders möglich. Glülphi und Gertrud thaten alles Mögliche, den reinsten, thätigsten, häuslichen Sinn durch ihre Schulführung in ihren Kindern zu wecken und zu beleben und zwar nicht blos mit eiteln, leeren Worten und Lehren, sondern thatsächlich, einerseits durch Angewöhnung einer ununterbrochenen Thätigkeit, anderseits durch eine eben so ununterbrochene Belebung eines frohen und freyen, heitern, lieblichen Sinns und einer damit verbundenen, herzlichen Theilnahme an allen Begegnissen, die in ihren Umgebungen die zärtern Fäden des menschlichen Herzens ergreifen und in edeln, reinen Gefühlen reg erhalten konnten.

So wie er überzeugt war, die Denkkraft des Menschen bilde sich nicht durch das Reden über das Denken, sondern durch das Denken selber, und hinwieder, die Kunstkraft und die Fertigkeiten, deren sie bedarf, bilden sich nicht durch das Reden über die Kunst, sondern durch das Arbeiten der Kunst, so war er auch überzeugt, Glauben und Liebe bilden sich nicht durch das Reden über diese hohen und heiligen Fundamente unsers innern Lebens, sondern durch die Thatsache des Lebens im Glauben und in der Liebe.

Dieser Ueberzeugung getreu that er dann auch in Verbindung mit der Gertrud alles, in seiner Schulführung die Thatsache des Glaubens und der Liebe bey seinen Kindern

auf alle Weise zu beleben und zu bilden, überzeugt, daß alle, auch noch so heitere, Erklärungen über Glauben und Liebe und alle, auch noch so warm ausgesprochene Worte darüber ohne inneres, wirkliches Leben im Glauben und in der Liebe ein leerer Wind sey, von dem das zu unterrichtende Kind eigentlich nie weiß, woher er kommt und wohin er weht.

Gertrud und er thaten vom Morgen bis am Abend alles, das Zutrauen und die Liebe der Kinder wirklich zu erhalten. Sie standen in jedem Augenblick und in jedem Verhältniß mit liebender, schonender und helfender Kraft neben ihnen. Ueberzeugt, daß nur der Vertrauen findet, der kraftvoll und mächtig dasteht für das, was er will und sich liebevoll und schonend geneigt zeigt, mit seiner Kraft dem zu dienen, der ihrer bedarf; überzeugt, daß das wahre Vertrauen der Menschen nur aus Thaten hervorgeht, die den Dank jedes guten Menschenherzens ansprechen, suchten beyde, Gertrud und er, das Dankgefühl der Kinder gegen sie durch ihre Thätigkeit und Liebe täglich rege zu machen, und da sie eben so den Zusammenhang des guten, menschlichen Vertrauens mit dem Zutrauen auf Gott, mit dem Glauben an Gott mit innigem, warmem Gefühl erkannten, so thaten sie auch alles, das Gefühl ihrer Kinder für die Gutthaten Gottes lebhaft in ihnen zu entfalten und trachteten dahin, daß diese Gutthaten ihnen als Thatsachen ihres innern und äussern Lebens täglich lebendig vor ihren Augen stehen und so die Gefühle der Dankbarkeit in ihnen erzeuge, aus deren wirklichem Daseyn Vertrauen und Liebe zu Gott nothwendig

hervorgehen müssen. Glülphi war innig von dem Grundsatz überzeugt: das Leben bildet und das bildende Leben ist nicht Sache des Worts, es ist die Sache der That, es ist Thatsache. — Er begründete also seine Bildung der Kinder zur Liebe und zur Flammenglut ihres innern, heiligen Wesens nicht durch das Hören und Auswendiglernen von Sprüchen über die Liebe und über ihren Segen, sondern durch die thätliche Liebe selber, zu der er ihnen täglich Gelegenheit, Reiz, Beyspiel und Aufmunterung gab. Er führte sie zum wirklichen Leben in der Liebe. Er stellte ihnen die Thatsache der Noth, des Leidens und des Elends vieler Menschen rührend vor ihre Sinne. Es war nicht das Bild des Elends von Menschen, die tausend Jahre vor ihnen gelebt oder tausend Stunden entfernt von ihnen wohnen, es war das Leiden und das Elend von Menschen, die ihnen nahe standen, deren Thränen sie in ihren Augen sahen, deren Hunger aus ihrem Gesicht zu ihnen sprach, und die in Blösse und Nacktheit vor ihnen zu standen und aus Mangel von Bildung unbehülflich und ungewandt sich in ihrer Noth nicht zu helfen wußten. Er suchte durch die lebendigen Anschauungen des Elends selber die Herzen der Kinder zur Theilnahme an allen Schicksalen ihrer Mitmenschen und zum thätigen Mitleiden und Erbarmen ihrer Noth zu erheben und selber in Noth und Armuth zum ernsten Nachforschen über die Mittel, der Noth und dem Elend der Menschen abzuhelfen, hinzuführen. Auch kettete er diese Aufmerksamkeit seiner Kinder auf die Noth und das Elend ihrer Nebenmenschen vorzüglich auf ihre nächsten Umgebungen, über-

zeugt, daß das Herz der Menschen vorzüglich und am stärksten durch die Noth der Seinigen angeregt, angesprochen und belebt wird. So, wenn ein Mensch im Haus eines seiner Schulkinder krank war, sey es Vater, Mutter, Geschwisterte oder auch der letzte Knecht oder die letzte Magd im Haus, fragte er dieses Kind allemal und zwar im ersten Augenblick, in dem er in der Schule erblickte, wie sich sein Kranker befinde, und das Kind mußte ihm umständlich und bestimmt darüber Rede und Antwort geben. Er ließ sich in solchen Fällen gar nicht mit halben Worten abspeisen, er fragte so bestimmt, daß wenn das Kind daheim dem Kranken nicht selbst nachgefragt, es im Augenblick als darüber unwissend vor ihm da stand, und denn gab er ihm das Unrecht seiner diesfälligen Unwissenheit so zu fühlen, daß es sich schämte und hernach gewiß nicht wieder in die Schule kam, ohne vorher genau nachzufragen, wie sich sein Kranker befinde. Er fragte auch jedesmal die Kinder, ob sie auch selber mit dem Kranken geredt und ob sie sich bestreben, ihm seine Krankheit auch zu erleichtern und wenn's auch nur dadurch wäre, daß sie in seiner Nähe still seyen und kein Geräusch machen, damit der Kranke ruhig seyn könne. Die größern dieser Kinder fragte er allemal auch noch, ob sie ihrem Kranken nicht auch wachen und ob sie es etliche Nächte nach einander aushalten mögen, und zeigte ihnen seine Freude, wenn sie sagten, sie mögen es wohl erleiden und er es ihnen ansehe, daß sie es gerne thun. Er unterließ auch nie, wenn er so mit einem Kind über einen kranken Hausgenossen redte, es allemal zu fragen: betheſt du auch alle

Morgen und alle Abend für deinen Kranken, daß ihm der liebe Gott bald wieder zu seiner Gesundheit verhelfe? und wenn er wußte, daß der Kranke arm oder wenigstens nicht in Umständen war, daß er das, was ihm in seiner Krankheit nahrungs- und arzneyenhalber helfen konnte, sich leicht anzuschaffen, so fragte er das Kind umständlich, wie der Kranke diesfalls besorgt sey, und wenn er sah, daß das, was nothwendig wäre und ihm wohl thun würde, mangelte, so sagte er es augenblicklich der Frau Pfarrerin, berichtete es ins Schloß und redte oft auch mit dem Baumwollenmeyer und seiner Schwester darüber, und fand immer zu dem, was hierin nothwendig war, immer leicht Hülfe für seine Kranke, und wenn er etwas für sie aus dem Pfarrhaus oder sonst woher bekam, so forderte er die Kinder der reichsten Bauern auf, es dem Kranken zu bringen; dann begegnete oft, daß die Eltern dieser Kinder sich schämten, diesen Kranken nicht auch etwas mitzusenden und etwas zu dem hinzulegten, was Glülphi ihnen gab. Das freute dann die Kinder gewöhnlich so sehr, daß sie es auch den andern erzählten, und so ward es denn sehr bald zur Gewohnheit, daß fast allemal, wenn arme Kranke im Dorf waren, die Kinder der reichen Bauern ihre Eltern selber um etwas für dieselben bathen, und es ihnen zubrachten. Auch arzneyenhalber war Glülphi in diesen Fällen äusserst sorgfältig. Wenn die Leute aus Ungeschicklichkeit oder Armuth nicht zum Arzt giengen, so gieng er selber oft zum Doctor Müller, redte mit ihm über den Kranken, und brachte ihn oft selber an seiner Hand an das Bett des Kranken.

In diesem Geist war es, daß er seinen Unterricht über Glauben und Liebe thatsächlich begründete, und daß die Kinder diesen Unterricht wohl verstanden, zeigten ihm oft weit mehr Thränen ihrer Rührung in stillem und wortleerem Schweigen als passende Antworten auf das Wörtliche des Unterrichts vom Glauben und der Liebe, das also innerlich begründet, aber ohne großes Gewicht auf das Wörtliche dieses Unterrichts zu legen, gegeben wurde.

Die nehmlichen Ansichten und Grundsätze, die er in Rücksicht auf die Entfaltung des Herzens zum Glauben und zur Liebe hatte, hatte er auch in Rücksicht auf die Entfaltung des menschlichen Geists zur Denkkraft. Er gieng auch hierin weit mehr thatsächlich als durch Worterklärungen zu Werk. Sein Unterricht im ersten Kunstmittel der Verstandesbildung war meistens nichts anders, als eine sorgfältige Bemühung, dem Kind in dem, was es selber gern wörtlich ausdrücken möchte und noch nicht konnte, mit dem Wort, das es suchte, nachzuhelfen und überhaupt sich über das, was ihm seine äussern und innern Sinnen schon zum vollendeten Bewußtseyn gebracht haben, auch mit Bestimmtheit ausdrücken zu können. Das Fundament der Redübungen seiner Kinder war also wesentlich ihr Leben selber. Er ließ sie sich gar oft erzählen, was sie den Tag über gethan und sie gar oft bestimmt und umständlich über das erklären, was sie am meisten intressirt, ihnen am meisten Freude gemacht oder auch sehr mißfallen; kurz, er machte sie vorzüglich über solche Dinge sich bestimmt erklären, wofür sie eben so vorzüglich innerlich in Freud oder in Leid belebt waren, und in-

dem er alle Kunstmittel der Geistesbildung, die in seiner Gewalt waren, für seine Kinder benutzt, legte er das größte Gewicht der Verstandesbildung auf die Arbeit selber, indem er überzeugt war, daß die Arbeitsamkeit vorzüglich geeignet ist, das Gleichgewicht der menschlichen Kräfte, woraus alle richtige Urtheile und mit ihnen alle Resultate des reinen menschlichen Denkens wesentlich und fast allgemein hervorgehen, zu erhalten und zu stärken. Ausser dem innern, gemeinbildenden und sich gegenseitig unterstützenden Zusammenhang der sittlichen, geistigen und physischen Anstrengung liegt in der Natur der Arbeitsamkeit nicht nur eine zwingende Hinlenkung unsrer Geisteskräfte zu einer ununterbrochenen Aufmerksamkeit, Sorgfalt und Gedächtlichkeit, diesen wesentlichen Bildungsfundamenten alles Denkens. Aber nicht nur das, es liegt auch in der Natur aller Arbeitsamkeit und in dem Stoff der zu bearbeitenden Gegenstände gleichsam ein Nothzwang zum Glauben an die Wahrheit ihrer Ansprüche an die Unterwerfung unter alle Gesetze, die unabänderlich in ihrer Natur liegen und jeden Widerspruch gegen Wahrheit auf der Stelle strafen, indem sie in der Ansicht dessen, was wahr oder falsch sich nicht mit Träumen irrführen und nicht mit Worten darüber mit sich markten lassen, sondern jeden Versuch der Selbstsucht zur Selbsttäuschung auf eine Weise beschämen, wie der feinste Dialektiker auch den elendesten Versuch der Selbstsucht zur Selbsttäuschung bey wörtlichen Nachforschungen über im Streit stehende Ansicht, nicht leicht zur Beschämung des Unrecht habenden Theils auseinander setzen und unwiderleglich darstellen

kann. So wichtig ist die Benutzung der Arbeitsamkeit zur Begründung der wesentlichen Mittel zum Forschen nach Wahrheit, zur Ausbildung der Denkkraft, zur Besiegung der Ungeduld im Voreilen unserer Urtheile und zur Bekämpfung der Einmischung der sinnlichen Lust und der sinnlichen Unlust, die uns so oft dahin reissen, mit beyden Händen nach den Lügen zu greifen, um sie zu erhaschen, und der Wahrheit den Rücken zu kehren und ihr, wenn sie uns auch vor den Augen liegt und durch alle fünf Sinne sich an uns andrängen will, dennoch mit Händen und Füssen ihr widerstreben. So sehr hatte Glülphi in seinem Grundsatz recht, die physische Anstrengung des Menschen als ein wesentliches Fundament seiner Verstandesbildung und seiner Wahrheitsfähigkeit anzusehn und zu erkennen. Wenn wir jetzt auch die Bildung zur Kunst gesondert von der Herzens- und Geistesbildung als physische Bildung ansehen, wie sie vorzüglich als Erwerbs- und Berufssache kann und muß ins Aug gefaßt werden, so theilen sich ihre Mittel eben wie die einzeln ins Aug gefaßten Mittel des Herzens- und der Geistesbildung wesentlich in reine Mittel zur Entfaltung der physischen Kräfte, die aller Kunst zum Grund liegen und denn in Bildungsmittel zur Anwendung der entfalteten Kräfte in bestimmten Künsten und Berufen.

Die physischen Kräfte, deren Entfaltung hiefür erzielt werden muß, sind die Kräfte unserer fünf Sinne und unsrer Glieder und vorzüglich des Augs und der Hand. Das Augenmaß und die feste Sicherheit der Hand ist die äussere Basis aller Kunst, und je wichtiger, ich möchte

sagen, je kunstreicher die Kunst, der Erwerb und Beruf, zu welchem ein Kind geführt werden muß, ist, desto vollendeter müssen auch die Mittel zur Entfaltung der Kraft des Augenmasses und der Sicherheit der Hand seyn. Die Bildung zu beyden aber geht hinwieder offenbar vom Leben selber, von der das Ganze unsrer Natur ergreifenden Strebkraft des Augs und der Hand zur Entfaltung ihrer selbst aus. In dieser Strebkraft aber liegen denn auch die unwandelbaren Gesetze, nach welchen die diesfälligen Anlagen der Menschennatur von den ersten, schwachen Aeußerungen ihres Daseyns an bis zum Darlegen der äussersten, höchsten Kraft, zu welcher sie sich zu erheben vermögen, sich selber bey jedem einzelnen Menschen zu entfalten streben. Aber dieses Leben der Menschen ist einzeln. Das, was es durch seine zerstreute Erscheinungen zur Entfaltung unsrer Kräfte gethan hat und noch thut, bleibt in so weit auf einzelne Menschen beschränkt, und wirkt in so weit nur zufällig auf das Ganze unsers Geschlechts. Die Kunst aber kann durch regelmäßige, zusammengestellte Formen und Mittel tausenden geben, was das sich selbst überlassene Leben nur hie und da einzelnen Menschen ertheilt. Aber wenn die Kunst dieses mit Erfolg zum wirklichen Segen des Menschengeschlechts thun soll, so ist offenbar, sie muß in den Formen und Mitteln ihrer Einmischung wesentlich von dem ausgehen, was die Natur zur Entfaltung dieser Kräfte selbst thut, und sich hierin den ewigen Gesetzen unterwerfen, nach welchen diese ihnen vorgehend die Kräfte der Menschennatur selber entfaltet. Das aber, was hierin in Rücksicht auf die Ent=

faltung unsrer Kunstkräfte wahr ist, ist auch in Rücksicht auf die Anwendung dieser Kräfte gleich wahr. Das Leben bildet und leitet die Anwendung unsrer entfalteten Kräfte, wie es die Entfaltung derselben selber bildet und leitet. Es führt den einzelnen Menschen nach seinen Verhältnissen, Lagen und Umständen herrschend und zwingend dahin, seine entfalteten Kunst-, Erwerbs- und Berufskräfte äusserst verschieden, d. h. als Bauer, als Handwerker, als Künstler, als Kaufmann ꝛc. ꝛc. in diesen Berufen selber anzuwenden, um selbige durch die Anwendung zur vollendeten Reifung zu bringen; und das, was diesfalls auf diese Berufe wahr ist, das ist es auch in Rücksicht auf den Einfluß des Lebens auf die höhere Kunst. Ich kann aber hierin nicht ins Umständliche, das darüber Licht geben kann, eintreten, und sage nur dieses: eine erbärmliche Zeit, in der das Menschengeschlecht in tiefer Abschwächungs-Verwilderung vor den Augen der Kunst steht, bildet nicht leicht den hohen Kunstgeist der Bildhauer Griechenlands, nicht einmal denjenigen der Mahler des Mittelalters. In jedem Fall aber muß die Bildung zur Kunst als Bildung physischer Kräfte, eben wie die Bildung des Geists, mit dem ersten Bedürfniß der Gemeinbildung unserer Kräfte zur Menschlichkeit in Uebereinstimmung gebracht, d. h. den Ansprüchen der gebildeten, sittlichen Kraft, den Ansprüchen des Glaubens und der Liebe untergeordnet werden. Noch muß ich meiner Ansicht über die physische Bildung zur Kunst dieses beyfügen: in der psychologisch geordneten Bildung des Augenmasses und der Hand, wenn diese in Zahl und Form, d. h. in die

Denkkraft bildenden und dafür berechneten Mitteln des Zählens und Messens gegeben worden, liegt der ganze Umfang des geistigen Wesens aller Kunst, so daß wenn hierin und durch diese Mittel der Geistesbildung des Kinds ein Genüge geschehen, so bleibt eigentlich in Rücksicht auf die physische Ausbildung der Kunst nichts weiter zu thun übrig, als die spezielle Uebung des Augs im Anschauen einzelner Gegenstände der Künste und Berufe, zu denen das Kind gebildet werden muß, und denn die Bildung der Hand zu der vielseitigen Gewandtheit und Kraftanstrengung, deren es zur äussern Darstellung und Ausübung der geistig begriffenen und innerlich in sich selbst vollendeten Ansichten der Kunstwerke und Berufsarten, zu deren Ausführung es Neigung oder Bedürfniß in sich selbst fühlt. Aber auch diese Ansicht, d. h. die weitere Darlegung, wie die Hand zu den verschiedenen Bewegungen und Kraftanstrengungen zu solchen einzelnen Kunst- und Erwerbszwecken durch tückenlose Reihenfolgen von Uebungen gebildet werden könne und gebildet werden müsse, führte hinwieder zu weit, als daß ich mich jetzt hierüber weiter äussern könnte.

§. 69.

Fortsetzung der Folgen dieser Sonntagsversammlungen, die aber, wie gesagt, in einem Zeitpunkt und bey einer Lebensweise nicht statt finden können, wo die Menschen durch die Sitten der Zeit und des Landes aus aller Einfachheit, Unschuld und Reinheit des häuslichen Lebens nicht blos herausgelockt, sondern selber herausgetrieben werden, wenn sie auch nur von ferne als Leute von einiger Distinction, Lebensart und Bildung, ich will nicht einmal sagen, als Leute von gutem Ton angesehen werden wollen.

Da die Glieder der Sonntagsversammlung keinen Anlaß versäumten, wo sie irgend einem Menschen von Bonnal ein gutes Wort geben und mit ihm von dem Befinden seiner Haushaltung, seiner Kinder, seines Gewerbs, oder von irgend etwas, das ihm zugestoßen, zu reden und ihm in Freud und Leid herzliche Theilnahme zu zeigen, so vergieng fast kein Tag, daß nicht hie und da ein Mensch von Bonnal, der vorher den Junker, den Pfarrer, das ganze Schloß, das Pfarrhaus und den Baumwollenmeyer dazu für nichts achtete, weil er glaubte, sie achten ihn auch für nichts, anfieng zu sagen: wir haben uns doch an diesen Menschen geirrt, wenn man ihnen ein gutes Wort

giebt, so geben sie einem zwey dafür, und wenn man einmal mit ihnen bekannt ist, so gehen sie mit einem um wie mit ihresgleichen. — So näherten sich ihnen nach und nach die Herzen von vielen. Freylich aber drückten sich auch einige von denselben über diese Näherung menschlicher Herzen auf eine sonderbare Weise aus. Der Hans Morlauer sagte vor einem ganzen Tisch voll Leuten: es ist mir einmal, wenn ich den größten Stall voll Kälber und Schafe hätte und sie alle mein, völlig mein wären, so daß ich niemand einen Kreuzer mehr darauf schuldig bliebe, ich könnte sie nicht so lieb haben, als es scheint, daß der Glülphi diesen ganzen Haufen Schulkinder, die ihm doch alle fremd und nicht sein sind, lieb hat. — So geschahen mitten in den anfangenden Lobreden auch über den Junker, den Pfarrer und alle Glieder der Sonntagsgesellschaft bey den ihnen sich nähernden Herzen einiger Leute im Dorf dennoch die sonderbarsten Anmerkungen darüber. Indessen wurden diese Sonntagsversammlungen allmälig immer wichtiger und eingreifender ins Dorf. Es fanden sich bald in jeder Woche neue Anknüpfungspunkte auf diese oder jene Weise, durch diesen oder jenen Kanal mehr oder minder einigen Einfluß auf diese oder jene Haushaltung oder auf diesen oder jenen einzelnen Menschen zu haben, freylich meistens auch nur einen einseitigen Anfangseinfluß, der auf besondern, einzelnen Umstand beschränkt war und unmöglich als ein allgemein auf ihn eingreifender Einfluß angesehen werden durfte. Die Erfahrung überzeugte sie schnell, daß man an den meisten Orten sich mit einem solchen Anfangseinfluß begnügen und ruhig, still und ohne Zudring-

lichkeit abwarten müsse, bis sich etwa wieder ein Umstand zeige, wo man ein Wort mehr reden oder etwas mehr thun könne, um einen bessern und tiefer greifenden Einfluß zu erhalten. Die Glieder der Versammlung benahmen sich aber auch hierin vortrefflich. Nie hat wohl ein Pfarrer weniger den Pfarrer, ein Junker weniger den Junker und ein reicher Gewerbsmann weniger den nicht mehr Bauer gemacht, als Arner, der Pfarrer und der Baumwollenmeyer dieses jetzt thaten und eigentlich durch diese Sonntagsversammlung immer mehr lernten, dieses mit Erfolg für ihre Zwecke zu thun. Ich darf wohl sagen, diese sonntägliche Abendstunde war eine herrliche, menschliche, Seelerhebende Stunde; ich darf mehr sagen, sie war ein wahrer Gottesdienst, ich darf sagen: sie war im Geist und in der Wahrheit ein Gottesdienst. Alle Glieder dieser Versammlung suchten mit reinem Herzen ihren Mitmenschen in der Liebe zu dienen, und bey ihnen das Göttliche in der menschlichen Natur über das Sinnliche und Thierische ihres Verderbens siegen zu machen. Oder ist es nicht ein Gottesdienst, den Hungrigen zu speisen, den Durstigen zu tränken, den Nackenden zu kleiden, den Gefangenen zu besuchen, des Elends seiner Brüder minder zu machen auf Erden. Ist es nicht ein wahrer Gottesdienst, sich zu allem diesem im Geist und in der Wahrheit vorzubereiten, oder wisset ihr das Wort des Erlösers nicht mehr: was ihr dem Geringsten meiner Brüder gethan habet, das habet ihr mir gethan. Aber freylich giengen die Juden, die ihn für seine Lehre und sein Leben gekreuzigt, für ihren Gottesdienst nach Jerusalem zur Kirche

und versammelten sich in ihren Synagogen zum lauten Judengeschrey und Wortgepräng über Mosen und die Propheten, das sie ihren Gottesdienst hießen.

Nebenbey sind diese Sonntagsversammlungen, sagte einmal der Pfarrer, auch ein wahrer und großer Fürstendienst, der Junker erwiederte ihm darüber: Helidor würde den Bauch in die Hände nehmen vor Lachen, wenn er so etwas hörte.

Aber Glülphi entgegnete darauf: ich weiß nicht, ob er nur lachen würde; es kommt darauf an, wer um den Weg wäre, wenn dieses vor ihm ausgesprochen würde.

Das ist gewiß, diese Versammlungen sind geeignet, das Herz der Edeln im Land zur Theilnahme an dem, was das Volksheil ist, zu erheben, wie einst die Versammlungen von Männern aus den drey Urkantonen der Schweiz im Grütli geeignet waren, das Herz der Edeln in den drey Ländern zu den großen Thaten unsrer Väter zu erheben.

---

§. 70.

Der Geist der Sonntagsversammlungen geht vorüber, es erscheinen jetzt schon wieder Leute, die Anspruch auf den guten Ton unsrer schönen Zeit zu machen berechtigt sind.

Sylvia war kaum von der Unterredung mit dem Großmeister des Ordens vom neuen, guten Ton im Herzog-

thum, vom Helidor, zurück, so fragte sie ihren Oncle, den General, wie bald er jetzt die Reise nach Arnheim, die er sich schon so lange vorgenommen, mit ihr machen wolle?

Er antwortete: es ist bis nach dem Herbst nicht möglich.

Sie. Aber warum doch das, Oncle? die Jahrszeit ist jetzt noch angenehm und nach dem Herbst ist es bey uns fast immer regnerisch und unangenehm.

Er. Ich wollte ja schon vor vielen Wochen gehen, und hätte den Bau in meinem Haus nicht angefangen, wenn du mich nicht von dieser Reise abgehalten hättest.

Sie. Ich wollte diese jetzt gerne mitmachen.

Er. Das kann jetzt nicht seyn; wenn man baut, so kann man nicht von Haus weg.

Sie. Das meiste von dem Bau aber ist ja verdungen.

Er. Desto nöthiger ist es, daß man dabey sey und sehe, wie es gemacht werde.

Sie. Sie haben einen recht braven Baumeister; Sie dürfen es ihm wohl etwas anvertrauen.

Er. Das ist nicht geredt. Ich bin nicht wie dein Vater, und vernachlässige solche Hauptsachen nicht gern.

Sie. Es wäre doch sehr gut, wenn Sie diese Reise jetzt möglich machen könnten.

Er. Aber Warum denn das?

Sie. Ihr Vetter wird noch vollends ein Narr, wenn Sie ihn nicht von den Charletanereyen die er treibt, zurück führen.

Er. Aber was geht das zuletzt dich an? du hast dich bis jetzt nicht viel um ihn bekümmert, und was du jetzt sagst, scheint mir gar nicht mit dem Versprechen übereinzustimmen, das du mir seinethalben noch vor kurzem gemacht hast.

Sie. Lieber Oncle! es ist nur aus Sorgfalt für ihn, daß ich das jetzt sage.

Er. (mit Kopfschütteln) Ich muß fast denken, es stecke etwas anders hinter dem einsmaligen Gelust, nach Arnheim zu reisen, da du mir doch so manchmal gesagt, du wolltest lieber das kalte Fieber bekommen, als noch einmal in dieses Bauernnest, wie du es heißest.

Sie. Lieber Oncle! Was sollte doch dahinter stecken? Es ist nichts als Sorgfalt für Arner selber und für die Ehre unserer Familie, warum ich Sie jetzt bald gern dort sähe.

Er. Sey es jetzt, was es wolle. Kurz, es geht nicht, daß wir nun dahin reisen.

Sylvia war beynahe wüthend, und das erste Wort, das Sie, als sie von ihm weg wieder in ihrer Stube war, zu sich selber sagte, war: wenn ich jetzt nur wüßte, wie ich machen könnte, daß es Helidor nicht an mir zürnt; aber er ist ein verdammter Kerl; ich weiß zum voraus, wenn ich ihm nicht diene, so dient er mir gewiß auch nicht, und läßt mir meinen Raubholz so ehrlos dastehn, daß der Oncle am End, wenn meinethalben von ihm wieder die Rede seyn wird, sich seiner mehr schämen wird,

als ich es mit allen meinen Künsten je dahin bringen werde, daß er sich Arners halber je werde schämen müssen.

---

§. 71.

Wahrheiten der thierischen Ansicht über das Leben, über Erziehung, über Bildung, über Geldwerth, über die Brauchbarkeit der Menschen, und über die Gefahren, die es hätte, wenn man das niedere Volk gar zu wohl lehren wollte, sich selber zu helfen.

Sie war über den Abschlag des Generals, nach Arnheim zu reisen, so verdrüßlich, daß sie einige Tage lang nicht wußte, was sie that, und jedermann, der ihr aufstieß, übel begegnete. Da sie fürchtete, der Verdruß Helidors über diesen Abschlag sey noch größer als der ihrige, und ihm um der Dienste willen, die sie in ihrer Angelegenheit mit dem Raubholz von ihm erwartete, die bittere Pille dieses Abschlags gern versüßt hätte, und doch nicht recht wußte, wie das anstellen, konnte sie sich nicht entschliessen, zu ihm zu gehen. Sie meynte, sie könnte es schriftlich besser, versuchte es auch dreymal, an ihn zu schreiben, aber jedesmal mißfiel ihr der Brief, sobald er geschrieben war,

so daß sie keinen abschickte. Er wird mich, sagte sie zu sich selber, jetzt ganz für ein unbrauchbares Geschöpf ansehn, mit dem gar nichts auszurichten ist und mich dann stehen lassen, wie er jedermann stehen läßt, der ihm nicht gut genug dient. — Die Stunden der Trübsal jener frommen Barbel, als der Harschier zu kam, sie unter die Linde abzuholen, waren ihr nicht so schwer als die Tage der wilden, innern Wuth der Sylvia. Sie wiederholte in denselben wohl hundertmal: ich bin doch ein unglückliches Mensch; aber es ist auch ein elendes, es ist ein verfluchtes Leben, wenn man nicht Geld genug hat zu dem, was man braucht. — Mehr als einmal sagte sie auch dieses zu sich selber: sie meynen, was sie an mir gethan haben, daß sie mir, wie sie es heißen, eine gute Erziehung gegeben, d. h. daß ich mich habe fast zu Tod hunden lassen müssen, um dahin zu kommen, zu scheinen, was ich nicht bin und comödiantenmäßig etwas vorzustellen, wo kein Haar davon wahr ist, und in mir selber alle Tage und alle Augenblicke wüthende Wünsche zu entflammen, von denen ich keinen einzigen durchsetzen und mir ihn, so sehr ich darnach lechze, zum befriedigenden Genuß bringen kann. Hätten sie mich doch nur bey meinen lieben Zigeunern gelassen, ich hätte mich bey denselben lustig, froh und gaukelnd durch die Welt gebettelt, und gesetzt, ich wäre am End mit einer Diebsbande gefangen und selber auch getöpft worden, so hätte ein kalter Streich (Schwerdstreich) diesem Lumpending, das man Leben heißt, aber kein Leben ist, ein Ende gemacht. Jetzt aber sehe ich demselben nirgends kein Ende, und bin keinen Augenblick so froh,

so frey und so glücklich, als ich es bey meinem Vater und unter seinen Zigeunern war. — Diese Gedanken trieben sie umher, wie es, so sagt man, eine arme Hexe umhertreibt, wenn die schwerste der Arbeiten, die ihr der Teufel aufgiebt, ihr den Angstschweiß austreibt. Sie konnte diese Zeit über keinen Augenblick schlafen; sie aß auch beynahe nichts, aber soff von des Generalen Liqueur alle paar Stunden ein oder zwei Gläsgen. Des Nachts durch spielte sie mit Aglee, der Theilhaberin ihres infamen Lebens. Diese fluchte mit ihr über das fatale Begegniß, aber lachte mitunter zwischen das Fluchen hinein, und da Sylvia keinen Ecken von ihrem Kopf beym Spiel, sondern ganz bey dem ihr jetzt so widrigen Abschlag des Generalen und bey seinen Zugaben und Anhängseln hatte, so gewann Aglee ihr auch alles Geld ab, das auf dem Spiel stand. Am vierten Tag aber nach diesem Abschlag bekam Sylvia einen Brief von der Eichenbergerin, darin diese ihr berichtete, daß sie zufolge den Aufträgen des im Land allmächtigen Helidors täglich und stündlich auf den Beinen sey, allem nachzuforschen, was in Bonnal und Arnheim geschehe; daß es aber gar nicht gehe, wie sie wünsche und wie sie auch wisse, daß der große Mann, der sie für dieses Geschäft beauftragte, es ebenfalls auch wünsche, daß der Junker, der Pfarrer und der Glülphi in ihrem, wie sie es heissen, grossen und für die Welt wichtigen Vorhaben immer eifriger seyen; daß, wie man sage, auch die Buben verflucht viel lernen, und daß sie eine große Freude zeigen, in die Schule zu gehen; daß ferner ihnen Glülphi viele Sachen zeige, die man sonst in keiner Schule zu

lernen Gelegenheit habe. Zwar mißfalle das, wie natürlich, auch den meisten Bauern und Bauernweibern. Sie sagen, wenn es etwas Rechtes und etwas Einträgliches wäre, so hätten es die Alten gewiß auch schon getrieben, und viele sagen darüber noch, das bringe ihren Kindern nur Herren-Narrheiten in Kopf, mit denen sie keinen Hund aus dem Ofen heraus locken können, hingegen aber rücke es ihnen das, was ihnen vor der Nase liege und Brod ins Haus bringen könne, aus den Augen, und mache sie dasselbe vernachlässigen. Auch die Sonntagsversammlungen mißfallen sehr vielen Leuten. Einige naseweise Weiber möchten auch gern dabey seyn und meynten, sie könnten dem Junker eben so gut und eben so viel Neuheiten vom Dorf erzählen und auch für dasselbe ihm gute Räthe ertheilen, als immer das Baumwollenmareili und die Maurersfrau. Andere glauben, diese Versammlungen seyen ein eigentliches und unerträgliches Spionenwesen; man werde bald in keinem Haus kein Wort mehr reden und keinen Kuchen mehr essen können, ohne daß man es im Schloß und im Pfarrhaus vernehme. Der Ständlisänger, der alle Zeitungen, deren er habhaftig werden könne und dadurch fast das ganze A B C der neuen Kraftsprache unserer Zeit auswendig gelernt, sagte: die bürgerliche Selbstständigkeit, die häusliche Sicherheit und alle Rechtswohlthaten der bürgerlichen Gesellschaft werden durch solche aristocratisch klubistische Vereinigungen zwischen den Junkern, den Pfarrern und den Schulmeistern auf allen Dörfern im höchsten Grad gefährdet. Aber so sehr dieses auch auf viele einen sehr widrigen Eindruck

machen würde, wenn sie es verstünden, so mache es keinen; denn auſſer ihr, sagte sie, versteht im ganzen Dorf kein Mensch, was der Narr damit sagen will, und also macht es auch den Eindruck gegen den Junker und sein ganzes Wesen nicht, wie es gut wäre, daß es thäte; hingegen mache das eint und andere im Benehmen des Junkers, des Pfarrers und des Glülphi gegen die gute Sache, die man ihr zu befördern aufgetragen, einen sehr widrigen Eindruck, und sey ihr im höchsten Grad widriger Nachtheil, das ist vorzüglich vom Bethen und Bibellesen wahr, welches der Glülphi auf eine für einen alten Lieutenant unbegreifliche Weise mit der höchsten Sorgfalt betreibe. Er mache sich dadurch sehr viele Leute gut, die sonst in Ewigkeit ihm nicht gut werden würden und ein verdammter Umstand sey kürzlich noch mit dem Regenwetter eingetreten. Vorher habe ihn fast das ganze Dorf für einen stolzen Narren angesehen und habe ihm auch stolz begegnet, aber da er an diesem Regentag mit seinem rothen Rock in den Regen hinausgestanden und die Schulkinder, die sonst bis zu den Knien hinauf naß geworden wären, eine ganze Stunde lang mit eigener Hand über den Bach hinüber gehoben, so habe das bey einer Menge Leute im Dorf dahin gewirkt, daß sie ihn jetzt nicht mehr für stolz achten und anfangen, mit ihm freundlicher und zutraulicher zu werden, als sie es noch mit keinem Schulmeister waren. Dieser Umstand, und auch, daß er und der Junker und der Pfarrer mit allen Leuten im Dorf sogar freundlich und auf eine Weise gut seyen, wie das bis dahin gegen Baurenleute nicht üblich war, das alles mache,

daß man wirklich fürchten müsse, wenn die Sache noch ine lange Zeit so fortgehe, so möchten die Leute, die ihnen feind seyen, die wenigern und die, so es mit ihnen hielten, die mehrern werden; es sey desnahen unumgänglich nöthig, daß der böse Wind, den, wie Sylvia wohl wisse, Helidor ins Dorf wünsche, sobald als immer möglich darein blase, um diesem Gang der Dinge eine Richtung zu geben, der man lustiger zusehen und spaßhafter abwarten könne, als dieses der Fall seyn möchte, wenn Arners Angelegenheiten anfangen würden etwas Wurzel zu fassen, sie wollen nicht verhehlen, daß sie dies zu fürchten anfange, und es dringend fänden, daß diese Sach so bald möglich einen Stoß bekomme, der sie nicht bloß zu erschüttern, sondern zu verschütten geeignet. Sie hoffe aber, daß das jetzt bald unfehlbar geschehen würde, wenn das wohledelveste Fräulein Sylvia, wie sie ihr dieß für gewiß versichert, nächster Tage nach Arnheim abreisen würde; sie sey überzeugt, es werde wohl und Hochderselben ganz leicht seyn, Mittel zu finden, die Windfahnen in diesem Dorf auf die Seite zu drehen, wo es unumgänglich nothwendig sey, daß der Wind jetzt hinblase. Dann berichtete sie noch, die Frechheit der Sonntagsversammlungen in Bonnal übersteige alle Grenzen. Sie habe durch einen ganz sichern Kanal vernommen, sie halten ihre Sonntagsversammlungen, in denen sie alle Weiberklatschereyen, die im Dorf herumgehen, zusammentragen, für einen wahren Gottesdienst. Hundert Leute im Dorf, wenn sie das hörten, würden es für eine wahre Gotteslästerung ansehn; ihr aber liege an dem nichts, sie möchten ihret-

halben diese Frau-Basen-Arbeiten ansehen, für was sie immer wollten. Aber sie habe etwas weit Wichtigeres gehört, das von der höchsten Bedeutung sey und das sie durchaus nicht verschweigen dürfe: der Pfarrer von Bonnal habe nehmlich gewagt, es auszusprechen, ihre Versammlungen seyen auch noch ein wahrer Fürstendienst. Hierüber habe zwar der Junker geantwortet: Helidor würde den Bauch in beyde Hände nehmen vor Lachen, wenn er das hörte. Glülphi aber habe eingewendet: das sey noch nicht so gewiß, es käme denn noch darauf an, wer eben um den Weg sey, wenn man ihm dieses sage. — Soweit, setzte sie hinzu, treiben diese Leute ihre Frechheit, und es ist offenbar, daß sie sich ihrer Zwecke halber sicher glauben, und daß es dringend ist, daß man alles, was in der Welt nur immer möglich ist, dagegen thue und in Bewegung setze.

Dieser Bericht war freylich für die Sylvia nichts weniger als tröstlich, aber sie fühlte doch, daß er sie in die Nothwendigkeit setze, Helidor ungesäumt davon Nachricht zu geben. Sie zerriß den letzt angefangenen Versuch, an ihn zu schreiben, und berichtete jetzt ziemlich einfach, aber umständlich, was ihr die Eichenbergerin eben geschrieben. Doch ließ sie mit aller Sorgfalt den Umstand aus, daß die Eichenbergerin hoffe, sie werde nächster Tagen nach Arnheim verreisen, wie sie ihr dieses so gewiß versprochen; dieser Umstand lag ihr schwer auf dem Herzen. Sie schämte sich diesfalls auch, Helidor alles versprochen zu haben, und jetzt nichts halten zu können. Sie schlich also über diesen Punkt so kurz und so schnell hin, als sie im-

mer konnte, klagte hingegen weh- und demüthig, daß jetzt der General so eigensinnig sey und durchaus vor End des Herbsts nicht nach Arnheim abreisen wolle und sie dadurch gehindert werde, bey dem beßten Willen, den sie dafür habe und bey dem großen Interesse, das sie darin belebe, die Wünsche Helidors darin zu befriedigen, daß sie aber nach dem Herbst sich doppelt bemühen werde, alles mit der größten Thätigkeit auszuführen und durchzusetzen, woran sie für einmal auf eine ihr so unangenehme Weise verhindert worden. Auch setzte sie noch in Ausdrücken, die ihre diesfällige Aengstlichkeit gar nicht verbargen, hinzu: sie hoffe, daß Helidor diese Verspätung ihr auf keine Weise zuschreiben werde, und bitte ihn dringend, in der Sache des Herrn Grafen, auf deren Erfolg jetzt des Erbs halber von ihrem Oncle ihre Hoffnungen noch einzig und allein ruhen, forthin zu thun, was ihm immer möglich, wie er dieses bisher auf eine Weise gethan habe, für die sie ihm in ihrem Leben nie genug werde danken können.

Auch Helidor war über diese Nachrichten nichts weniger als erfreut. Er las den Brief mehreremal mit Aufmerksamkeit, und sagte dann zu sich selber: die Sache mit dieser Schule und mit diesen Sonntagsgesellschaften will einen ernsthaftern Gang nehmen, als ich dachte und als es mir dienen kann. Es ist mir heiter, wenn ich dieser Sache halber ganz blind und gleichgültig seyn werde, so könnte sie mir über den Kopf wachsen, ehe ich mich dessen versehe. Jetzt ist sie freylich noch nichts und es ist wahr, noch kann sie ein Wind umblasen; aber bey gänzlicher Windstille, das sehe ich jetzt auch klar, kann sich die Lage

der Dinge ändern. Ich darf mich nicht täuschen, bey einer solchen gänzlichen Windstille kann sie Wurzel fassen, daß es einen zehnfach größern Wind braucht, sie zu entwurzeln als jetzt sie umzublasen. Man darf die Sache nicht in die Länge gehen lassen. Der Eifer, der sich in der Schule zeigt, ist bedeutender, als hundert Halbköpfe dieses ahnen könnten. Glülphi ist ein sehr guter Mathematiker und der beßte linearische Zeichner, den ich kenne und dabey popular und voll bon sens, und wenn er an etwas sitzt, so ist er im Stand, Tag und Nacht daran zu arbeiten. Die Anhänglichkeit der Kinder an ihn, die mich aufmerksam macht, ist eine Folge seiner Kraft. Er hat immer die beßten Köpfe für sich und für das, was er wollte, intressiren können, und er ist sicher im Stand, seine Schulkinder auf einen Punkt der Cultur zu führen, der unserm Land durchaus nicht conveniren kann. Wenn es ihm auch nur ein wenig gelingt, so ist Arners Eitelkeit dann dabey im höchsten Grad interessirt, daß er alles thun wird, die Sache aufs höchste zu treiben, und Arner hat sicher Mittel, die in der Hand eines Mannes wie Glülphi ist, weit und sehr viel weiter führen können, als ich diesen Spaß nicht gehen lassen kann und nicht gehen lassen will; — so wenig die Sache jetzt noch scheint und wirklich ist, so wenig kann man wissen, wohin sie führt; doch glücklicherweise ist Sylvia wie dazu gemacht, Arner hierin einen Streich zu spielen, und sein hohes, heilig geträumtes Kartenhaus mit einem Hauch umzublasen. — Am allermeisten machte ihn das Wort: „ihre Sonntagsversammlungen seyen auch ein Fürstendienst" aufmerksam.

Der Teufel mag wissen, was sie alles bey diesem Wort gedacht haben mögen, und die Antwort Glülphis zeigt klar, daß er mich vollkommen durchsieht und ganz richtig weiß, was ich wollen muß und was ich fürchten muß. In Rücksicht auf der Sylvia de= und wehmüthiges Ab= bitten über ihr nicht Schuld seyn an dem Abschlag des Generalen, nach Arnheim zu gehen, mußte er mitten in der verdrüßlichen Stimmung, in der er war, dennoch herzlich lachen, und er gab diesfalls ein merkwürdiges Beyspiel, daß die Gutmüthigkeit der Menschennatur, wenn sie in ei= nem Menschen auch gegen alles, was das menschliche Herz in Unschuld und Reinheit mit Theilnahme und Be= dauern anspricht, so viel als ganz Tod und oft dennoch für das Unwürdigste und Schlechteste erwachen und dafür Bedauern und Theilnahme zeigen kann. Sylvia dauerte ihn wirklich. Er, der dem wirklichen Leiden und Elend unsers Geschlechts tausendfach Hohn spricht und allen frem= den Jammer im Spiel eigener Lust für nichts achtet, die= ser hartherzige Mann hatte jetzt Mitleiden ob Sylvia, sprach ihr Muth zu und sagte zu ihr: sie solle sich über diesen Abschlag keine graue Haare wachsen lassen; man müsse in der Welt alles nehmen wie es sey, und setzte noch ganz freundlich hinzu: so sehr er auch gewünscht, daß sie diese Reise in den ersten Tagen gemacht hätte, so werde es in der Sache selber am End doch auf vier oder fünf Wochen nicht ankommen; sie solle nur alles, was den Erfolg dieser Reise befördern und stark und entschei= dend machen könne, zum Voraus mit der größten Sorg= falt vorbereiten. Er traue ihr alle Teufelskünste, die hie=

für gut seyen, zum voraus vollkommen zu, und sey versichert, sie werde, wenn sie einmal da sey, die Sache zu dem Ziel hinlenken, wo es nothwendig sey, daß sie hingelenkt werden müsse. — Indessen trat er mit ihr sehr ins Umständliche ein, was in Rücksicht auf die Eichenbergerin zu thun nothwendig sey. So ein elendes Geschöpf, sagte er zu Sylvia, sie auch in einiger Rücksicht, weis Sie doch recht, sie mit mir bekannt zu machen. Sie kann in der Lage, in der das Bonnalergeschäft sich befindet, mir sehr wichtige Dienste thun. Sie müssen allem aufbieten, sie in ihrem Eifer warm zu erhalten und sie besonders aufmuntern, solchen Worten auf die Spur zu gehen, wie das eines sey, das der Pfarrer gesagt, ihre Sonntagsversammlungen seyen ein wahrer Fürstendienst, und was bey diesem Anlaß sonst geredt worden. Solche Aeusserungen seyen von der höchsten Wichtigkeit, sie geben über die innern Zwecke und die versteckten Tendenzen der Handlungen von solchen Leuten oft ein auffallendes Licht, und es seyen immer solche innere Zwecke und Tendenzen, worauf man in der Welt eigentlich Achtung geben müsse, wenn man recht und sicher auf die Spur kommen wolle, wie man es mit einem Menschen habe, und wo man mit ihm zu Haus sey. Die äussern Handlungen, wenn man ihre innere Tendenz nicht kenne, führen einen nur an der Nase herum und seyen eigentlich nur ein Harlequinskleid, darin ein jeder die wahre Farbe und Beschaffenheit seiner Haut und der Eiterbeulen, die er darin habe, zu verstecken suche. Indessen ist mir sehr viel daran gelegen, daß die Eichenbergerin selber eigentlich nicht wisse, in welchem Grad mich

diese Sache intressirt. Es muß auch völlig scheinen, wie wenn sie alles, was sie darin thut, aus sich selber thue. Es darf in Bonnal kein Mensch ahnen, es komme von jemand anders als von ihr selber, und wenn es der Fall sey, daß sie in dieser Angelegenheit in Zank oder in ein Geschwätz verwickelt würde, so müßte sie das nicht achten und nur lachend auf ihre eigene Rechnung fortzanken und hadern. Dergleichen Sachen machen in einem Dorf die größte Wirkung, wenn sie als Bauerngeschwätz und Bauerngezänk zum Vorschein kommen und fortdauernd als Bauerngeschwätz und Bauerngezänk angesehen und behandelt werden, bis die Sache, die man damit zu erzielen sucht, reif ist; denn aber, wenn die Sache einmal dahin gediehen und der Mann, den man dadurch an Pranger stellen will, in den Augen des Volks wirklich am Pranger steht, dann erst ist es Zeit, daß sich unser einer darein lege und davon Notitz nehme. Die Eichenbergerin solle sich ja in Acht nehmen, kein Wort darüber laut werden zu lassen, daß er sich dieser Sache annehme oder ihr auch nur im geringsten nachfrage. Er empfahl Sylvia noch am End, der Eichenbergerin alle mögliche Hoffnungen zu machen, wenn sie in dieser Sache glücklich sey und sich alle mögliche Mühe gebe.

§. 71.

Hingeworfene, einzelne Gedanken und Bruchstücke von Ansichten und Gefühlen Glülphis über Menschennatur und Menschenbildung.

Seitdem Glülphi sich so gleichsam ganz in seine Schule vergraben und Kopf und Herz davon allein voll hatte, unterhielt er sich fast täglich in jedem Augenblick, den er dafür frey hatte, mit Arner über diesen Gegenstand, und suchte eben so täglich Gelegenheit, in Unterhandlungen mit der Gertrud immer mehr in den Geist des häuslichen Lebens, der in ihrer Wohnstube herrschte, hineinzudringen, indem er den Erfolg seiner Bemühungen als Schulmeister nur in dem Grad groß und gewiß achtete, als es ihm gelingen möchte, den Geist dieser Wohnstube zum Geist seiner Schulstube zu machen. Eben so unterhielt er sich auch gar oft mit dem Baumwollenmeyer und mit seiner Schwester über den nehmlichen Gegenstand, und wo er allein war und die Nacht durch, in der er gewöhnlich wenig schlief, beschäftigte er sich mit nichts anderm und suchte fast ununterbrochen, die wesentlichen Ansichten, die ihm über diesen Gegenstand durch den Kopf giengen, bey sich selber wörtlich auszusprechen und sie dadurch immer klarer und deutlicher zu machen.

Leser! Ich will einige dieser Ansichten, so wie er sie in diesen Selbstgesprächen sich selber vorstellte, darlegen; aber erwarte keinen größern Grad von Deutlichkeit, Ord-

nung, Vollständigkeit, Zusammenhang und Reifung in der Darstellung der Ansichten dieser Selbstgespräche, als denjenigen, zu dem der Mann, dessen Hauptansichten, ich hier darlege, bis jetzt selber gekommen; erwarte nichts als Bruchstücke von Ansichten und Vorstellungen, wie sie diesem Mann im Chaos seines Strebens in der Finsterniß als einzelne Lichtstrahlen erschienen, da standen, verschwanden, wieder erschienen und wechselnd in Licht und Schatten noch unreif in ihm vorüber giengen; erwarte einen lebendigen Traum des Wahrheit suchenden Manns, aber vergiß nicht, er erzählt dir seinen Traum und sagt dir zum voraus, er weiß, daß er in dem, was er dir vorlegt, noch vielseitig träumt und durchaus noch nicht mit bestimmtem und vollendetem Bewußtseyn in der Wahrheit desselben lebt.

Der Zweck aller Erziehung, sagte er in diesen Selbstgesprächen, kann kein anderer seyn, als durch die Erziehung dahin zu wirken, daß die Kinder der Menschen gottesfürchtig, fromm, verständig und für den ganzen Umfang ihrer Pflichten gegen Gott, gegen den Nächsten und gegen sich selbst willig, thätig, geschickt und zu jeder hiefür nöthigen Anstrengung und Ausharrung kraftvoll gebildet werden.

Um diesen allgemeinen Zweck der Erziehung zu erzielen, ist eine mit demselben übereinstimmende und ihm genugthuende Ausbildung des ganzen Umfangs der sittlichen, geistigen und physischen Kräfte unserer Natur wesentlich nothwendig. Jede dieser, in ihrem Wesen dreyfach verschiedenen, Grundkräfte unsrer Natur entfaltet sich aber

nach eigenen, ihr selbstständig einwohnenden Gesetzen, vermög einer, jeder derselben ebenso selbsiständig einwohnenden lebendigen Strebkraft nach ihrer Entfaltung.

Die Gesetze, nach welchen sich das fühlende Herz, der denkende Geist und die Sinnen und Glieder des menschlichen Körpers entfalten, sind bey einer jeden dieser drey Urkräfte von den Gesetzen, nach welchen sich die zwey andern in ihm entfalten, wesentlich verschieden; aber alle entfalten sich bey ihrer Verschiedenheit vermög einer derselben einwohnenden Strebkraft nach ihrer Entfaltung, durch Reize, Triebe und Mittel, die selbstständig in jeder einzelnen derselben liegen.

Es ist kein fremder, es ist kein ausser mir selbst wohnender Wille und keine ausser mir selbst befindliche Strebkraft, es ist mein eigener Wille, es ist meine in mir selbst wohnende Strebkraft, von welchem das Erwachen meines Herzens zum Fühlen, meines Geists zum Denken, meiner Augen zum Sehen, meiner Ohren zum Hören, meiner Füsse zum Gehen und meiner Hände zum Greifen ausgeht und dieses Erwachen meiner Strebkraft zur Entfaltung meiner sittlichen, geistigen und physischen Grundkräfte, sowie das durch die ganze Epoche meiner Bildung, d. i. durch mein ganzes Leben fortdauernde Wachsthum und Stärkung meiner Kräfte ist in seinem Wesen selbstständig und nach den eigenthümlichen Gesetzen einer jeden dieser Kräfte selbstthätig. Aber diese ewigen, selbstständigen Gesetze der Entfaltung jeder einzelnen dieser Urkräfte stehen in ihrem Wesen durchaus nicht im Widerspruch unter sich selbst; im Gegentheil, sie vereinigen sich durch

ein hohes, heiliges, inneres Band zum Zusammentreffen zu einem gemeinsamen Ziel und wirken, vermöge ihrer Natur, in keiner einzelnen ihrer Abtheilungen hemmend und störend gegen den selbstständigen Entfaltungsgang der andern Grundkräfte und Anlagen unsrer Natur. Diese innere Einheit der Grundkräfte unsrer Natur steht desnahen auch durch ihr Wesen in selbstständiger Erhabenheit ob aller menschlichen Kunst. Keine menschliche Kunst darf und soll es auch nur versuchen, weder das Wesen und die Eigenheit einer jeden dieser drey Urkräfte noch das heilige Band ihrer Vereinigung unter sich selber durch seine Einmischung zu hemmen und zu stören; im Gegentheil jede Einmischung der menschlichen Kunst in die Entfaltung der Kräfte unsrer Natur muß sich den Gesetzen, nach welchen die Menschennatur diese Kräfte selber entfaltet, und dem heiligen Band, das diese Gesetze unter einander verbindet, unbedingt unterwerfen. Alle Kunst des Menschengeschlechts in der Erziehung muß sich in allen drey Urfächern unserer Bildung an das reine, von keiner menschlichen Kunst abzuändernde Naturstreben zur Entfaltung unsrer Kräfte anschliessen, von ihm ausgehen und in jedem seiner Vorschritte an ihn festhalten. Die Einmischung unsrer Kunst in die Erziehung kann und muß also in ihrem Wesen in nichts anderm bestehen, als in der erleuchteten Sorgfalt unsers Geschlechts für die Entfaltung und Bildung des ganzen Umfangs der Kräfte unsrer Natur, wie sie in unsern Kindern liegen, mit dem Gang der Natur in ihrer Entfaltungsweise unsrer Kräfte in Uebereinstimmung zu kommen und uns darin mit ihr in Uebereinstimmung zu erhalten.

Die Möglichkeit dieser Uebereinstimmung aber ergiebt sich nur durch die Unterordnung der Ansprüche unsrer geistigen und physischen Anlagen und Kräfte unter die höhern Ansprüche unsrer sittlichen und durch die Sittlichkeit göttlichen Ansprüche unsrer Natur. Nach dieser Ansicht liegt also eine dreyfache Strebkraft zur Entfaltung unsrer Kräfte in unsrer Natur, nehmlich die Strebkraft zur Entfaltung der Anlagen unsers Herzens, zweytens die Strebkraft zur Entfaltung der Anlagen unsers Geists, drittens die Strebkraft zur Entfaltung der Anlagen und Kräfte unsers Leibs und seiner Glieder.

Das zu erzielende Resultat unsrer Herzensbildung ist offenbar Veredlung und Befriedigung unsrer Natur durch Glauben und Liebe.

Das zu erzielende Resultat der Bildung unsers Geists ist offenbar Veredlung und Befriedigung unsrer Natur durch Wahrheit und Recht.

Das zu erzielende Resultat unsrer physischen Anlagen und Kräfte ist Veredlung und Befriedigung unsrer Natur durch Arbeit und Kunst.

Das zu erzielende Resultat der Gemeinbildung aller unsrer Kräfte ist die Veredlung und Befriedigung unsrer Natur durch die Harmonie in der Ausbildung der Gesammtkräfte unsrer Natur im Glauben, in der Liebe, in Wahrheit und Recht, in Arbeit und Kunst.

Das zu erzielende Resultat der Gemeinbildung unsrer Kräfte ist die Menschlichkeit selber, d. i. die Erhebung unsrer Natur aus der sinnlichen Selbstsucht unsers thierischen Daseyns zu dem Umfang der Segnungen, zu denen

die Menschheit sich durch die harmonische Bildung des Herzens, des Geists und der Kunst zu erheben vermag.

Dieses letzte Resultat der Menschenbildung, die Menschlichkeit selber, ist aber nur durch Unterordnung der Ansprüche unsrer geistigen und physischen Anlagen unter die höhern Ansprüche der von Glauben und Liebe ausgehenden Sittlichkeit und Religiosität unsers Geschlechts zu erzielen.

Die Nothwendigkeit dieser Unterordnung der Geistes- und Kunstbildung unter die Bildung des Herzens, unter die sittliche Bildung, liegt faktisch als Thatsache vor unsern Augen. Das Kind glaubt und liebt lange, ehe es denkt und arbeitet. Es glaubt und liebt, in zwar einseitiger, aber in dieser Einseitigkeit dennoch wirklichen Vollendung seiner Kraft zu lieben und zu glauben, noch ehe die ersten Spuren der Denk- und Kunstkraft in ihm entfaltet vorliegen. Sein Glauben an die Mutter und seine Liebe zu ihr ist bey der höchsten Ohnmacht seines geistigen und physischen Daseyns schon lebendig, kraftvoll und unerschütterlich, und wenn auch nur sinnlich, doch in ihm vollendet. So offenbar hat der Gang der Natur die Geistes- und Kunstbildung der Herzensbildung nachgesetzt und sie muß ihr auch durch die ganze Bildungsepoche des Menschen, das ist von der Wiege an bis ans Grab nachgesetzt und untergeordnet bleiben. Der Mensch muß sich geistig und physisch im Dienst des Glaubens und der Liebe entfalten und ausbilden, wenn er durch seine Ausbildung sich veredeln und befriedigen soll.

Das ist Gottes Ordnung über Geist, Herz und Kunst, aus deren innigen Einheit die Menschlichkeit, d. i. ein die Menschennatur wahrhaft befriedigendes Leben allein hervorzugehen vermag. Dieser Ordnung Gottes muß die Kunst der Erziehung sich im häuslichen, öffentlichen, bürgerlichen und Privatleben unterwerfen. Des Menschen wahres, zeitliches und ewiges Heil geht nur aus dieser Unterwerfung hervor.

So wie die Natur im Leben diese Ordnung Gottes ausspricht, so muß auch die Kunst ihren Willen oder vielmehr ihr Pflichtgefühl, sich demselben zu unterwerfen und in allen Theilen ihrer Einmischung mit ihr in Uebereinstimmung zu bleiben, mit Bestimmtheit und gradsinniger Kraft aussprechen.

Alle Einmischung unsrer Kunst in die Bildung unsers Geschlechts muß also von der Anerkennung dieser Unterordnung ausgehen, und es ist nur die Anerkennung derselben und ihrer heiligen Pflicht, wodurch die Kunst im Leben den Menschen wirklich bildet. Das Wort: das „Leben bildet," sagt eigentlich nichts anders, als, die Pflicht der Anerkennung dieser Unterordnung ist bildend, denn offenbar ist alles Kunst-Leben unsers Geschlechts, in so fern es diese Unterordnung nicht anerkennt, verbildend und nicht bildend. Die selbstständige Strebkraft der Natur zur Entfaltung jeder einzelnen Kraft kommt unter sich selber nur durch die Anerkennung dieser Unterordnung in Harmonie mit sich selbst, und die Gesetze dieser Harmonie und diejenigen ihrer Unterordnung

sind in ihrem Wesen die nehmlichen, und in ihren Wirkungen sich selbst gleich.

Auch ist die Strebkraft der Natur zur Entfaltung unsrer Kräfte, so wie sie sich in den Schranken dieser Gesetze äussert, das Thun der Natur selber und in so weit unfehlbar. Aber wenn es aufhört, reines Thun der Natur, reine Aeusserung dieser Strebkraft selber zu seyn und von aussen her durch den Einfluß einer vom menschlichen Verderben ausgehenden und die Pflicht der Unterordnung des Fleisches unter den Geist mißkennenden Einmischung der Kunst bestimmt wird, so wird dieser Einfluß für die Menschennatur so verderblich, als er in seiner ursprünglichen, unverdorbenen Richtung ihr segensreich ist. Es kann nicht anders seyn, jede die Pflicht dieser Unterordnung mißkennende Einmischung der Kunst, wenn sie anstatt den ewigen Gesetzen der Natur untergeordnet mitzuwirken, sich herrschend, ich möchte sagen, über dieselbe hermacht und sich anmaßt, ihr Streben nach ihrer Willkühr, d. i. nach den Ansichten ihrer Gelüste, ihrer Selbstsucht und ihres Verderbens zu beleben, zu reizen, zu lenken und zu verkünsteln und denn in dieser Verkünstelung selber bald anzustrengen, zu steigern und sogar zu begeistern, bald aber hinwieder dieses Streben nach eben dieser Willkühr zu hemmen, zu lähmen, zu bändigen, und sogar die Füsse unter die Pantoffel der Füsse zu bringen, so kann diese unnatürlich durch Verkünstelung bald erstickte, bald belebte Strebkraft unsrer Natur durchaus nicht mehr zur Erzielung des zu bezweckenden letzten Resultats der menschli-

chen Bildung zur Erzielung der Menschlichkeit selber hinwirken, sondern muß dieser Erzielung nothwendig wesentlich hinderlich und der Menschennatur selbst im höchsten Grad verderblich seyn. Wahrlich, diese also verkünstelte Selbstkraft unserer Natur muß uns zu allem dem hinführen, was den Tod der Menschlichkeit, die Erkaltung des Lebens im Glauben und in der Liebe und des hohen, heiligen Eifers für Wahrheit und Recht den Verlust aller hohen und heiligen Ansichten der Kunst hervorbringt, und auf dieser Bahn selber der Unmenschlichkeit Thür und Thor öffnet und zum ausgesprochenen Unglauben an alles Heilige und Hohe zum gewaltsamen Entgegenstreben aller Ansprüche der Wahrheit, des Rechts und der Liebe zur gewaltthätigen Unterdrückung der Schwachen, zum Frevelmuth in der Verhöhnung des Leidenden, und zum Gebrauch der Reitze der Kunst, zur Ertödtung des göttlichen und heiligen Sinns, der in ihr liegt, hinführt.

Das Nehmliche, was in Rücksicht auf die Einmischung der menschlichen Selbstsucht in die Leitung der Strebkraft unserer Natur zur Entfaltung der Kräfte wahr ist, das alles ist auch in Rücksicht auf die Einmischung der menschlichen Selbstsucht in die Strebkraft unsrer Natur zur Anwendung unsrer entfalteten Kräfte gleich wahr. Diese Einmischung unsrer Selbstsucht führt uns in der Anwendung unserer entfalteten Kräfte eben wie in ihrer Entfaltung selber zu allem dem hin, was das innere Leben der Menschlichkeit zu ihrem Tod führt und der Unmenschlichkeit zu ihrem schrecklichen Leben Thür und Thor

aufthut und unser Geschlecht durch Unglauben und Liebloſigkeit, durch empörenden Widerstand gegen Wahrheit und Recht, durch Unterdrückung der Schwäche, durch Verhöhnung des Leidens und durch Mißbrauch der Kunst zur Verödung des Geists und des Herzens, zur Verwilderung unserer Natur hinführt. *)

Anmerkung.

*) Ich weiß, die Zeitwelt liest die Resultate meiner Lebenserfahrungen lieber in Ansichten und Worten, die sie täglich hört und sieht, als in Versuchen, sich über diese Alltagsansichten und Alltagssprache zu noch nicht vollendet gereiften höhern Ansichten zu erheben und in einer zu diesen höhern Ansichten nicht einmal gereiften Sprache; zu dem weiß ich auch, daß lebendige Anschauungen des, dem Wahren und Guten, das dem Zeitgeist mangelt, entgegenstehenden Schlechten zum Regmachen einer edeln Selbstsucht nach dem Bessern gut ist. Ich wende mich also wieder zu Leuten, die ich nicht liebe, aber eben darum gern schildere; denn es ist nothwendig, den Willen der Unschuld zum Widerstand gegen die ersten, zum Theil ganz unerkannten, Ursachen des Verderbens des Volks zu beleben. Tausend unschuldige Menschen, die einzeln unendlich viel beytragen könnten, dem Weltverderben, dem tausend und tausend unschuldige, elende Menschen unterliegen, in ihren nähern Umgebungen zu steuern, kennen die Ursachen dieses Verderbens nicht, und ahnen nicht einmal, daß sie möglich, will geschweigen, daß sie da sind. Wahrlich es ist ein Verdienst um die Menschheit, diesen guten Leuten den Staren hierüber zu stechen.

§. 72.

Also Wiedererscheinung des Lebens und Strebens im tiefen Koth der menschlichen Selbstsucht ihres Verderbens und ihrer Verkünstelung.

Sylvia säumte nicht, nach ihrer Unterredung mit Helidor ihre Eichenbergerin mit allem dem, was sie für Helidor thun könne, bekannt zu machen, und einerseits ihr die größte Thätigkeit in ihren Kunststücken gegen Arner zu empfehlen, anderseits ihr zu sagen, daß sie die größte Sorgfalt gebrauchen und das größte Geheimniß daraus machen müsse: wer und was hinter ihrem Thun stecke, und ja gegen keinen Menschen auf Gottes Boden ein Wort davon fallen lassen solle, daß Helidor oder sie mit ihr darüber geredt oder gar zu etwas darin aufgehetzt habe. Dieser letzte Auftrag kam indessen etwas zu spät, denn die Eichenbergerin hatte sich schon hie und da groß gemacht, wie sie mit der Fräulein Sylvia von Arnheim in ganz genauer Bekanntschaft stehe und von ihr in sehr wichtigen Verhältnissen mit Aufträgen beehrt werde; und daß Helidor sie einer allerhöchst-gnädigen Audienz gewürdigt, war nichts weniger mehr als ein vollkommenes Geheimniß im Dorf. Auch schien Sylvia, da sie ihr die diesfalls nothwendige und so wichtige Geheimnißmacherey anempfahl, eine Verlegenheit bey ihr zu bemerken und sagte: du wirst doch nicht etwa schon ausgetrommelt ha-

ben, daß wir dich im Dorf herumschicken, dein Maul darüber zu gebrauchen.

Was denken Sie? was denken Sie? gnädiges Fräulein, daß ich mich so etwas zu thun unterstehen würde, sagte jetzt die Eichenbergerin.

Und Sylvia: das ist gut, das ist gut, daß es nicht geschehen; es darf nicht geschehen, wenn es schon wahr ist; es darf das kein Mensch wissen.

Aber es wußtens schon mehrere Leute; indessen läugnete es die Eichenbergerin derb weg, daß sie etwas im Dorf habe verlauten lassen, gieng dann aber auf der Stelle zu mehrern Personen, denen sie im Vertrauen davon geschwätzt und sagte ihnen, daß sie doch keinem sterblichen Menschen ein Wort von dem sagen, was sie mit ihnen geredt, weil das ihr das größte Unglück, das in der Welt immer zu erdenken möglich sey, über den Hals ziehen könnte — dann aber hoffte sie, wenn ihr etwa früher oder später darüber ein Fehler auskommen möchte, so könne sie ihn durch die Thätigkeit, die sie in diesem Geschäft zeige, und hoffentlich durch das Glück, das sie darin haben werde, in allen Fällen wieder gut machen. Diese Thätigkeit war vorher schon groß, jetzt verdoppelte sie dieselbe. Hauptsächlich aber spürte sie allem nach, was in der Sonntagsgesellschaft im Pfarrhaus etwa über Sylvia, über Helidor und selber über den Herzog geredt werde, was man eigentlich mit der Schule und mit dem Herren-Lehren der Bauernbuben und der Bauernmädchen wolle. Sie wußte, daß die Baumwollenspinnerweiber gar oft über das neue Schulwesen mit dem Baumwollenmareili reden, und daß die-

ses ihnen unverholen darüber sage, was es darüber weiß und was es darüber denkt. Sie machte sich desnahen an ein paar der schlimmsten Lumpenweiber im Dorf, die ihm am Samstag ihr Garn brachten, gab ihnen einige Batzen zum Saufen, und lockte auf diese Art nicht nur alle Worte heraus, die über diesen Punkt in des Baumwollenmareilis Stube geredt worden, sondern brachte diese Weiber noch dahin, daß sie das Baumwollenmareili auch über dieses und jenes ausfragten, wovon sonst nicht die Rede gewesen wäre. Auf diesem Weg und durch Nachforschungen in vielen andern Häusern brachte sie heraus, daß das Mareili von der Eichenbergerin sagte: sie gehöre eher in ein Stadtnarrenhaus als in ein Dorf, und vom Herzog: es sey ewig schade, daß er nicht unter bessern Händen sey; und vom Helidor: es glaube nicht, daß er in seinem Leben ein einziges von den heil. X Gebothen auswendig gelernt. Von der Sylvia sagte es: sie schicke sich zum Helidor, wie kaum eine Schwester zu ihrem Bruder — und von Glülphi: wo er irgend ein Kind finde, das einen guten Kopf habe, so jage er ihm nach, wie kein Jäger dem schönsten Reh; wenn auch der Vater eines solchen Kinds am Galgen verfault, so mache ihm das nichts; er sage selber, nur desto eher suche er ein solches auf; ein solches Kind habe denn auch mehr als kein anderes, Beweggründe in sich selbst, brav und mitleidig für den Armen und Verlassenen zu werden, und was an ihm sey, [illegible] beyzutragen, daß kein anderer Mensch mehr so verführt und so unglücklich werde, als sein Vater, das wolle er thun, und denn habe er die Meynung: man könne dem Armen nur

durch den Armen selber helfen, die Reichen stehen Leibs- und Seelehalber dem Armen nur zum Versuchen und zum Verderben nahe; um ihnen zu helfen stehen sie Leibs- und Seelehalber von ihm eben so entfernt, als wenn sie diesfalls beym Mann im Mond Quartier genommen hätten; die Almosen der Reichen seyen meistens Gift für die Armen, und je größer sie oft ausfallen, desto stärker und tödtlicher seye gar oft ihr Gift.

Ein Spion, wenn er die ganze feindliche Armee durchtaufen und sich im Rückweg bey der letzten feindlichen Schildwache durchgeschlichen, wenn er das ganze Lager abgemessen und die Zahl der Feinde bis auf den letzten Mann im Sack mit sich zurück trägt, freut sich nicht so sehr über den Erfolg seiner Kundschaft, als die Eichenbergerin sich über den Erfolg ihrer Nachforschungen freute. Sie eilte was sie konnte, ihre Entdeckungen der Sylvia zur Kunde zu bringen.

Das ist verfluchtes Zeug, was diese da treiben, sagte Sylvia und eilte dann eben so sehr, es Helidor bekannt zu machen.

§. 73.

Aus dem Mund der Unmündigen und Säuglinge hast du dir dein Lob vorbereitet.

Glülphi fuhr indessen fort, durch tägliche Uebung und unermüdete Anstrengung sich in seiner Schulstube der Kraft, die er in der Gertrud Stube kennen gelernt, zu nähern, d. h. seine Schulmeisterey dem höhern Geist und Sinn der wahren Erziehungskraft zu unterordnen. Er wurde täglich kraftvoller, in allem seinem Thun auf das innere Wesen der Liebe, des Glaubens, des Denkens und Handelns seiner Kinder einzuwirken. Er wurde mit jedem Tag kraftvoller und geübter, das Herz seiner Kinder seinem Herzen, den Geist seiner Kinder seinem Geist näher zu bringen und auch seine feste, ununterbrochene Thätigkeit ihnen zur täglichen Gewohnheit zu machen. Er wurde täglich fähiger, dahin zu wirken, daß seine Kinder bey allem ihrem Thun Herz, Hand und Geist bey einander haben. Sein großer Grundsatz, alle Anwendungsübungen den Uebungen zur Entfaltung der Kräfte, die diese Anwendungsübungen voraussetzen, unterzuordnen, d. h. die psychologisch zu ordnenden Reihenfolgen der Mittel und Uebungen zur reinen Entfaltung der Grundkräfte unsrer Natur den Anwendungsübungen dieser Kräfte vorhergehen zu machen, wurde ihm mit jedem Tag heiterer und klarer, ebenso wie auch derjenige, daß alle Anwendungsübungen der menschlichen Kräfte mit dem Grad der ent-

falteten Kräfte ins Gleichgewicht und in Uebereinstimmung gebracht werden müssen. Nicht weniger befriedigten ihn die Versuche, jedes einzelne in irgend einer Kraft, Fertigkeit oder Kenntniß vorgeschrittene Schulkind zu benutzen, um diejenigen seiner Mitschüler, die in dieser Kraft, Fertigkeit oder Kenntniß merklich hinter ihm zurück sind, an die Hand zu gehen, wie in der Gertrud Stube und auch in der Wohnstube einer jeden braven, gemeinen Haushaltung jedes Geschwisterte das, was es kann, seinem jüngern, ungeübtern Geschwisterten zeigt und ihm darin an die Hand geht. Der Grundsatz dieser Benutzung der in jedem Fach geübtern und vorgerücktern Kinder zum Unterricht und zur Anführung der jüngern, ungeübtern wurde ihm in der Ausführung vorzüglich durch einen zweyten, von mir schon einmal berührten, Grundsatz erleichtert und in seinen Folgen wichtig, nehmlich daß jedes Kind das, was es in der Schule lernen, auch auslernen, d. i. auf eine Weise können müsse, die es in Stand setzt, das, was es kann, auch andern wieder zu zeigen und andere wieder darin zu unterrichten. Seine Erfahrungen zeigten ihm jetzt, daß dieses nicht nur so zu verstehen sey, ein Kind müsse am End seiner Schuljahre, wenn es alles, was es in der Schule zu lernen habe, vollendet, denn im Stand seyn, auch andern Kindern in allem diesem zu unterrichten, sondern sogar die Kinder müssen schon in der Schulzeit, wie dieses auch in der Wohnstube der Gertrud der Fall sey, auf jedem Grad des Unterrichts, auf dem sie stehen, ehe sie von demselben auf einen höhern geführt werden dürfen, in demselben zu einer Sicherheit und Vol-

lendung im Können desselben gebracht werden, daß sie schon in dieser Zeit Kindern, denen er noch nicht so vollendet eingeübt ist, darin unterrichtend an die Hand gehen könne. Daß dieses aber mit der größten Kindlichkeit und Einfalt ausgeübt werden müsse, versteht sich von selbst. Am vorzüglichsten aber richtete er seine Schulmeistertraft dahin, die Kinder täglich und in allen Rücksichten an einen hohen Grad der Anstrengung und Ausharrung zu gewohnen; — früh und spät zu seyn, nichts langsam in die Hand zu nehmen und bey allem Thun schnellen Schrittes vorwärts zu gehn und nirgend und einmal müssig umher zu stehen, forderte er jeden Augenblick von seinen Kindern. Wer in den Tag hinein lebt und sich nicht frühe Vorsätze des Lebens macht, denen er nachstrebt und für die er jeder Ausharrung und jeder Aufopferung fähig seyn muß, aus dem wird nichts in der Welt, sagte er fast täglich zu seinen Kindern. Dieses Wort gefiel zwar nicht allen Leuten im Dorf. Eine Mutter von einem seiner Schulkinder sagte einmal zu Glülphi: dieses Treiben zum etwas werden in der Welt nützt eben nicht alles, wenn mein Kind nur ein frommer, ordentlicher Christ wird.

Und wenn du das willst, sagte Glülphi, so solls dir auch recht seyn, daß er seinen Kopf und seine Hand als Christ brauchen lerne. Liebe Frau, das Christenthum ist das Höchste, wornach der erhabenste Mensch streben kann; wenn aber der Mensch nichts ist, wenn alles, was göttlich und erhaben in seiner Natur liegt, in seinem Kopf schläft und in seinen Händen lahm und in seinem Herzen nur kraftlos, wie der Traum eines Schlummernden,

daliegt, wie kann er dann nach dem Höchsten, nach dem Erhabensten streben, das in der Menschennatur liegt? Es war Glülphi in der Welt nichts so zuwider, als wenn er sah, daß jemand die Lehre von der Nachfolge des Gekreuzigten zu einem anschaulichen Beleg der Vis inertiae unsers Verderbens herabzuwürdigen versuchte. Er glaubte: man müsse die Kinder in allen Rücksichten menschlich beleben, um sie eben so fähig zu machen, in allen Rücksichten christlich kraftvoll zu handeln und ihrem guten Willen in allen Verhältnissen thatsächlich die Folgen zu sichern, ohne welche aller Anschein des menschlichen Willens nur ein eitler Gelust unserer thierischen Natur und durchaus nicht als ein wirklicher, menschlicher Wille angesehen und erkannt werden kann. Auf diese Ansichten und Grundsätze gestützt, setzte er in Rücksicht auf die Entfaltung der menschlichen Kräfte seiner Schulführung keine Schranken, denn er war vollkommen überzeugt, kein Mensch könne in keinem Stand weder zu edelmüthig und wohlwollend noch zu christlich und zu verständig, noch zu kunstfähig und berufsfähig seyn und gemacht werden; aber indem er bey eben dieser Schulführung den Geist des häuslichen Wohnstubenlebens eben sowohl zu seinem obersten Ziel setzte, als er es auch zu seinem ersten Schulmittel benutzte, so ward er dadurch hinwieder genöthigt, die Anwendung der in seinen Kindern entfalteten Kräfte durch seine Schulmittel ebenso in den Geist, in den Sinn, in die Bedürfnisse, Mittel und Eigenheiten ihres Stands hineinzulenken und die äussere Anwendung ihrer Kräfte den Ansprachen und Bedürfnissen dieses Stands zu unter-

werfen, wie jede gute Wohnstube vermög des Wesens ihrer Natur selber genöthigt ist, die Kräfte, die sie in ihren Kindern entfaltet, in den Geist und in die Bedürfnisse ihres Stands hineinzulenken und denselben zu unterwerfen. Er arbeitete desnahen auch mit aller Kraft und mit aller Kunst, die in seiner Hand war, daß der Verstand seiner Kinder als ein landwirthschaftlicher Verstand und ihr Herz als ein in der Landwirthschaft befriedigtes, an ihren Sorgen und Freuden theilnehmendes Herz und selber ihre Hand als eine für die Landwirthschaft geschickte und gewandte Hand zum Vorschein komme, und führte sie auf dieser Bahn dahin, daß sie in seiner Schulstube mit vollem Herzen sammt ihm Lavaters Lied anstimmten:

Stimmet wack're Landesbauern,
Stimmt ein Lied mit Freuden an;
Eins, das hinter Thor und Mauern
Keiner mit uns singen kann.

So den Ansprüchen der Menschennatur in der Entfaltung ihrer göttlichen Kräfte auch kein Haar vergebend, suchte er seine Kinder durch die Anwendung ihrer Kräfte dahin zu erheben, daß sie sich in den Schranken ihres Standes glücklich und gesegnet fühlend, aus freyem Willen und eigenem Trieb mit Anstrengung und Eifer sich selber die Kenntnisse und Fertigkeiten zu erwerben suchten, die sie in Stand stellen konnten, sich ihren Stand auch unter allen Schwierigkeiten und Mühseligkeiten, die er, wie alle andere Stände haben möge, sich segensreich und befriedigend zu machen. Um aber dieses

Ziel, seine Schulkinder sich in den Schranken ihres Stands so glücklich fühlen zu machen als sie sich nach dem Eindruck, den ihr eigenes Glück auf sie machte, nicht leicht in einem andern Stand fühlen konnten, zu erreichen, suchte er ihnen die Bildung zu ihrem Stand und auch die Bildung zu den Beschwerden ihres Stands so leicht und so angenehm zu machen als möglich; und benutzte hiefür vorzüglich die allgemeine Neigung der Menschen zum Gesang.

Therese und die Frau Pfarrerin bothen ihm hierin die Hand, und gaben alle Wochen zweymal den Kindern im Singen Unterricht. Auch trachtete er durch den Gesang auf jedes, die menschliche Natur belebendes und erhebendes, Gefühl bildend einzuwirken. Sie lernten Sonntagslieder, Lieder zu ihrer Morgen- und Abendandacht, Lieder zur Ehre Gottes, zum Dank für den Erlöser, zum Lob der Bibel, aber denn auch Freudenlieder, Erndtelieder, Feyerabendlieder und lachende Darstellungen vielerley Thorheiten und Irrthümer des Lebens. Auch versammelte er seine Kinder oft zu Abendfreuden, an denen oft das Schloß und das Pfarrhaus ganz Theil nahmen.

Wenn das geschah, so brachte man den Kindern aus dem Schloß und dem Pfarrhaus allemal ganze Körbe voll Früchte der Jahrszeit, Kirschen, Birnen, Aepfel, Zwetschgen und im Winter gedörrtes Obst mit, und man kann sich nicht vorstellen, was das fröhliche, freye Beyeinanderseyn der Dorfkinder von beyden Geschlechtern in solchen vom Schloß und Pfarrhaus selber erheiterten und belebten Abendstunden dazu beytrug, gegenseitig sanftere

und edlere Gefühle in ihnen reg zu machen und sie zu verschiedenartig bildender Aufmerksamkeit auf sich selbst und auf ihre Gespielen hinzulenken, auf die sonst Bauernkinder im allgemeinen zu ganzen Haufen so selten hingelenkt werden. Man kann sich nicht vorstellen, was die Menschlichkeit dieser das Schloß, das Pfarrhaus und das Dorf vereinigenden Abendstunde dazu beytrug, mitten in der Kraftanstrengung, die besonders die Bildung zum landwirthschaftlichen Leben so wesentlich bedarf, den milden, fröhlichen und heitern Sinn des Lebens in seinen Kindern zu erhalten, der die Harmonie der menschlichen Kräfte und das Gleichgewicht, in dem sie unter einander stehen sollen, mit eben so viel Sicherheit ausdrückt, als der Mangel dieses milden, fröhlichen, heitern Sinns im Leben den Mangel an innerer Harmonie unserer Kräfte in uns selbst und des Gleichgewichts, in welchem sie unter einander stehen sollten, beurkundet.

6. 74.

Die Armseligkeit alles Treibens und Jastens unsrer Leidenschaften im Gegensatz gegen die Würde der Unschuld, der Menschenliebe und der Selbstsuchtlosigkeit.

Sylvia hatte indessen alles, was die Eichenbergerin ihr berichtet, Helidor beynahe wörtlich erzählt, und er selber hatte Mittel gefunden, auch etwas von den Berichten Arners an Bylifsky über Glülphis Schulführung zu vernehmen.

Bisher war er gewohnt, alles Gute, das im Land war, wenn es nicht ihm selbst, merklich stark gegen seine Kutteln zu greifen schien, nicht geradezu zu stossen, sondern dasselbe den Weg seiner Elendigkeit und seiner Träumernarrheiten (wie er alles höherstrebende und tiefergreifende Gute in der Welt ansah und betitelte) ungestört gehen und sein Grab gleichsam mit eigenen Füssen suchen zu lassen. Dieser Handlungsweise gewohnt, zeigte er äusserlich sich lange gar nicht eifrig gegen Arners Thun. Im Herzen war er ihm von Anfang an entschieden abgeneigt. Er mußte es auch seyn. Er nahm als Erfahrungssache und als unwidersprechlich an, der Mensch sey im ganzen Umfang seines Daseyns dem blinden Spiel dargeworfen, das das launige und unerklärliche Schicksal mit ihm treibe. Dieses, meynte er, lasse einen kleinen Theil Menschen

das Glück wie vom Himmel herab regnen und ohne sein Zuthun Mittel in die Hand fallen, alle Güter, und alle Genieſſungen, die die weite Erde dem Menſchengeſchlechte darbietet, bald in ungeſtörter Gemächlichkeit unter ihrem Dach einzuſchlürfen, bald ſie hinwieder im wilden Getümmel zu zerſplittern. Er wußte zwar wohl, daß die meiſten dieſer vom Schickſal begünſtigten Menſchen ihr Glück zu nichts anderm brauchen, als daß ſie, den Affen nachahmend, die, wenn ſie Menſchenkleider anziehen, ſich für Thiere von einer höhern Art anſehen oder auch die Pfauen, die, wenn ſie ihren Hintern mit allen Farben des himmliſchen Regenbogens aufſträuſſen, ſich auch für Vögel höherer Art halten mögen als alle die ſind, die ihren Hintern nicht ſo mit allen Farben des Regenbogens geziert aufſträuſſen können, den Segen dieſes Glücks eben wie dieſe Thiere in einem armſeligen Gepräng zur Schau aufſtellen, um unter ihren Mitmenſchen durch Vorzüge, die ſie mit Affen und Pfauen gemein haben, ebenfalls als Geſchöpfe höherer Art daſtehen können. Aber Helidor glaubte, das ſey ihr Recht und die untern Klaſſen des Volks müſſen dieſes Recht wirklich in dieſer Thierform an ihnen reſpectiren und in dieſer Rückſicht gewöhnt werden, ſich unbedingt für eine niedrigere Menſchenart anzuſehen, die durchaus nach keiner Art von Genieſſungen gelüſten dürfen, die das Schickſal ſeinen Günſtlingen darwerfe. Er meynte, wenn die Günſtlinge des Schickſals dieſe niedere Menſchenklaſſe nicht in allen Beziehungen und Verhältniſſen dieſer Anſicht gemäß behandle und ſie nicht drey Schritte vom Leib oder vielmehr drey Schritte von aller

ihrer Lust und von allen ihren Freuden weghalte, so thun sie dieser Menschenklasse nicht nur keinen Dienst, sondern sie führen dieselbe genau in die Lage, in welcher sich ein hungriger Fuchs befindet, der, wenn er Trauben vor seinen Augen sieht, die ihm zu hoch hangen, sich die Füsse fast abspringt, dahin zu gelangen und bey jedem Sprung wieder, ohne eine Traube in's Maul zu kriegen, am Boden herabfällt. Dieser Helidor war aber auch, seitdem er selber aus dem Kothwinkel, von dem er hergestammt, hervorgekrochen und dahin gekommen, im Herzogthum vollkommen das vorzustellen, was Hummel unter Arners Großvater in Bonnal vorstellte, der größte Maulbraucher und Spottgeist gegen alle Gelüste des Volks. Von einem Volkswillen hatte er auch nur keine Ahnung, daß ein solcher möglich sey, aber über die Volksgelüste trieb er seinen Spott so weit, daß wenn man ihm von vorzüglichen Gaben und ausgezeichneten Talenten, die sich im Volk befinden und von dem Recht ein Wort fallen ließ, das solche ausgezeichnete Gaben diesen Menschen gebe, dahinzustreben, sie auch auf eine verhältnißmäßige Weise anwenden und brauchen zu können, und zu dürfen, er darüber allemal mit einem Hohn antwortete, der jedes edle Menschenherz zerschneiden mußte: wenn ein Mensch, der eine feine, gute, und wie er sie nennt, Hundsnase hat, um deswillen auch glaubte, man müßte ihm das feinste Rauchwerk, das es auf der Welt gebe, alle Tage vor der Nase anzünden, so wäre er denn doch sicher ein Narr und es sey offenbar, daß nicht seine Nase, sondern sein Beutel ihm das Recht zu diesen feinen Gerüchen geben könne. —

Und es ist freylich auch in dieser Ansicht etwas ganz Wahres, und man muß hinzusetzen, es ist etwas darin wahr, das für den Armen von der höchsten Wichtigkeit ist, aber offenbar ist die Wahrheit, die darin liegt, im Mund Helidors dennoch eine Sünde, und zwar eine schreckliche Sünde gegen das Menschengeschlecht.

In Rücksicht auf Arners Angelegenheiten behauptete er, wenn es ihm gelingen könnte, durch den Comödiantenclub, den er im Pfarrhaus mit einigen Bauern und Bauernweibern in Bonnal gebildet, die Zwecke, die er zu haben scheine, in seinem Dorf durchzusetzen, so könnte dieses von einigen Folgen seyn. Er meynte zwar zugleich, Arner habe keine Mittel, mit diesem Spuck, den er in seiner Winkelschule treibe, weiter in die Welt einzugreifen; doch war ihm dieser Spuck, so sehr er ihn verachtete, an dem Ort, wo er getrieben wurde, nicht recht, weil er immer etwas Aehnliches mit den Bestrebungen habe, an denen der Herzog einst seinen Kopf selber angestossen. Doch tröstete er sich diesfalls noch mit der Ansicht, das, was Arner jetzt wolle, sey eigentlich doch nicht das Gleiche, was der Herzog ehemals gesucht; dieser habe mit seinen Versuchen immediat auf das Volkswohl und auf die Verbesserung des Zustands der Armen im Land hinwirken wollen, von der Bonnalerschule hingegen glaubte er immer noch, es sey Arner um ein Bisgen mehr Wortkenntniß und allerley Geschwatzwerk von Kenntnissen zu thun. Er achtete in dieser Rücksicht auch sein Thun bis jetzt mehr für eine Dummheit als für etwas, das auf irgend eine Art gefährlich werden oder sonst weit führen könnte.

Helidor wußte nur gar zu wohl, daß alles Geschwatzwerk den Menschen schwach mache, und daß man, um auch einem guten Kopf alle Bedeutung, allen Einfluß und selber alle Tiefe zu nehmen, ihn nur recht vielseitig zu allerley Arten von Maulbrauchen hinführen müsse. Aber da er jetzt, und zwar nicht durch die Eichenbergerin, sondern durch einen ganz andern Kanal aus der Hauptstadt vernahm, daß Glülphi ein eigentlicher Todfeind der Vielwisserey und der Vielschwatzerey sey und in seiner Schulführung mit aller Kraft aufs Denken, Schweigen und Thun und nicht aufs Maulbrauchen losgehe und zudem, daß er ihn vorher schon als einen sehr guten Mathematiker gekannt, jetzt noch vernahm, daß er in dieser Schule auf eine Mathematik hinlenke, die gar nicht zu den Routinefertigkeiten ihrer Anwendung, sondern zur allgemeinen Entfaltung der Geisteskräfte und zum Habituelmachen der logischen Fertigkeiten hinführe und zugleich vernahm, daß er die besten Köpfe in Bonnals Jugend aussuche, und ihnen in diesem Geist eine Bildung ertheile, so änderte er auf einmal ganz plötzlich seine Ansicht über diesen Gegenstand und sein Benehmen darüber. So wie er bis jetzt die Sache in Bonnal als unbedeutend behandelt und geglaubt, es sey sein Spiel, keine sichtbare Aufmerksamkeit darauf zu werfen und sogar der Eichenbergerin aufgetragen, die höchste Sorgfalt darauf zu wenden, daß niemand merke, daß ihm etwas daran liege, so fieng er jetzt an, dieser Sorgfalt ganz entgegen öffentlich und laut sich gegen Arners Thun zu erklären und sich bestimmt zu äußern, dieser unerfahrne, junge Mensch gehe in seinen Be-

strebungen und in seinen Tendenzen von Ansichten und Gesichtspuncten aus, die durchaus unrichtig und bey keiner nähern Prüfung stichhaltend erfunden werden können. Er wurde sogar jetzt plötzlich über diesen Gegenstand, was sonst nicht seine Gewohnheit war, geschwätzig, und sagte gar oft, wo man's gern hörte und wo man's nicht gern hörte, nicht nur alle Einsichten und Fertigkeiten, zu welchen die Menschen durch ihre Bildung hingeführt werden, sondern auch der Grad der Geistes- und Denkkraft, sowie derjenige der Kunstkraft, welche die Einsichten und Fertigkeiten voraussetzen, zu welchen die Menschen gebildet werden dürfen, müssen in jedem Fall mit dem positiven Zustand, d. h. mit dem Stand, Rang, Vermögen oder mit der Standes-, Rangs- und Vermögenslosigkeit eines jeden Individuums und zugleich mit dem, was in seinem Stand oder Nichtstand für ihn schicklich und brauchbar sey, in Uebereinstimmung gebracht werden; man müsse also dem Menschen auch nicht einmal seine Vernunft weiter ausbilden, als er sie in seinem Stand brauchen könne. Er behauptete, das sey so weit wahr, daß in den niedern Ständen sogar der Gelust, mehr Verstand zu besitzen, als sie darin zu brauchen nothwendig haben, wegen den Folgen, die es haben könnte, zurückgescheut und abgelenkt werden müsse, und es komme in dieser Sache gar nicht auf den einzelnen Menschen und die Ansprüche, die einer etwa auf ausgezeichnete Geistesgaben und Kunstanlagen machen möchte, an, sondern einzig und ganz auf den Stand, zu dem er gehöre, und auf das Eigenthum, das er besitze u. s. w. Er gieng noch weiter, er sprach seine

Ansichten über diesen Gegenstand dem politischen Club, den er selber gebildet und den einige sehr gute Köpfe besuchten, mit einer Kraft aus, die das größte Aufsehen machen mußten. Er sagte nehmlich laut und bestimmt, Arner werde es mit den Grundsätzen, nach denen er seine Schule durch einen offenbar gefährlichen, mißvergnügten Lieutenant einrichten lasse, es unzweydeutig dahin bringen, daß die besten Köpfe seiner Schule einst sich selber oder andern Leuten die Kugel durch den Kopf schiessen werden. — Natürlich erregte dieses starke Wort Aufmerksamkeit in der Gesellschaft. Alles stand um ihn herum, und er fuhr fort und sagte: die Sache ist wichtig; man kann den Armen im Land durch nichts unglücklicher machen, als wenn man ihn einsehen lehrt, daß er selber höhere und größere Anlagen und Kräfte hat, als die Leute von höheren Ständen, die ihn umgeben, indessen er aber denn doch diese Gaben nicht anwenden kann und nicht anwenden darf. Er setzte kühn und derb hinzu: der Kopf des Armen muß nothwendig mit seinem Beutel in Uebereinstimmung gebracht werden, und wenn er glücklich seyn soll, so muß der erste so leer bleiben als der letzte es ist. Er sprach es geradezu aus: das gemeine Volk müsse nicht zur Erkenntniß der Wahrheit seines Zustands hingelenkt und nicht fähig und noch weniger gelüstig gemacht werden, denselben mit dem Zustand anderer Stände zu vergleichen und seine allfällig höhern Talente dahin zu benutzen, sich durch dieselbe dahin helfen zu wollen, worin sie etwa sehen, daß andere sich auch geholfen haben. Er behauptete, man müsse die guten Köpfe in den niedern Ständen mit aller

Kunst und allfällig, wenn es noth thue und nicht anderst seyn könne auch mit Gewalt vom Selbstgefühl dessen, was Geistes- und Kunsthalber in ihnen liege, zurückzulenken trachten.

§. 74.

Uebergang von ganz heidnischen Ansichten über das Volk und die Volksbildung zu christlichen.

Bylifsky vernahm diese Aeusserung den Tag darauf, als er eben in einer Abendgesellschaft war, die aber freylich dem Intrigantenclub Helidors seine bösen Worte aussprach, nicht gleich sah, sondern aus den besten Köpfen und den edelsten Männern des Hofs und der Hauptstadt bestand, in dieser Gesellschaft drückte Bylifsky seine Empörung über diese Aeusserung Helidors also aus: um Gottes Willen, wo werden wir unter diesen Mann noch hinkommen, wenn wir dem Armen, der nichts hat, sich durch die Welt zu bringen, als die Anlagen seines Herzens, die Kräfte seines Geists und die Fertigkeiten seiner Hand, nicht mehr helfen dürfen, diese Anlagen, die ihm Gott gegeben, in sich selbst zu fühlen und dahin auszubilden, daß er sie im Verhältniß der Kraft, mit der sie in ihm liegen, auch benutzen und zu seinem zeitlichen und ewigen

Wohl anwenden könne, wenn wir im Gegentheil unsere Verkünstelungsmittel des Menschengeschlechts so weit zu treiben, verleitet werden sollten, daß wir anfangen müßten, es für unsere Pflicht anzusehen, mit Vorsicht und Absicht zu verhüten, daß die beßten Köpfe und talentreichsten Menschen in unsrer Mitte nicht einmal dahin kommen sollen, die Kräfte in sich selber zu fühlen, die Gott ihnen zu ihrem und zu ihrer Nebenmenschen Heil selber gegeben. Was würde aus uns werden, sprach er mit Heftigkeit, wenn wir auf dieser Bahn um einiger erbärmlicher Menschen willen, so viel an uns ist, die Ordnung Gottes und das Wesen der innern, ewigen Ungleichheit der Rangordnung, die er unter den Menschen durch die Ungleichheit ihrer Kräfte und Anlagen selber gegründet, aufzuheben und über den Haufen zu werfen suchten und dahin arbeiten sollten, daß selber das ewige, heilige Fundament des wahren, menschlichen Gottesdiensts, die göttlichen Kräfte der Menschennatur selber dem unheiligsten und verwürflichsten Menschendienst, der Blindheit und Kraftlosigkeit der Menschennatur Preis gegeben und aufgeopfert werden sollten? Lebhaft über das Unrecht dieser Ansicht empört, fuhr Bylisky im Eifer seiner Aeusserungen fort und sagte: ich kann mir kein Verbrechen an Gott, an den Menschen und an das Vaterland denken, das demjenigen die Kräfte der Menschennatur im Menschen, besonders im armen Menschen mit Absicht, Muthwillen und Vorsatz in ihrem Keime zu ersticken, gleich kommen könnte.

Der erste katholische Geistliche der Hauptstadt, der auch in der Gesellschaft Bylifsky's war, theilte diese Ansicht mit ihm und drückte sich darüber also aus: die Anlagen des Geists, des Herzens und der Kunst sind göttliche Anlagen, und sie mit Bewußtseyn, Absicht und Vorsatz im Menschen, insonderheit im armen Menschen zu unterdrücken, ist in meinen Augen nicht weniger als eine der ersten Sünden in den heiligen Geist, die weder in der gegenwärtigen noch in der zukünftigen Welt verziehen werden können.

Bylifsky, der nicht katholisch war, freute sich über die Aeusserung dieses Manns, vorzüglich darum, weil er es von ihm, als von einem katholischen Priester nicht erwartete, aber der Geistliche, der das merkte, sagte jetzt zu ihm: meine Ansicht ist ganz mit den Grundsätzen der katholischen Kirche und mit den Mitteln ihrer so fest begründeten Hierarchie übereinstimmend. Die heil. Kirchenväter, die erleuchtetesten Päbste und die eifrigsten Bischöffe haben in allen Epochen der Kirche das Christenvolk, und besonders die ihnen untergebene Geistlichkeit auf das wärmste und angelegentlichste aufgefordert, vorzügliche Talente, die sie an irgend einem jungen Menschen, besonders aber an einem armen, jungen Menschen entdecken würden, ihrer Aufmerksamkeit zu würdigen und dafür zu sorgen, daß ein solcher ausgezeichneter junger Mensch nach dem Willen Gottes, der ihm durch solche Anlagen selber aus dem Staub seiner äussern Niedrigkeit erhoben, in die Lage gesetzt werden, seine Anlagen zum Dienst der Kirche und des Staats würdig und segensvoll anwenden und ge-

brauchen zu können, und kein Katholik, der hierüber die nöthigen Einsichten hat und wahrhaft fromm ist, wird je einem Zeitgeist fröhnen, der um der Elendigkeit willen, in die er selber versunken, sich dahin erniedrigen würde, ihn für sich und seinen Dienst zu etwas aufzufordern, das so offenbar mit dem bestimmtesten Ansinnen und den Aufforderungen der heiligen Kirchenväter, der erleuchtetesten Päbste und der frömmsten Bischöffe klar und entscheidend entgegensteht. Aber es ist freylich doch auch mit einem Zeitgeist schon sehr weit gekommen, der diese Aufforderung, sey es laut oder leise, sey es direkte oder indirekte, an einen ehrlichen Mann im Land auch nur zu machen wagt.

Ja wahrlich, setzte Bylifsky mit einem Seufzer bey: es ist mit einem Zeitgeist sehr weit gekommen, daß selber viele, sonst ehrlich gesinnte Menschen vom Volk, d. h. von den Zeitgenossen des Zeitgeists wie von Stieren reden dürfen, die, wenn sie ihre Kraft kennten, sich nicht an einem Zwirnfaden von einem Kind herumführen und an den Pflug und an den Wagen hinstellen lassen würden. Wahrlich, wahrlich, es ist mit einem Zeitgeist weit gekommen, wenn sonst christlich gesinnte Menschen auf das Fundament dieser Ansicht in Helidors Lied einstimmen und es aussprechen, man thue der Religion einen Dienst, wenn man das Volk in Unwissenheit und Kraftlosigkeit hinabsinken mache.

Der Geistliche: Aber wahrhaft christliche Menschen, wenn sie auch dieses Wort aussprechen, denken und sagen

es gewiß nicht in dem Sinn, in dem es Helidor denkt und ausspricht.

Bylifsky. Das ist freylich nicht; aber es ist schon schlimm genug, daß sonst christlich gesinnte Menschen durch den Zeitgeist dahin gebracht worden sind, es aufrichtig zu glauben und als wahr anzunehmen, das Volk könne nicht demüthig seyn und nicht christlich leben, wenn es nicht blind und kraftlos gemacht oder wenigstens blind und kraftlos erhalten werde.

Der Geistliche. Aber man muß doch nicht vergessen, daß die Blendlaterne, die man dem Volk ein ganzes Menschenalter vorher nicht blos in die Hände gab, sondern es beynahe noch nothzüchtigte, sich damit zu zünden, haben der alten Demuth im Land und dem alten christlichen Leben schon lange den Hals gebrochen, ehe unser Zeitgeist das böse Wort: man müsse das Volk blind und kraftlos machen, damit es demüthig werde und christlich leben könne — Christen und Unchristen in den Mund zu legen so vielseitig und so lebhaft versucht und vermögen.

Bylifsky. Das ist gewiß, die Fundamente der alten Demuth und des alten christlichen Lebens sind nicht durch einige, gegenwärtig in Umlauf gekommenen Wörter des Zeitgeists, sondern durch die frühere Vernachläßigung der wesentlichen Mittel der Volkserziehung und der Menschenbildung untergraben und gestört worden, und es ist wahrlich durch tiefe Verirrungen der Vorzeit dahin gekommen, daß es unserm Zeitgeist gelungen, so viele Leute dahin zu bringen, in allem Ernst zu glauben, man könne und müsse gegenwärtig im Volk mit seiner Blindheit wie-

der gut machen, was die Vorzeit durch Blendlaternen in ihm verdorben.

Der Geistliche. Inzwischen wird sich an Helidor diesfalls niemand irren. Wer ihn auch nur auf hundert Schritt vom Leib ins Aug gefaßt, der weiß sicher auch, wenn er den Grundsatz ausspricht, die Menschennatur und das Christenthum fordern die Unwissenheit und die Kraftlosigkeit des Volks, so meynt er damit nichts anders, als das Christenthum und die Menschennatur taugen für ihn nur in so fern, als sie in einer Gestalt vor dem Herzog erscheinen, die auf keine Weise geeignet ist, dem Herzog eine Anschauung von irgend einer Wahrheit oder irgend einem Recht, die ihm nicht behage, vor die Augen zu bringen.

Was mich aber, sagte jetzt der Geistliche, in Rücksicht auf diesen Zeitgeist und alle seine Folgen, sie mögen auch so schlimm aussehen als sie wollen, immer tröstet, ist dieses: die Kräfte der Menschennatur sterben darum nicht aus, wenn man ihnen schon eine Weile nicht aufhilft; und unnatürliche Bestrebungen, sie seyen gewaltsam oder hinterlistig, zu unterdrücken, sind immer wesentlich geeignet, die Kräfte selber wieder zu beleben, für die zu unterdrücken sie in Bewegung gesetzt und gebraucht worden.

Bylifsky erwiederte: Es ist gewiß, das Tröstliche gegen alle Uebel, denen das Menschengeschlecht ausgesetzt ist, liegt in dem ewigen Göttlichen, der menschlichen Natur selber; und was auch mich bey der diesfalls so fürchterlich scheinenden Allgewalt Helidors tröstet, ist das alte Sprichwort: „ehrlich währt am längsten.“

Bylifsky hatte das Wort kaum ausgesprochen, so nahm der gute Geistliche das Glas in die Hand, und trank mit heiterer Stirne auf die Gesundheit des Sprichworts: „ehrlich währt am längsten.“

Sie unterhielten sich noch eine Weile über diesen Helidor, und waren einstimmig in der Aeusserung: Er ist ein Unchrist, der bey der Gewaltskraft seiner Anlagen, in den tiefsten Unsinn der Sinnlichkeit versunken, für das innere, göttliche Wesen der Menschennatur durchaus keinen Sinn mehr hat und darum auch die Menschen und die Menschennatur wie sich selber verachtet. Er lebt ganz hingegeben in den Gefühlen- und Trieben des schlausten, kraftvollsten und gewaltthätigsten der Thiere, die sich des Tags in Höhlen und Wäldern verbergen, des Nachts aber in die Thäler und Triften einbrechen, den Raub zu suchen.

Lf. 76.

Das Thun Arners in Bonnal wird fest bestehen. Er erheitert sich täglich mehr in seinen Fundamenten.

Helidor hatte, seitdem er jetzt sich öffentlich gegen Arners Thun erklärt, auch der Eichenbergerin durch Sylvia sagen lassen, sie habe jetzt nicht mehr nöthig zu verbergen,

daß auch er dieses Narrenwesen von Bonnal mißbillige, mit dem Zusatz, sie solle nur immer fortfahren, mit großem Fleiß nachzufragen, was immer daselbst begegne und dabey alles mögliche thun, daß immer mehr Leute im Dorf selber darüber ihr Gespött treiben, und unwillig werden.

Es gieng indessen Glülphi in seiner Schule in Bonnal immer besser, und was vorzüglich und fast mehr als der Anfangserfolg ihrer Bemühungen, die freylich fast immer noch einseitige und beschränkte Erfahrungen an ihren Kindern waren, das Herz Arners und Glülphis erhob, war, daß ihre Begriffe über diesen Gegenstand sich immer mehr erheiterte. Glülphi sagte dieser Tagen einmal zu Arner: ich erfahre in meiner Schule die Wahrheit des Sprichworts: „thu was recht ist, so wirst du lernen was recht ist.“ — Arner antwortete ihm: dieses Sprichwort sagt im Grund mit dem Bibel-Spruch: „du bist über wenig treu gewesen, ich will dich über viel setzen“ — das nehmliche.

Sie sassen dieser Tagen einen Abend allein beysamen, und gaben sich über die Fundamente ihres Thuns und über die Folgen, die sich früher oder später von demselben für ihr Dorf erwarten lassen, mit der unbefangenen Offenheit Rechenschaft, in der sich nur edle, in einem hohen Grad selbstsuchtlose Menschen über ihr eigenes Thun aussprechen dürfen. Eine höhere Lobrede über sich selbst ist aber auch wohl nicht denkbar als diese Rechenschaft; aber es ist auch nicht leicht eine Unschuld und Selbstsuchtlosigkeit zu finden, als diejenige ist, mit der sie das Licht, das

ihnen allmälig über das Wesen ihres Thuns und seiner Folgen in ihnen selber aufgieng, sich gegenseitig wörtlich zum klaren Bewußtseyn zu bringen suchten.

Sie fanden in dem von ihnen anerkannten Grundsatz: „daß es nothwendig sey, die Geistes- und Kunstanlagen „unsers Geschlechts den höhern, die Sittlichkeit und Re„ligiosität desselben begründenden, Ansprüche des Herzens, „den Ansprüchen des Glaubens und der Liebe unterzu„ordnen" — eine erhabene Uebereinstimmung ihrer Ansichten, mit dem wesentlichen Geist des Christenthums und eine unübertreffliche Erläuterung der Worte der Schrift: was nicht aus Glauben geht, das ist Sünde, und die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung.

Sie fanden eben so in der Anerkennung des Grundsatzes: „daß es nothwendig sey, die Kräfte unserer Natur „selbstständig und durch Maßregeln und Mittel zu entfalten, die den Bemühungen, diese Kräfte anzuwenden und zu benutzen, vorhergehen" — das einige, mögliche Fundament einer soliden Bildung der Kräfte unsers Geschlechts und der wesentlichen Mittel eines, der Menschennatur nicht nachtheiligen Erweckens so wie eines sie befriedigenden Erwachens der göttlichen Gaben der Menschennatur und zwar eines Erweckens und Erwachens dieser Gaben, die mit der Wahrheit und Kraft dieser Gaben, so wie sie im Menschen selber liegen, in gehöriger Uebereinstimmung stehen, also daß in dem Menschen, dem viel gegeben, auch viel geweckt, und in dem, dem wenig gegeben, weniger erweckt werden muß.

Sie fanden ferner, daß die Anerkennung des Grundsatzes: „die Maßregeln und Mittel, die zur Ertheilung „und Einübung der Kenntnisse und Fertigkeiten, die zur „Anwendung der entfalteten Kräfte nothwendig sind, der „Entfaltung dieser Kräfte nachstehen und immer nur im „Verhältniß des Wachsthums der zu entfaltenden Grund„kräfte gleichsam in ihrer Nachfolge gegeben und einge„übt werden müssen." — Das einzige denkbare und kraftvoll wirkende Mittel sey, der Einseitigkeit und der Oberflächlichkeit unsrer Zeitkultur, die durch das Uebergewicht unsrer Sinnlichkeit über unser geistiges Wesen und unserer Abrichtungskünste über unsere Bildungsmittel in unserer Mitte herrschend geworden und uns in allen unsern Verhältnissen und Lagen so verkünstelt (nach bizarren Regeln einer falschen Kunst verdorben), daß eigentlich der ganze Umfang alles dessen, was die Einfachheit und Unschuld der Menschennatur unserm Geschlecht allgemein giebt, aber auch für dasselbe allgemein anspricht, in unserer Mitte seltener geworden als Gold und Edelsteine unter den Dächern blutarmer Leute.

Eben so fanden sie in dem Grundsatz: „die Kräfte „der Menschennatur können unserm Geschlecht nur durch „das Gleichgewicht, in welchem sie durch unsere Kultur „unter einander zu stehen kommen, wirklich auf das letzte „Ziel der menschlichen Bildung, auf die Menschlichkeit selber hinwirken" — den einzigen, wahren Weg zu aller Weisheit des Lebens und zu allem Thun und Lassen, das uns in Zeit und Ewigkeit zum Segen gereichen kann. Sie fanden in diesem Gleichgewicht der mensch-

lichen Kräfte das einige Mittel zu verhüten, daß die Strebkraft irgend einer einzelnen Anlage unsers Geschlechts mit den andern in offene Fehden gerathen und wie Pharaos Kühe in Egypten sich unter einander selber auffressen.

Arner und Glülphi giengen denn in ihren Abendunterredungen in das Umständlichere und Bestimmtere ihrer Schulführung hinein und fanden, daß ohne psychologisch gereihete und bis zur Lückenlosigkeit ausgearbeitete Stufenfolgen der Unterrichts- und Bildungsmittel jedes Fachs der zu erlernenden Kenntnisse und Fertigkeiten der Unterricht und die Bildung zu diesen Kenntnissen und Fertigkeiten gleichsam noch selbst in der Luft schweben und eigentlich aller wahren Kunst mangle. Sie erkannten nur da, wo die Unterrichtsmittel irgend einer Kunst also psychologisch gereihet in der Hand des Lehrers sich wirklich befinden, das Daseyn der wahren, ihr eigenes, inneres Wesen nicht verläugnenden Kunst, indem es nur durch eine solche Kunst möglich ist, in Uebereinstimmung mit den Gesetzen, nach welchen die Menschennatur zur Entfaltung und Anwendung ihrer Kräfte selbst hinstrebt, auch mit Lehr- und Unterrichtsmitteln wahrhaft bildend auf die Menschennatur einzuwirken und den Saamen unsers Unterrichts und unsrer Lehre in einen Boden zu versetzen, in dem er mit Hoffnung eines sichern Erfolgs einwurzeln, entkeimen, wachsen, aufblühen und in seiner Frucht zur vollendeten Reifung gedeihen lassen.

Und wenn sie denn den ganzen Umfang ihrer Bestrebungen mit fester Rücksicht auf das ins Aug faßten, was sie von denselben zu erwarten haben, aber auch mit ern-

ster, gewissenhafter Beherzigung, wie weit sie sich nicht selbst durch Täuschungen, die sie in Rücksicht auf ihre Wünsche und Hoffnungen in sich tragen, irr führen könnten, so kam wenigstens so viel heraus, alles, was sie vorhaben und wornach sie hinstreben, ruhe durchaus auf keinen chimärischen Einbildungen, auf keinen träumerisch-exaltrirten Ideen und phantastischen Uebertönungen, es sey auch auf keine Weise von ultra philosophischen Begriffen abstrahirt, sondern überall von vornen bis hinten die Sache des gemeinen Menschenverstands, vorzüglich aber und wesentlich die Sache der lieben heiligen Noth, die einem jeden guten Menschen, der sie nicht recht einsehen und verstehen möchte, die Augen darüber recht und genugsam aufthun würde, wenn er sich unschuldiger Weise auch nur sechs Wochen drey Tag in aller ihrer Wahrheit sitzend und leidend fühlen würde; — im Gegentheil, das, was sie suchen und wornach sie streben, sey in einem Ausführungsmittel zehnfach leichter und einfacher, als tausend und tausend Sachen, die man täglich ausführe und durchsetze. — Wahr sey freylich, das, was sie wollen, sey eine Sache, die man thun müsse, wenn man sie haben wolle, aber um sie zu thun, brauche es gar keine Hexerey, wohl aber einen recht guten, ehrlichen Willen, und einen Grad von Arbeitseifer und Fleiß, der indessen doch auch keine Herkules- oder Simsonsstärke voraussetze, sondern wahrlich noch kleiner seyn dürfe, als der Fleiß und der Eifer, den man so oft für armselige, elende Hoffartssachen anwendet.

Glülphi sagte darüber noch: das größte Gut, das in

der Welt mangelt, kommt gewöhnlich auch darum nicht zu Stand, weil es schwer, sondern weil es nicht Mode ist, und niemand gern der erste seyn will, der mit etwas, das das nicht ist, Spektakel treiben möchte. Arner erwiederte dem Glülphi: ich glaube selber, es wäre nichts in der Welt so leicht, als das, was wir suchen, wenn die rechten Modehändlerinnen mit allen Fonds und aller Kunst, die in ihrer Hand ist, sich darein legen und uns darin an die Hand gehen wollten.

Beide, Glülphi und Arner, mußten ob den ihnen mangelnden Modehändlerinnen lachen, und Glülphi sagte noch: es ist auch mit dem Bösen, das in der Welt ist, eben wie mit dem Guten. Die nehmliche Sache mangelt. Hundert und hundert Land- und Leutverderbliche Dinge geschehen in der Welt gar nicht darum, weil die Leute, die sie thun, eigentlich eine vorzügliche Neigung dazu haben, sondern weil er die, so ihnen gleich und ihre Kameraden sind, es auch thun, und hie und da sogar der eine und der andere von ihren Obern es auch gern sieht, kurz, weil es Mode ist.

§. 77.

Ein nichts entscheidender Wink über die Frage: „hat das Jagdrecht und das Menschenrecht „ein gleiches Fundament?“

In den Tagen, in denen Glülphi mit Arner die Grundsätze und Ansichten seiner Schulführung ins Aug faßte, erhielt Arner von Bylifsky einen Brief, darin er ihm für seine Nachrichten von Bonnal dankte und ihn dringend bath, ihm umständlich zu berichten, wie er in seinen wichtigen Zwecken vorrücke. Er bedaure, daß er ihm nicht Hoffnung machen könne, in seiner, für den Staat so wichtigen, Unternehmung von Hof aus unterstützt zu werden. Helidor treibe den letzten Heller zu Narrheiten auf, die beym türkischen Kaiser nicht mehr asiatisch roh und nicht mehr asiatisch geldfressend seyn könnten, die sich aber auch auf ein armes, deutsches Land schicken wie Biersuppe neben türkischem Kaffee und arabischem Rauchwerk. Seitdem dieser Mann, schrieb Bylifsky, dahin gekommen, daß alles durchgeht, was er will, so geschieht von dem, was eigentlich dem Land noth thut, so viel als nichts; freylich wenn etwa wilde Schweine oder Wölfe in eine Herrschaft des Lands einfallen und ein paar Aecker umwühlen oder ein paar Schafe wegschleppen, so werden auf der Stelle von der Jägerkammer fürstliche Jäger auf die Herrschaft, wo dieser Schaden geschehen, hingeschickt, diese Thiere auszurotten, und es wird gar nicht der Herrschaft oder den

herrschaftlichen Jägern überlassen, hiefür Vorsehung zu thun; aber wenn Leute im Land, wie deines Großvaters Hummel, ganze Dörfer zu Grund richten, Wittwen und Waisen zu hunderten um das ihre und arme, verführte Leute auf das Schaffot bringen, so bringt bey uns keine fürstliche Kammer dergleichen Jäger auf die Beine, um das Land von grössern Unthieren zu reinigen, als Wölfe und wilde Schweine sind. Doch, lieber Arner! es ist vielleicht noch gut, daß unter unsern Umständen von oben herab nicht gegen alle Uebel, unter denen das Land leidet, solche Jäger auf die Beine gebracht sind und im Land herum jagen. Jäger sind Jäger, und was von ferne herkommt, kennt Steg und Weg im Land nicht ganz gut, und lebt gewöhnlich nicht ganz heimelig (heimathlich, freundnachbarlich) mit den Leuten, an deren Thüren er klopft, und unter unsern Umständen konnte noch Schlimmeres daraus entstehen, als in Steg und Weg verirren und unfreundlich an fremden Hausthüren anzuklopfen. Lieber Arner! Ich bin mit jedem Tag mehr überzeugt, die höchste Hülfe, die gegen die am tiefsten im Land eingewurzelten Uebel möglich, sind einzig von der Erziehung zu erwarten. Unser in seinem Innersten unaussprechlich edle Fürst hat an Mitteln anderer Art, dem Volk zu helfen, den Kopf so hart angestossen, daß sein edler Sinn jetzt, wenn er auch nur ein Wort von diesem Gegenstand hört, nur an seine Wunde am Kopf fühlt und die sen sogleich auf die Seite kehrt. Es ist möglich, und Gott geb' es, daß einst deine Versuche ein Großes beytragen werden, seine diesfällige Verwundung zu heilen; aber sie

müssen weiter getrieben und ihrer Vollendung näher gebracht werden, ehe an das zu gedenken ist. Jetzt möchte ich für alle Welt nicht ein Wort davon bey ihm fallen lassen; es würde ihn in seinem Innern über diesen Gegenstand nur noch mehr verwirren, und noch unglücklicher machen, als er jetzt schon ist. Aber daß es einst geschehen und mit Erfolg geschehen wird, ist mein inniger Trost, und in meiner Lage meine einzige Hoffnung. Oh, daß es dir gelinge! lieber, lieber Arner! wie weit langt dein Thun, aber wie viel braucht es, damit in einem Land nicht zu scheitern, in dem der Fürst unter den Trümmern von Versuchen zu ähnlichen Zwecken selber erlegen und jetzt von dem göttlichen Bild seiner alten Zwecke nichts mehr sieht als das Bild ihrer Verheerung und ihres Mißlingens, wie es ihm ein Helidor vor Augen zu stellen vermag. Ich fürchte von diesem Mann alles für deine Zwecke. Du und deine Freunde sind einfältig wie die Tauben, aber werdet klug wie die Schlangen. Es thut noth, wahrlich es thut noth, es thut sehr noth. Ich weiß es.

Bylifsky.

§. 78.

Richtige Ansichten über die Volkserziehung und über die Armenversorgung machen viel fragen über das Jagdrechte und über die Menschenrechte überflüssig.

Arner hatte sein weitläufiges Schreiben, darin er ihm von der letzten Unterredung mit Glülphi über den Erfolg seiner Schule Nachricht gegeben, und die Grundsätze und Ansichten, darauf sie ihre diesfällige Hoffnungen bauen, mit umständlicher Bestimmtheit eröffnet, schon ehe er Bylifsky's Brief erhalten, vollendet vor sich liegen; aber als er diesen empfangen und gelesen, sagte er zu sich selber: es scheint, Bylifsky ziehe auf der Bahn unserer Versuche weiter, als er uns bisher gesagt hat und als wir das selber thun. Für einmal träume ich mit meinen Versuchen nichts, als was ich thun muß, um ein braver, gewissenhafter Vater an meinen Herrschaftsangehörigen seyn und bis an mein Grab bleiben zu können. Glülphi, das sehe ich, träumt mit seinem Thun schon etwas weiter; aber mir schwindelt der Kopf, wenn ich auf einem hohen Thurm stehe. Ich will mich in keine Träume von Welt- und Staatenverbesserungen vertiefen; wenn so etwas reif ist, so kommt es von selbst. Lachend sagte er zu sich selber: ich will lieber neben dem Baumwollenmeyer und seiner Schwester im Pfarrhaus über mein Bonnal Rath halten, als der Rath des Herrn Ministers Bylifsky's wer-

den und mir in seinem Cabinett mit ihm den Kopf über den Wirrwar seiner Staatsangelegenheiten zerbrechen.

Der Brief, den er an Bylifsky vollendet, freute ihn indessen jetzt doppelt, und er setzte demselben noch als Postscriptum hinzu: Lieber Bylifsky! Dein Brief hat mich gefreut, du lebst im Staat so voll Ernsis, so voll Sorgen, als ich in meinem Winkel; aber mir schwindelt vor den Höhen, in denen du lebst. Ich möchte mir nicht einmal träumend den Kopf darob zerbrechen. Gradsinnig thue ich auf meinem Winkel, was mir recht scheint und lasse die Folgen ausser meinem Kreis dem über, der alles leitet. So darf und will ich für einmal noch in meiner Tauben-Einfalt leben, und denken, ich habe noch keine Schlangen-Klugheit nöthig. Vielleicht aber findest du in den Grundsätzen meines Briefs hie und da etwas, das dir zeigt, wir finden zum Theil doch auch ohne Schlangen-Klugheit Wege, etwas vorwärts zu rücken oder wenigstens zu deutlichen Begriffen und zu einem sichern Boden, auf dem wir fortarbeiten wollen, zu kommen. Mein Brief giebt dir hierüber so viel Aufschluß als nur möglich, und es freut mich, daß ich ihn gleich nach Empfang des deinigen absenden kann. Du siehst wenigstens daraus, daß er nicht eine lang und wohlüberlegte Antwort auf meines Herrn Ministers Hoffnungen, Sorgen, Bedenken ꝛc. ꝛc. angesehen werden muß.

Dennoch zeigte Arner Bylifsky's Brief sogleich seinem Glülphi. Dieser las ihn mit Aufmerksamkeit durch und sagte dann zu Arner: es ist doch gut und mir ganz recht und erfreulich, daß Bylifsky unser Thun in einem weiter

führenden Gesichtspunkt ins Aug faßt. Wenn wir jetzt schon mit demselben in einem unbekannten Dorfwinkel vergraben sind, so kann doch niemand eigentlich wissen, wie weit und wohin es eigentlich führen wird. Für einmal mag ich mich nicht einmal selber dem Träumen darüber überlassen.

---

§. 79.

Glülphis Hochflug zur Begeisterung über sein Schulmeisterwesen in einer schlaflosen Nacht.

Es ist aber nicht wahr, er träumte darüber mit der ganzen Kraft, die in seinem Geist und in seinem Herzen lag.

Die Unterredung, die er vor wenig Tagen mit Arner über die Grundsätze, Mittel und Folgen seiner Schulführung gehabt, führte ihn mit aller Gewaltsamkeit, die in seinem Character lag, zu einer höhern Ansicht seines Thuns. Jemehr er den Inhalt dieser Unterredungen sich selbst wiederholte und überlegte, je mehr überzeugte er sich, daß es nicht nur möglich sey, die Grundsätze und Mittel der Erziehung, die Gertrud in ihrer Wohnstube eingeführt, allgemein in den Schulstuben des Landes anzuwenden und zu benutzen, sondern daß es sogar möglich sey, durch ihre

Anwendung in den Schulen auf die Verbesserung und Veredlung der häuslichen Erziehung zurückzuwirken fund durch gebildete Schulkinder diese Grundsätze und Mittel in den Wohnstuben des Volks anzuwenden und in Ausübung zu bringen. Er achtete die Erreichung dieses Ziels für das Höchste, nach dem man Volksbildungs- und Nationalkulturhalber streben könne, und wie ein Held der Schlacht, in der er siegen wird, ihr oft im Traum von ihr voreilt und den Glauben an den zu erhaltenden Sieg sich nicht aus dem Kopf bringen kann, bis er die Schlacht selber gewonnen, so eilte jetzt Glülphi mit dem Traum von den Siegesfolgen seines Thuns dem Kampf weit voraus, den er zu bestehen hatte, ehe von diesem Sieg als von einer wirklich geschehenen Thatsache reden konnte. Wenn er den Tag über von den Anstrengungen seiner Bemühungen nicht schlafen konnte, so träumte er sich schlummernd die großen Folgen, die aus seinen Bemühungen entstehen konnten, mochten und sollten. Vor allem aus war er von den Folgen, die das Auslernen (vollendete Erlernen) alles dessen, was die Kinder in den Schulen lernen müssen, auf das Volk haben müsse, ergriffen. Er träumte sich den Vorschritt des Segens von Haushaltungen, in denen die Mutter alle Anfangsgründe des Redens, Lesens, Schreibens, Zählens, Messens und Zeichnens sich so eigen gemacht hätten, daß sie ihre Kinder von der Wiege auf zu allem diesem stuffenweis selbst anführen könnten. Er träumte sich den Zustand eines Volks, in welchem die Grundkräfte der Menschennatur also allgemein elementarisch entfaltet und das Gefühl, diese Kräfte in

jeder Art Kunst und Beruf mit gesegnetem Erfolg anwenden zu können, in dem Grad allgemein geweckt und belebt worden, zu welchem die rein erhaltenen und zu einer merklichen Vollendung gebrachte Mittel der Elementarbildung der Menschennatur diese Kräfte zu erheben geeignet sind. Er träumte sich den Zustand eines Volks, in dem diese Entfaltung des Geistes und Kunstkräfte unsrer Natur durch die Segensmittel des häuslichen Lebens und der Wohnstube also in Glauben und Liebe unter sich selber vereinigt und dadurch zur höchsten innern Erhebung der Menschennatur geeignet erscheinen. Hoch erhob sich sein Herz, wenn er in diesem Traum den Umfang der Mittel ins Aug faßte, die er zur Anbahnung der Musterschulen, deren Geist zu diesem Ziel führen könnte, in seiner Hand hätte und in seine Hand bringen könnte. Er träumte sich tausend und tausend Dinge, die, wenn solche Probschulen einmal zu ihrer Reifung gediehn, zum Wohl seiner Mitmenschen ausgeführt und durchgesetzt werden könnten. Er träumte sich, wie tausend und tausend Menschen, die jetzt noch über die Gegenstände, die er zu erzielen suche, ganz gleichgültig seyen, dann zumal, wenn solche Probschulen so weit vorgerückt, als er nach seiner jetzigen Ueberzeugung gewiß war, damit vorrücken zu können, mit dem belebtesten Eifer daran Theil nehmen werden. Er träumte sich, wie es ihm bey diesem Erfolg denn leicht werden könne, durch seine Schulkinder selber Einrichtungen und Anstalten zu treffen, den Segen seiner Bestrebungen in Bonnal denn noch weiter auszudehnen, als es ihm jetzt noch durch seine beschränkten Schulübungen nicht

möglich sey. Er träumte sich, wie leicht es ihm in kurzer Zeit möglich werden müsse, in Bonnal neben seiner Schule ein Kinderhaus zu eröffnen, darin arme Mütter, die die Noth-durft des Lebens von der Seite ihrer Kinder wegreißt, daß sie den Tag über ihren Geschäften nachgehen, ins Feld hinaus und an den Taglohn müssen, denn ihre noch nicht schulfähigen Kinder in diese Stube hineinbringen und den Tag über darin besorgen lassen könnten. Er träumte sich, was für eine himmlisch schöne und bildende Uebung das für seine ältern Schulmädchen seyn werde, der Reihe nach diese Kinder den ganzen Tag über in allem Nöthi-gen zu versorgen und sich selber die Art und Weise ein-zuüben, wie dieses geschehen müsse und wie die Anfangs-punkte der sittlichen, geistigen und Kunstentwickelung für diese Kinder in ihrer ersten Einfachheit ergriffen und für ihre Bildung von der Wiege auf benutzt werden könnten. Halbwachend, halbschlafend sagte er denn in diesen Träu-men zu sich selber, wie gern giebt der Junker das Mehl, die Milch und das Holz, das eine solche Stube fordert, der Unmündigkeit seines Volks! Er sagte am Morgen nach dieser schlaflosen Nacht selber, es sey ihm einmal in diesem staunenden Träumen über die möglichen Folgen seines Thuns zu Sinn gekommen, eine solche Noth- und Hülfskinderstube für die armen Leute, die wegen ihrem Taglohn oder wegen ihren Frohndiensten den Tag über ihre Wohnstuben beschliessen müssen, würde kaum den zehenten Theil so viel kosten, als ein mit einigen Pferd-zügen wohlbestellter herrschaftlicher Stall und kaum soviel

als eine gut besetzte Jagdmeuthe *) selber einen halbarmen Edelmann kostet. Er sah den Umfang der Folgen, die eine solche mütterliche Besorgungsstube auf Bonnal und auf jedes Dorf, darin dieselbe gut eingerichtet würde, haben müßte, und war zum voraus des Eifers versichert, mit dem Therese, die Frau Pfarrerin, Gertrud und die vereinigte sonntägliche Obsorg-Gesellschaft des Dorfs, sich dieser Kinderstube annehmen werden. Er träumte sich denn auch neben dieser Stube noch eine zweyte, darin er den vorgerückten Knaben seiner Schule, eben wie den Mädchen, Gelegenheit geben könne, den männlichen Dorfkindern dieser Stube zur allmäligen Entfaltung derjenigen Fertigkeiten behülflich zu seyn, die eine größere Anstrengung der Kräfte erfordern und für die männliche Erziehung nothwendig sind. Hauptsächlich aber erhob er sein Herz, in dieser schlaflosen Nacht, dem Gedanken nachzuhängen, wie er durch die sichern Resultate seiner Schule und besonders durch diejenigen, zu denen ihm die elementarisch geordneten Uebungen der Zahl- und Formlehre hinführen, dahin gelangen können, Kinder, die ihr Schöpfer mit ausgezeichneten Talenten versehen, zum Selbstgefühl ihrer Kräfte zu erheben und dahin zu bringen, alles Mögliche zu versuchen, sich zu einer ihrer Anlagen angemessenen Ausbildung, Lebenstüchtigkeit und Lebensthätigkeit fortzuhelfen. Er stellte sich die Menge der ihm bekannten Beyspiele vor, wie einzelne, von Gott also mit vorzüglichen Talenten begabte Menschen in verschiedenen Stän-

---

*) Stall von Jagdhunden.

den und Berufen es so oft dahin gebracht, ihrem Vaterland und ihren Mitbürgern zum hohen Segen zu werden und ihnen selbst noch nach ihrem Tode bleibende Denkmäler einer edeln und wunderbaren Anwendung ihrer vorzüglichen Talente zu hinterlassen. Es jammerte ihn, zu sehen, wie sehr diese Aufmerksamkeit auf solche vorzügliche Talente im Volk, und besonders in der hülfbedürftigen Tiefe des niedern Volks in unsern Tagen allgemein mangle, und wie wenig in seinem Vaterland eingerichtet sey und gethan werde, um solchen Individuen eine, ihrer höhern, von Gott empfangenen, ausgezeichneten Gaben, verhältnißmäßige Handbiethung für den Gebrauch und die Anwendung ihrer Gaben zum Dienst Gottes zu verschaffen. Es war seine Ueberzeugung, daß solche Individuen wegen ihrer ausgezeichneten Gaben von der Menschlichkeit und Menscherfreundlichkeit ihrer Mitbrüder von Gotteswegen und also mit Recht zu erwarten haben sollten. Um so mehr erhob es denn sein Herz, in den sichern Resultaten seines Thuns, tiefe, wesentliche Hülfsmittel hiefür zu finden und vorauszusehen, wie gewiß es ihm bey dem Intresse, welches Arner, Bylifsky und durch ihn so mehrere edle und gebildete Männer der Hauptstadt an seinen Bestrebungen nehmen werden, leicht seyn müssen, sich ein paar hiefür fähige junge Männer zu verschaffen, die mit ihm vereinigt dahin arbeiten würden, einige ganz ausgezeichnete talentreiche Knaben und Mädchen ihren Talenten gemäß hierin zum Dienst des Vaterlandes weiter zu führen und vorzüglich zu Erziehern und Erzieherinnen zu

en, und zwar auf eine Weise und mit einer Sorgfalt,

durch die sie alles das geniessen würden, was geeignet ist, sie dahin zu bringen, daß sie auf der einen Seite als Beyspiele vollendet gebildeter Fertigkeiten des häuslichen Lebens dastehen, auf der andern Seite zu einer hohen Reifung in allem dem gelangen würden, was sie in Rücksicht auf elementarische Geistes- und Kunstbildung für ihre Bestimmung zu wissen und zu können nothwendig haben. Er glaubte in diesem Traum die Anbahnung einer wesentlichen Volkshülfe zu finden, deren wir nach seiner Ansicht dringend bedürfen, die ihm aber auch nach eben dieser Ansicht auf keine andere Weise zu erzielen möglich schien. Er faßte in diesen Trauerstunden besonders den Gesichtspunkt ins Aug, daß alle Grundsätze der Menschenbildung und alle Fortschritte der Erziehungskunst umsonst, daß sie wie in den Tag hinein gegeben seyen, und wie in der Luft dastehen, so lange nicht Anstalten da seyen, in denen eine bedeutende Anzahl von Jünglingen und Mädchen zu einer vollendeten Kenntniß und Ausübungs-Kraft des ganzen Umfangs der ächten Grundsätze der Menschenbildung, und der vollendeten Mittel der Erziehungs-Kunst erzogen und gebildet werden. Die Erreichung dieses Ziels schien ihm um so wichtiger, da nach seiner Behauptung im ganzen Umfang dieses Welttheils, in welchem für die Erlernung jeder Wissenschaft und jedes auch noch so unbedeutenden Erkenntnißfaches fast zahllose und gewiß viel überflüssige Anstalten, Lehrmittel, Methoden und Lehrstühle dastehen, hingegen für eine mit practischen Fundamenten verbundene Erziehung, auf die reellen Fundamente der Volksbedürfnisse und auf die tiefern Rechtsan-

sprüche der Menschennatur berechnete Lehrstühle sehr wenige und in seinem Vaterlande gar keine aufzufinden seyen.

Dieser Umstand schien ihm um so mehr auffallend, oder, wie er sich ausdrückte, sogar allen Glauben übersteigend, weil bey der allgemeinen, aufs äusserste getriebenen Verfeinerung unsrer Civilisationsverkünstlung und dem mit demselben so innig verwobenen Uebergewicht der thierisch sinnlichen Tendenz unserer Natur über unsere sittliche und geistige Kraft in dem guten Zustand der Volksbildung das einige allgemeine und tief genug wirkende Mittel gegen dieses böse Uebergewicht zu suchen und zu finden ist. Er glaubte nehmlich, dieses Uebergewicht der thierisch-sinnlichen Tendenz unsers Seyns und Thuns sey nicht blos innig mit diesem Raffinement unserer Verkünstlung verwoben, sondern gehe mit der ganzen Kraft seines tief greifenden Verderbens wesentlich von demselben aus und sey in den allgemeinen sittlichen, geistigen und Kunstzustand unsers Geschlechts soweit eingreifend, daß unter diesen Umständen selber alle wissenschaftliche und Kunstbildung unsers Geschlechts, mit dem ganzen Umfang ihrer Anstalten, Lehrmittel, Lehrstühle und Methoden zu allgemein mißbrauchten Dienstmitteln unsers Verkünstlungsverderbens herabsinken und seiner thierisch-sinnlichen Tendenz unterliegen müsse. Er war auch nach seiner diesfälligen Ansicht ganz überzeugt, daß er nur durch einen tief in das Wesen der Menschennatur eingreifende und die Reinheit und Höhe unsers innern göttlichen Wesens mit tiefer Kraft ergreifende und belebende, höhere Erziehungskunst und

Nationalbildung sey, durch welchen es möglich gemacht werden könnte. Der offenbar immer wachsenden Tendenz unsers Zeitgeschlechts zum Uebergewicht unserer Sinnlichkeitsansprüche über unsern sittlichen und geistigen Anlagen Schranken zu setzen.

---

§. 80.

Läßt sich das Ministerium des Erziehungswesens und des öffentlichen Unterrichts mit dem Kriegsministerium und demjenigen der Finanz und Polizey verglichen? und wenn das nicht der Fall ist, wo liegt die Ursache davon? liegt sie in der Menschennatur, liegt sie im Erziehungswesen? oder wo liegt sie?

Er sagte in diesen Träumerstunden, das Daseyn eines Erziehungsministeriums, das bald in keinem Staat von Europa mehr mangelt, beweist, daß man in demselben diese wahre Lage der Dinge, wenn man sie auch nicht vollkommen deutlich einsieht, doch anfängt merklich zu ahnen. Dieses Ministerium steht in seinen äussern Formen allenthalben da, wie wenn die Angelegenheiten der Men-

schenbildung und der Volkserziehung in allen Reichen eben wie die Angelegenheiten der Armee, der Finanz und der Polizey, vom Thron aus bis in die niedersten Hütten hinab, in ihrem Geist und in ihrer Wahrheit organisirt, constituirt und in Einsicht, Kraft und Mitteln soweit in Ordnung gebracht dastünden, als es die wesentlichen Zwecke eines solchen Ministeriums erfordern. — So sollte es freylich allenthalben seyn; ob es aber wirklich so sey, das weiß ich nicht. Ich kenne mich diesfalls nur in unserm Herzogthum, das mein Vaterland ist, aber ich darf in Rücksicht auf dieses Land so wie auf jeden, auch mir unbekannten, Staat dennoch aussprechen: ein Ministerium der Erziehung in einem jeden Reich, in dessen ganzen Umfang keine einzige, der Erforschung und Erziehungskunst geweihte, Anstalt und kein einziger, öffentlicher Lehrstuhl dieser Wissenschaft zu finden ist, steht wie ohne Hände und Füsse im Reich da und muß in jedem Fall diesen Mangel an Händ' und Füssen in dem Grad vielseitiger und schneller fühlen, als es mit guten Köpfen besetzt ist und einen reinen, guten Willen und wahre Liebe zum Volk hat.

Fortdauernd in diesem Traumgesicht herumschweifend, stand ihm klar vor seinen Augen, wie sehr die Erzielung seiner Ahnungen, Hoffnungen und Aussichten für die Verbesserung des häuslichen Zustands des Volks von dem allgemeinen Erfolg von Bildungsanstalten für Erzieher und Erzieherinnen angebahnt, befördert und auf eine Weise beynahe gesichert werden könne. Das Bild einer solchen Anstalt erhob sich in ihm zu einer Lebendigkeit, die ihn

fast verschlang. Er hielt beynahe dafür, der ganze Weltsegen der Kultur concentrire sich in dem, was durch diese Idee gesucht werden müsse und erzielt werden könne. Alle andere Gedanken verschwanden beynahe jetzt in ihm vor der Gewalt, mit der seine Seele von allem ergriffen wurde, was er glaubte, das ihm über das, was solche Anstalten brauchen, voraussetzen und nothwendig haben, sowie auch über das, was sie, wenn sie dieses alles besässen, leisten könnten, Licht ertheilen und Kraft geben könnte.

---

§. 81.

Betteley, Reichthum und Mittelstand in ihren Ursachen und Folgen, mit dem Resultat in media lutissimus ibis.

Ein Gedanke, der ihm über diesen Gegenstand vor allem aus wichtig schien und ihn sehr beschäftigte, war dieser, die Zöglinge zu solchen Anstalten müßten aus dem in unsern Tagen so sehr zurückgesetzten, leidenden, verarmten und hie und da selbst beynahe zur Entehrung versuntenen Mittelstand gewählt und herausgenommen werden. Große Lebenserfahrungen hatten ihn überzeugt, das

Personale zu solchen Lehrern und Lehrerinnen finde sich nicht leicht in irgend einem andern Stand. Er mußte zu sich selber sagen: der eigentliche Bettler habe allgemein eine äusserst belebte Neigung, mit jedem Almosen, den man ihm giebt, so geschwind als möglich davon zu laufen und den Mund voll, den er davon bekommt, eben so schnell ins Maul zu stoßen und hinunterzuschlucken, und zwar in einem Winkel, der ihm hiefür selbst am bequemlichsten scheine. Er fand überhaupt, daß das Bettelvolk im allgemeinen die Wohlthaten, die es bekommt, sinnlich selbstsüchtig und als zu nichts weiter führende Augenblickserquickungen mißbraucht, und hinwieder, daß dieses Volk im allgemeinen weder Ehrliebe, noch Selbstüberwindung, noch irgend eine Art von menschlichem Höherstreben in sich selbst trage. Schon das sieben-, achtjährige Bettelkind, mußte er zu sich selber sagen, trägt gemeiniglich einen äusserst belebten Saamen der niederträchtigsten Selbstsucht, des Neids, der Falschheit, der Gierigkeit und Gewaltthätigkeit, kurz des Sanscülottismus in der innersten Tiefe seiner selbst. Diese Erfahrungen überzeugten ihn also, daß das Personale zu solchen Erziehern und Erzieherinnen durchaus nicht in der niedersten Tiefe des Volks gesucht werden müsse.

Aber ebenso zwangen ihn grosse und lange Erfahrungen seiner Lebenstage, es auch geradezu auszusprechen: das Kind des Reichen, das im Verkünstlungsverderben der Zeit der thierisch-sinnlichen Tendenz unserer Natur unterliegend die Mittel, die der Reichthum, diese thierisch-sinnliche Tendenz zu befriedigen, an die Hand giebt, von der

Wiege auf kennen, fühlen, und sich dadurch gütlich zu thun gelernt hat, ist trotz der großen Verschiedenheit, in der es in seiner äussern Erscheinung gegen das Bettelkind dasteht, dennoch in seinem innersten Wesen mit ihm auf eine Weise gleichgestimmt, die, wenn man sie näher ansieht, auffallend heiter wird, aber auch wegen dem äussern Anschein der Ungleichheit beym ersten deutlichen Erkennen der Sache Erstaunen erregt.

Zudem mußte er auf das Fundament eben dieser großen Lebenserfahrungen zu sich selber sagen: die Kinder der Reichen überhaupt und auch diejenigen, von denen man es eigentlich gar nicht sagen kann, daß sie der thierischen Tendenz unserer Sinnlichkeitsverkünstlung eben besonders unterlegen, sind dennoch im allgemeinen der Fertigkeiten der Selbsthülfe, der ausharrenden Anstrengung und der anhaltenden Thätigkeit und Ueberwindungskraft nicht gewohnt, welche die Kinder, die mit vernünftiger Hoffnung eines gesegneten Erfolgs zu Erziehern und Erzieherinnen und besonders zu Volkserziehern und Volkserzieherinnen sollen gebildet werden, vorausgesetzt werden müssen, indem ohne sichere Erzielung der Resultate dieser Kräfte die Bildung für ihren Zweck schon zum voraus als verfehlt angesehen werden muß. Zu dem kommt noch, daß von dem im Zeitgeist unsrer Verkünstlung eingeweihten, reichen Eltern unter hundert, neun und neunzig zu schwach und zu verblendet sind, um, wenn sie auch ein Dutzend Kinder hätten, ein einziges derselben einer Anstalt anzuvertrauen, die solche Ansprüche an das Recht der Erziehung und der Erzieher machen würde. Es ist sicher,

von hundert solchen Eltern würde nicht ein einziges paar sich dahin erheben können, zu denken und zu glauben, daß in einer solchen Anstalt für ihr Kind ein Heil zu suchen sey.

---

§. 82.

Fernere Belege von der Wahrheit des Wahlspruchs: in medio — und seine Anwendung auf die Möglichkeit der Anbahnung und Durchführung einer ernst und redlich gemeynten Volkserziehung und Nationalcultur.

Von dieser Ansicht ergriffen, sprach er in dieser Traumnacht mit Lebendigkeit aus: im Mittelstand ist Kraft — im Mittelstand muß man suchen, was Kraft will und was Kraft hat; und dachte sich dann die Möglichkeit, durch Bildungsanstalten, in denen aus diesem Stand ausgesuchte Kinder von ausgezeichneten Geistesgaben und Herzensanlagen zu Erziehern und Erzieherinnen gebildet würden, eine wohlthätige und erhebende Rückwirkung auf diesen Stand selber anzubahnen und durch den Umfang der Bildungsmittel, die sich aus solchen Anstalten ergeben würden, dem fürchterlichen Zustand dieses, in so vielen Staaten bis zum Verschwinden versunkenen, Stands wieder aufzuhelfen.

Dieser Gesichtspunkt war ihm unaussprechlich wichtig. Er wußte, daß der Mittelstand von jeher als der Kern aller Staaten und aller Staatskraft angesehen worden ist, und wenn je jemand von der Wahrheit und dem Recht dieser Ansicht überzeugt war, so war er es, und fand zugleich das Bedürfniß, dem weitern Versinken dieses Stands in unserm Welttheil wesentlich, kraftvoll und ohne Säumniß Einhalt zu thun, um so mehr dringend, als es nach seiner Ueberzeugung seit der Entstehung der Staaten dieses Welttheils noch nie der Fall war. Er sagte nehmlich, und es war seine Ueberzeugung, unser Welttheil falle mit jedem Tag mehr in die Hand der Mäkler, und spreche dadurch sein diesfälliges Bedürfniß in dieser Stunde lauter und bestimmter selbst aus, als dieses, so lange Europens Staaten bestehen, vielleicht noch niemals geschehen.

Mitten in dem Traumgesicht dieser Nacht, die ihn so weit über die Grenzen seiner Kraft und über das Ziel seines Lebens hinausführte, war seine Ueberzeugung fest, und er sprach sie mit heiterm Bewußtseyn in sich selbst aus: eine Volksbildung, die aus Erziehungsanstalten hervorgehen würde, die in der Einfachheit der Wohnstube der Gertrud zu einer kraftvollen Ausbildung der Fertigkeiten des häuslichen Lebens hinstrebend, genugsame Mittel zu einer naturgemäßen, psychologisch tief gegründeten Entfaltung der menschlichen Geistes- und Kunstkräfte in sich selber vereinigte, würde wahrlich in jedem Land Resultate hervorbringen, die vorher unerreichbar und ganz unglaublich scheinen würden. Ich bin indessen überzeugt und spreche es mit unbedingter Zuversicht aus, die Anbahnung einer

solchen Volksbildung würde vor allem aus dem, was uns jetzt am allervorzüglichsten noth thut, abhelfen. Sie würde ohne Widerrede dahin wirken, daß der stille, häusliche Berufssegen durch die heilige Vereinigung des Bethens und des Arbeitens in den Wohnstuben des Volks wieder einen neuen, einen bessern und reinern Boden erhalten würde, als er sich jetzt im allgemeinen dessen an wenig Orten zu rühmen haben mag. Es ist unstreitig, die Grundsätze, Bestrebungen und Einrichtungen, die zu einer solchen Volksbildung hinführen könnten, müßten allgemein dahin wirken, daß der Mann im Land und das Weib im Land wieder mehr, als es jetzt den Anschein hat, daß es so sey, mit innerer Erhebung ihren Vaterstolz und ihren Muttersegen in der Wirklichkeit ihrer Vaterkraft und ihrer Muttertreue suchen und finden müssen, so daß Mann und Weib ihre tägliche Berufsarbeit und ihre tägliche Freuden als einen Theil ihrer Vatersorge und ihrer Muttertreue anerkennen und sich dadurch gesegnet, geheiligt und befriedigt fühlten, so daß sie es für den eigentlichen Fluch ihres Lebens ansehen würden, wenn sie von ihrem täglichen Berufskarren und den Modelustbarkeiten und Modefreuden ihres Hauses gleichsam ausser ihr Haus gejagt und genöthigt würden, beydes, ihre Berufsarbeiten und ihre Hausfreuden gleichsam hinter dem Rücken ihrer Kinder zu suchen und zu treiben, und sie selber als die größten Hindernisse ihrer wesentlichen Vaterpflichten und Mutterſorgen anzusehn.

Es ist unstreitig, eine solche Anbahnung der Volksbildung würde dahin wirken, die Kräfte des häuslichen Le-

bens zur sittlichen, geistigen und Kunstbildung des Volks zu stärken und die Väter und Mütter des Lands fähiger zu machen, ihren Kindern vom Morgen bis am Abend mit Rath und That wirklich beyzustehen und in ihrem Thun und Lassen einen wahrhaft bildenden Einfluß auf sie zu haben.

Es ist unstreitig, eine solche Anbahnung der Volksbildung würde dahin wirken können, die wahre Herzens-, Geistes- und Kunstbildung des Volks allgemein zu machen. Sie würde dahin wirken, ihren eigentlichen Saamen, die Anfangsmittel der Kraftentfaltung unsers Geschlechts in seinen natürlichen Boden hineinzuwerfen und in die Hand der Mutter hineinzulenken. Sie würde die Kraft des Volks, seine Anlagen im Kreis der Seinigen zu gebrauchen und sich im Kreis der Seinigen in allen Bedürfnissen selber und selbstständig helfen zu können, im Volk allgemein beleben und millionenfach erhöhen. Sie würde den, für das häusliche Leben jetzt allgemein so schlafenden, Volksgeist wieder aufwachen machen und die in dieser Rücksicht eben so sehr erlahmte und immer mehr erlahmende Volkshand in Millionen Menschen wieder stärken und aus dem Zustand ihrer Erlahmung zu der alten Kraft der sich in Vater, Mutter und Kindern vereinigenden, häuslichen Selbsthülfe erheben. Sie würde den Umfang der menschlichen Kräfte und Anlagen nicht blos innerlich beleben, sondern auch äusserlich ins Leben setzen, d. i. zum aktiven Dienstmittel des häuslichen und öffentlichen Segens unsers Geschlechts erheben.

Sie würde, beydes, die geistigen und mechanischen

Fundamente aller Erwerbsmittel des Volks weit tiefer und allgemeiner begründen, als sie jetzt begründet vor unsern Augen stehn.

Sie würde die für allen Dienst des häuslichen und öffentlichen Lebens geeignete und genugthuende Entfaltung der Kräfte und Anlagen der Menschennatur der Ausbildung aller Fertigkeiten, die diese Kräfte zu ihrer äussern, vielseitigen Anwendung ansprechen und bedürfen möchten, vorausgehen, und indem sie dieses zu thun und die genugthuende Entfaltung des ganzen Umfangs der Ausbildung ihrer Anwendungsfertigkeiten zum voraus sicher zu stellen geeignet ist, wird und muß sie denn durch die innere, solide Begründung dieser Anwendungsfertigkeiten wesentlich dahin wirken, dem in unserm Verkünstlungsverderben so hoch gestiegenen Uebergewicht unserer Abrichtungselendigkeiten über unsere Bildungsmittel ein Ziel und dem Zustand Grenzen zu setzen, in welchem wir in der ländlichen, bürgerlichen, kleinstädtischen, großstädtischen, militärischen, kaufmännischen und büralistischen Handwerksmäßigkeit und Standesmäßigkeit beynahe allgemein in ein so beschränktes Routineleben versunken sind, daß wir uns bey großen Begegnissen und Aenderungen unserer Lagen und Umstände, die allenthalben so leicht vorfallen können, und in unsern Tagen so vielseitig und grell auf einander folgten, in keiner neuen Form unserer Thätigkeit mehr finden können, als in derjenigen, in der wir uns von Jugend auf gewohnt sind, unsern Tabak zu rauchen und unsere Mittagssuppe zu essen.

Eine solche Anbahnung zur Volksbildung würde end-

lich in Rücksicht auf den allverehrten Staatsgegenstand unserer Zeit, in Rücksicht auf unsere Finanzen und ihren allgemeinen Boden, unsere Landesindustrie unfehlbar einen großen, wohlthätigen Einfluß haben. Wir können uns dieses Gegenstands halber nicht verhehlen, er steht jetzt in Rücksicht auf seine sittliche, geistige und physische Fundamente in unserm Welttheil auf einem so schwankenden Fuß und in Rücksicht auf seine Resultate, so in den Lüften, daß es kein Wunder ist, wenn sich die öffentliche Meynung der verschiedenen Stände und Menschen unsrer Zeit über diesen Gegenstand so verwirrt ausspricht, als dieses einst beym babylonischen Thurmbau der Fall war. Gewiß aber ist, die Anbahnung einer psychologisch genugsam begründeten Nationalcultur würde ihrer Natur nach nothwendig und wesentlich zu Resultaten hinführen, die beydes, in Rücksicht auf die Fundamente der Industrie und auf ihre Folgen ein wohlthätiges Licht verbreiten müßten.

Sie könnten nicht anders, sie müßten wesentlich und nothwendig dahin wirken, den Geist der Industrie, der dem innern Segen derselben zum Grund liegt und auf der einen Seite vom Kopf und der Hand, auf der andern Seite aber vom Herzen des Menschen ausgeht, in diesen zwey wesentlichen Fundamenten seiner selbst wohl zu begründen und kraftvoll zu stärken.

Sie könnten nicht anders als dahin wirken, dem innern, geistigen Wesen der Industrie durch ihren Einfluß auf die menschliche Denkkraft und der äussern Darstellungskraft der menschlichen Kunst durch ihren Einfluß auf

ihre vorzüglichen Organe ein tieferes Fundament zu ertheilen, als dieselbe beym Mangel an einer so angebahnten Nationalcultur nicht haben können und ewig nicht finden werden, am allerwenigsten in einem, durch Verkünstlung und Abrichtung von dem Gang der Natur soweit abgewichenen, Zeitpunct. Eben dieser Einfluß, den eine psychologisch wohl begründete Nationalbildung auf den Geist der Kunst und seine wesentlichen Fundamente, auf die geistige Denkkraft und auf die äussere Ausbildung der Sinne und Glieder, vorzüglich des Augs und der Hand haben müßte, eben diesen wohlthätigen Einfluß würde die Anbahnung einer solchen Nationalbildung auch auf das Herz des Menschen, dessen Ansprüche an den Geist der Kunst noch höher seyn mögen als diejenigen der logischen Kraft und des Augenmasses und der scharfen Genauheit der Hand.

Es ist unstreitig, eine psychologisch wohlbegründete Anbahnung einer höhern Nationalcultur würde wesentlich und nothwendig dahin wirken müssen, das Herz der Menschen über den sinnlichen Erfolg der Industrie zu ihrem innern Segen emporzuheben. Sie könnte nicht anders als dahin wirken, das Volk des Landes allgemein dahin zu erheben, alle Theile der Industrie und des Erwerbs nicht anders als mit Rücksicht ihres Einflusses auf seine sittliche, geistige und häusliche Selbstständigkeit, ins Aug zu fassen; eben so müßte sie in Rücksicht auf jeden einzelnen Menschen dahin wirken, die Gegenstände der Industrie und des Erwerbs, insofern sie in seiner Hand sich befänden, als Mittel seiner eignen persönlichen, sittlichen, geistigen und häuslichen Selbstständigkeit mit fester Rück-

ficht auf sein Haus, seine Kinder und Kindskinder ins Aug zu fassen. Unter Menschen, die von diesen Ansichten belebt wären, würde dann freylich die Industrie zum Segen des Landes eine andere Richtung nehmen, als sie beym Mangel einer solchen Nationalcultur nehmen kann. Sie würde in diesem Fall nothwendig dahin wirken, daß Millionen Menschen Geist, Herz und Hand mit Bewußtseyn des Segens, den ihner. ihre Bildung zur Industrie zu gewähren vermag, anstrengen würden, sich selbst und ihren Kindern durch dieselbe einen reinen Haussegen, d. i. ein stilles, selbstständiges, gesichertes Hausleben im Kreis der Ihrigen zu verschaffen. Eine solche Volksbildung müßte nothwendig dahin wirken, durch millionenfache Thatsachen auszusprechen: aller Flor ein aus einseitig sinnlicher Verwilderung hervorgehendes und zu immer größerer Sinnlichkeitsverwilderung hinführendes Geld- und Gewaltsspiel unserer Industrie stehe mitten im größten Flor seiner anscheinenden großen Geldabträglichkeit in Rücksicht auf den wahren Volkssegen im Land da, wie eine hoch lodernde, glänzende Feuerflamme, die einige einzelne Menschen, welche in einer verhältnißmäßigen Entfernung ob ihr emporstehen, wohl angenehm zu erwärmen geeignet ist, die aber die Millionen derer, die in der Tiefe leben, in der sie sich in wilden Wirbeln herumtreibt, sammt und sonders ihre Finger verbrennen macht und sie dann, wenn sie mit verbrennten Fingern fortfliehn, blutnackend in eiskalter Atmosphäre stehen läßt.

§. 83.

Glülphi will sich über den Mittelstand im Land nicht täuschen. Er findet ihn nicht in der Comödie, er findet ihn nicht in der Notabilitäts-armseligkeit, er findet ihn nicht im Dienststand — er findet ihn in Werkstätten und Wohnstuben, in denen die Berufswerkzeuge, die Bibel und die Nachtlampe neben einander stehen und Väter darin wohnen, denen der Hausfegen alles, eitle Ehre nichts und böser Gewalt ein Dorn in den Augen ist.

Noch immer von den Ansichten seiner Träumernacht begeistert und hauptsächlich von dem Einfluß ergriffen, den psychologisch tiefgreifende Anstalten zur Bildung von Erziehern und Erzieherinnen auf die Wiederherstellung des Mittelstands haben müßten, konnte Glülphi nicht aufhören, diesen Gesichtspunkt von allen Seiten ins Aug zu fassen. Ich folge seinen Nachforschungen auf dem Fuß nach. Er sagte zu sich selber: um ins Klare zu kommen, worin die Wiederherstellung dieses Stands bestehe, müssen wir zuerst fragen, wer dieser Mittelstand sey, und worin die Kraft, die ihn zum Segen des Landes macht, bestehe? — Wahrlich, wenn wir diese Aufgabe lösen wollen, so dürfen wir uns nicht dahin blos geben, den Schatten von Menschen, die auf dem Theater den Mittelstand vorstel-

len, als diesen Mittelstand selber anzusehen; wir müssen, um eigentlich zu wissen, wer dieser Stand sey, uns zuerst fragen: warum war er in allen einfachen und glücklichen Zeiten als der Kern des Landes angesehen? — Offenbar sind es die, den innern Segen des gesellschaftlichen Lebens begründende und sicherstellende, sittliche, geistige und physische Kunst-, Berufs- und Erwerbskräfte, die in diesem Stand mehr als in keinem andern vorliegen, und durch die er, beydes, auf die ob ihm stehende, höhern Stände und auf das unter ihm stehende, gemeine Volk wohlthätig und bildend einwirkte, warum er bis dahin als der Kern der Staaten angesehen wurde.

Es ist durchaus nicht ein mittlerer Grad von Geld oder Grundeigenthum, das er besitzt, noch viel weniger ist es ein mittlerer Grad von Ehre und Ehrenstellen, darin er sich befindet, es ist einzig die innere sittliche, geistige und Kunstkraft, die diesem Stand eigen ist, und die im Erwerbstand sich bildende und von Vater auf Sohn sich erbende Ehrenfestigkeit und innere Achtbarkeit des seine Kraft und seinen Werth in sich selbst fühlenden, und dadurch in seinen Umgebungen geachteten, und in ländlicher und bürgerlicher Stellung gleich wohl sitzenden, seinem Stand und Beruf Ehre machenden, und sich durch denselben Achtung verschaffenden Bürgers und Landeigenthümers, woraus das Personale des ächten Mittelstands hervorgeht und sich darin festhält.

Daß aber der wahre Mittelstand immer nur aus dem äusserlich und innerlich, sittlich und bürgerlich kraftbildenden, wohlhabenden Gewerbstand und erwerbenden Berufs

leben hervorgehen könne, fällt, wenn man diesen Stand näher betrachtet, in die Augen. Der Mangel überflüssiger, die Anstrengung der Kräfte entbehrlich machender Hülfsmittel, verbunden mit dem Besitz genugsamer Mittel zur Betreibung seiner Erwerbs- und Berufsgeschäfte führen diesen Stand auf eine Weise zum Besitz innerer Kräfte für die Zwecke seines Lebens, die kraftvoll geeignet sind, die äussern Mittel dieser Kräfte täglich und stündlich zu vermehren, wodurch denn dieser Stand in den Besitz von einer Schatzkammer innerer und äusserer Kräfte gelangt, deren thätiges Kapital auf jedem Punkt, den es berührt, Geist, Leben, Kraft, Gewinn und Segen zu verbreiten geeignet ist.

Das ist so gewiß wahr, daß man bestimmt sagen kann, der Mann des Mittelstands kann mit dem fünfzigsten bis sechzigsten Theil des Eigenthums eines Mann's, der auch nur eine Million besitzt, wenn er im Geist und in der Kraft des bürgerlichen Mittelstands damit arbeitet, mehr real erzeugen, als der andere mit seinem fünfzig bis sechzig mal größern Kapital durchaus darum nicht kann, weil der Geist und die Kraft der Mittel, die er hiefür braucht, der Geist des Mittelstands ewig nicht der Geist und die Kraft des Ueberflusses und des Reichthums werden kann. Der Geist des wahren und gebildeten Mittelstands ist erzeugend und schöpferisch, der Geist des aufgedunsenen Reichthums ist entweder gedankenlos, zerstreuend, vergeudend und verschwenderisch, oder er ist kleinlich sparend, ins todte Grab hineinsammeln, und knauserisch zusammenraffend.

Das alles aber ist wahrlich gut. Wäre der schöpferisch erzeugende Kraftgeist des ächten Mittelstands der Geist des Reichthums und des Ueberflusses, die Staaten würden in die Arme der Millionärs hinabfallen und darin verschwinden, wie ein im Innersten seiner Felsen gespaltener Berg ins niedere Thal hinabfällt und darin verschwindet. So aber und sintemal sie diese Kraft nicht haben, so bleiben sie, einige Nebendinge, die denn doch auch noch ihr Gutes haben können, abgerechnet, beym Fliegenlassen und beym Zusammenlesen ihres Gelds und ihres Guts dennoch gute Kinder des Staats, insonderheit wenn jeder von ihnen mit seiner Million allein bleibt und nicht ihrer viele mit denselben auf irgend einer Börse zu einem gemeinsamen Zweck zusammenkommen.

Es ist indessen wichtig, daß wir diese Ansicht von dem wahren, innern Wesen des Mittelstands fest im Aug behalten und uns nicht verführen lassen, diesen Stand irgendwo zu suchen, wo ihm die Mittel zu der Kraftbildung, aus welcher er allein hervorzugehen vermag, mangeln. Es ist besonders in unsern Tagen wichtig, daß wir uns durch keinen äussern Schein verblenden lassen, ihn an einem unrechten Ort zu suchen, und besonders, daß wir uns hüten, den in unsern Tagen ins Unendliche aufgeschwollenen höhern, mittlern und niedern Dienststand als diesen Kern der Staaten, als den Mittelstand anzusehen; im Gegentheil, dieser so in Abhängigkeit lebende, wesumirende und nichtserwerbende, unselbstständige, und durch den Luxus und unverhältnißmässige Genieſſungen innerlich abgeschwächte Dienststand, den unsere Väter in seiner gegenwärtigen Ge-

staltung nicht nur nicht gekannt, sondern nicht denkbar und nicht möglich geachtet hätten, ist eine von den großen, mitwirkenden Quellen des täglich mehr wachsenden Verschwindens des wahren Mittelstands. Dieser wenigstens in verschiedenen Unterabtheilungen sittlich, geistig, häuslich und bürgerlich oft so ungebildete, höchstens zu einem einseitigen Dienst und nicht selten auch nur zu einer einseitigen Dienstgrimace abgerichtete Stand ist, ob er wohl in den äussern Formen der Ehre und in sinnlichen Lebensgenieſſungen und allem ihrem Spielwerk dem Zeitverderben der obern Stände nahe und ob der Ehre und den sinnlichen Lebensgenieſſungen der niedern Stände hoch emporsteht, um deswillen durchaus nicht als der Mittelstand des Landes anzusehen; im Gegentheil, die Quellen der Vergiftung des wirklichen Mittelstands gehen wesentlich von dem Verderben des über alle Massen angeschwollenen Dienststands hervor. Aber wir kennen leider den wirklichen Mittelstand, der allein als der Kern des Landes ins Aug gefaßt werden kann, kaum mehr. Wir kennen die Nationalsitten nicht mehr, aus denen er sich entfaltete. Wir kennen den religiösen Geist nicht mehr, der ihn heiligte. Wir kennen den Rittergeist nicht mehr, der ihn ehrte und schützte. Wir kennen den Burgergeist nicht mehr, der ihn bildete. Er mußte verschwinden. Er ist nicht mehr da, der segensvolle Mittelstand des Landes. Seine Kraft mangelt allenthalben, wo wir nur immer hinblicken. Sie zeigt sich nicht mehr in den Rathstuben unsrer Städte. Sie zeigt sich nicht mehr in den Gemeindversammlungen unsrer Dörfer. Oder wo ist sie? in welchem Winkel des

Landes zeigt sich seine Würde und seine Kraft? Wo findest du die im Mittelstand ausgezeichneten Bürgermänner und Volksmänner der Vorzeit, die am Tag der Noth und Gefahr wie Felsen im Land daslanden und mit Gut und Blut zur Sache Gottes, zur Sache des Vaterlandes, zur Sache des Fürsten, zur Sache der Ruhe, der Ordnung, des Rechts und der Wahrheit, zur Sache der Wittwen und Waisen, zur Sache der Barmherzigkeit und des Mitlekens standen, sich hingaben und aufopferten und in diesen Tagen der öffentlichen Noth und der öffentlichen Sorgen Gehör fanden und Achtung und Dank, beydes, beym Fürsten und beym Volk, und die denn hinwieder in den glücklichen Tagen eines beruhigten Zustands im Land ihr stilles, häusliches Geschäft unbemerkt mit gesegnetem Fleiß in ihren Wohnstuben trieben und keinen weitern Einfluß im Land suchten, als denjenigen, den ihnen die öffentliche Achtung ohne ihr Zuthun gewährte? Wo sind sie, diese Männer des Mittelstandes, die mit solchen Kräften für das öffentliche Wohl keinen Einfluß im Land suchten, als den, zu dem sie das öffentliche Zutrauen im Land hinrief? Diese Männer, die zwar in ihren Wohnstuben nicht gern regiert seyn wollten, aber auch ausser denselben nichts zu regieren und auf keine Weise eine Kuh im Land zu melken suchten, die sie nicht vorher redlich gekauft und bezahlt hatten, wo sind sie? Wo sind diese Männer des Mittelstands, die der krumme, böse und schlechte Mann im Land, wenn er auch äusserlich höher stand als sie und selber in seinem Unrecht höhern Schutzes sicher war, dennoch um der öffentlichen Meynung willen scheuen und

fürchten mußte, daß er in tausend Fällen nicht thun durfte, was ihn gelüstete? Wo ist der Mann, von dem die Wittwe, das Waisling und der Schwache und Bedrängte ausspricht: „so lange dieser Mann in unsern Mauern, in unsrer Gemeind lebt, wird mir nichts Böses begegnen, er wird mich gegen jedes Unrecht schützen und sichern —?"

Ich weiß nicht, ob ich sagen muß, das Verschwinden solcher Männer ist die Ursache des verschwundenen Mittelstands, oder der verschwundene Mittelstand ist die Ursache des Verschwindens solcher Männer. Genug, dieser Stand ist verschwunden, diese Männer sind verschwunden. Unsere Burgermänner, unsere Volksmänner, wie sie als schützende Felsen der Ehre, des Rechts und des Segens ihrer Städte und ihrer Dörfer gerecht und still und fromm, aber mächtig in Kraft und That unter uns dastanden — unser Mittelstand ist in unserer Mitte verschwunden. —

Und was ist denn zu thun? — Offenbar, sagte Glülphi jetzt noch zu sich selber, offenbar lenken unsere Staaten durch den Verlust unsers Mittelstands zur allgemeinen Abschwächung, beydes, der obern und der untern Stände; und wir gefahren dadurch einen Landes-Einfluß des Reichthums, der unabhängend von seinem guten oder schlechten Gebrauch und ebenso unabhängend von der Kraft oder Kraftlosigkeit des Manns, in dessen Hand er sich befindet, allgemein im ganzen Land als der einzige nervus rerum angesehen und angebethet wird.

Die Geschichte und Erfahrung sagt uns, daß alle Großreichen, die nichts als das sind, immer mit einer bedeutenden Anzahl von Menschen umgeben sind, die alles Er-

werbs und aller Realverdienste unfähig, aber durch eine Scheinbildung in Alltagskenntnissen, im Tanzen, Reiten, Spielen, und allfällig in den Kenntnissen der Koch- und Putzmacherkunst sich zu einem Grad von Bettlernotabilität erhoben. Es ist allgemein notorisch, daß die Großreichen aller Staaten, die nichts als das sind, die Scheinbildung einer solchen Bettlernotabilität begünstigen und auf solche Art gebildete Menschen in ihr Gefolg nehmen, ihnen die Entree in ihre Häuser erlauben und sich an den Spielwerken der Vergeudung des öffentlichen und Privatvermögens Theil nehmen machen, wodurch sie diese Leute in den Stand stellen, sich denn mit dem vom Hochreichthum auf gleiche Art begünstigten, ins Ungeheure angeschwollenen Dienststand im Land vereinigt ein Blendwerk eines Mittelstands aufzustellen, der kein Mittelstand ist, und im Gegentheil, ich möchte sagen, mit jedem Athemzug, den er thut, die Kräfte des wahren Mittelstands aushaucht, vergiftet und, also zugerichtet, in der Luft verschwinden macht und endlich die öffentliche Meynung von dem, was diesen Stand wahrhaft ausmache, bald zu einer bloßen Idee herabwürdige, die nirgend in der Wahrheit bestehe, sondern nur in den Köpfen von Philosophen und Träumern ausgeheckt worden.

Glülphi hängte dieser Ansicht einen Augenblick mit Wehmuth nach, warf wieder einen Blick auf seine Schule und auf seine Traumnacht und sprach dann mit der Kraft der entschlossenen, innern Ueberzeugung das Wort aus: es kann geholfen werden, es kann dennoch geholfen, der Mittelstand kann in seiner Kraft und in seiner Wahrheit wieder herge-

stellt werden, und zwar durch Mittel, deren Keime in meiner Schule offen vorliegen und deren sicheres Wachsthum in meiner Traumnacht offen vor meinen Augen lag. Aber wenn's geschehen soll, so kann es nur durch Zeit und Geduld erzielt werden, und was bey zehen und mehr Jahren für diesen Zweck geschehen kann, darf nur als Vorbereitung und Anbahnungsmittel der Hoffnungen und Ahnungen, die hierin statt finden, angesehen werden. Das, was jetzt von einzelnen Menschen und selber von guten Herrschaftsherren, wenn sie auch darüber in einer so vortheilhaften Lage sind, als Arner, geschehen kann, ist unter den Umständen und in der Lage, in der die Welt jetzt ist und gern bleiben will, wie ein Tropfen süsses Wasser, den man in ein gesalzenes Meer schüttet; doch wenn einem nichts mehr zu Geboth steht, muß man sich mit diesem Wenigen begnügen und in jedem Fall müssen die Anfänge zu einem diesfälligen Ziel durch Mittel angebahnt werden, die denen gleich sind, die Arner hiefür versucht. Indessen bin ich doch für die Zukunft nicht ohne Hoffnung. Wenn Bylifsky ganz ist, was ich ahne, und Glück hat, wie ich hoffe, so kann er vielleicht mit der Zeit kleinern und größern Büche in das Salzmeer hineinlenken, in das wir jetzt nur einzelne Tropfen hineinzuschütten vermögen.

§. 84.

Es stieg durch sein Herz und nicht durch seinen Kopf auf die Höhen seiner Menschlichkeit.

Aber so gerne ich meinen Glülphi in den Folgen des Eindrucks, den seine Träumernacht auf ihn machte, ins Aug faßte, und so gerne ich mich lange bey ihm aufhielte, wie ich mir ihn in den ersten Folgen dieses Eindrucks vorstellte, so muß ich mich doch nicht länger dabey aufhalten, als er sich selber dabey aufhielt. Er vergaß schon morgen, sobald er in seine Schule hineintrat, seinen Traum, die Welt und alles Dichten und Trachten nach Welt- und Volksverbesserung. Er war ganz wieder mit Leib und Seel der Schulmeister, der nur den Augenblick vor sich sah, indem er jetzt als Vater und Lehrer in der Mitte seiner Kinder dastand. Er lebte ganz in diesem Augenblick der Gegenwart. Die Vergangenheit war gleichsam eben wie der Traum der Zukunft, der die Nacht vorher seine ganze Seele erfüllte, verschwunden. Er sah jetzt wieder nur seine Kinder. Ihr Daseyn verschlang ihn jetzt in diesen Pflichtstunden seines Lebens, wie wenn ausser seinen Kindern neben ihm keine Welt wäre. Oh, könnte ich doch die Kraft seines jetzigen Schulmeisterlebens schildern, wie sie wirklich war! Sie bestand wesentlich im wachsenden Festhalten seiner Aufmerksamkeit auf jedes einzelne Kind, und zwischen hinein werfe ich noch das Wort: wahre Menschensorge ist individuel; Götter mögen das Ganze,

Götter mögen die Welt besorgen; der Menschen Sorge für den Menschen ist Individualsorge und das Christenthum ist Heiligung dieser Individualsorge, indem es dem einzelnen Menschen als einzeln, ohne alles Begleit und ohne Zugabe in die Arme seines Vaters hinführt und dem Herzen seines Erlösers nahe bringt. — Glülphi sah jetzt nicht mehr den Haufen seiner Kinder. Dieser Haufen, sowie er zusammen dastand, war jetzt nichts mehr für ihn. Jedes Kind stand einzeln vor ihm und er lebte, wenn ers erblickte, oder wenn er nur an dasselbe dachte, so ganz in ihm, wie wenn sonst kein anderes neben ihm da wäre. Aber es war auch kein einziges, das er nicht also ins Aug faßte, wenn er es erblickte oder an es dachte.

Soweit hatte sich der Mann in seinem Schulmeisterdienst zu der Mutterkraft erhoben, mit welcher das edelste Weib in dem Augenblick, wenn es seinen Säugling an die Brust legt, nicht denkt, daß es noch ein anderes Kind habe; aber denn hinwieder, wenn sein Bruder auch nur mit einem kleinen Schmerz am Finger zu ihr hinspringt, den Säugling beyseits legt und nicht mehr an ihn denkt, bis es den Finger des Bruders mit mütterlicher Zartheit verbunden und er dankend und zufrieden wieder von ihr wegspringt. — Also trug er die Kinder seiner Schule alle in seinem Herzen. Dadurch aber kam er auch dahin, daß er Tag für Tag die Stuffe, auf der jedes derselben in seinem Unterricht stand, genau kannte. Er sah mit jedem Tag tiefer in das Herz eines jeden, und kannte mit jedem Tag mehr all ihr Dichten und Trachten, und ebenso, wie in seine Kinder, drang er mit jedem Tag tiefer in den

Geist seines Unterrichts und seiner Mittel hinein. Er fühlte besonders mit jedem Tag mehr das grosse Verderben der trügenden Abrichtungskünste unsers Geschlechts, durch die wir immer mehr dahin gelangen, nicht nur mehr zu scheinen als wir sind, sondern uns selbst zu täuschen, und wirklich zu glauben, daß wir seyen, was wir nicht sind. Er fühlte dieses Verderben der Abrichtungskünste in sittlicher Hinsicht vorzüglich in dem Einfluß der auswendig gelernten und gedanken- und gefühllos dahergeplapperten Gebethe auf unsere Selbsttäuschung. Er fühlte es in dieser Rücksicht ebenso in dem Selbstbetrug, in dem wir den Traumeindruck belebter Bilder und Wörter von religiösen Gegenständen für wirklich religiös belebte Kraft unsers Geists und unsers Herzens ansehen. Er erkannte sie in geistiger Hinsicht in den Folgen gedankenlos gelesener, nur mit dem Gedächtniß wörtlich gefaßter, so geheissener Verstandesübungen in den Schulbüchern, und hinwieder in der Selbsttäuschung, die nothwendig daraus entspringt, wenn wir uns durch das Gedächtniß das wörtliche Bewußtseyn von Wahrheiten einüben, die, um wirklich gefaßt und begriffen zu werden, einen weit gebildetern und höhern Grad der Denkkraft und des Urtheilsvermögens voraussetzen als derjenige ist, den wir besitzen. Er kannte sie endlich in Kunst- und Berufshinsicht in vielseitigen Angewöhnungen, Sachen, die wir hundert und hundertmal schon gethan haben, dennoch auf eine ungeschickte und der Natur dieser Sache nicht angemessene Weise in die Hand zu nehmen und dabey trotz aller Erfahrungen doch nicht in den Stand kommen, unsere Ungeschicklichkeit und

Ungewandtheit darin einzusehen und zu behandeln, sondern wie ein alter Schneider, der hundert und hundert Kleider immer zuschneidet, wie er es von seinem Lehrmeister gelernt und bey aller seiner Ungeschicklichkeit und Ungewandtheit ewig nie dahin kommt, einzusehen, daß wenn er gelernt hätte, die Menschenform, die er bekleiden soll, fester und genauer ins Aug zu fassen und auch das Tuch, das er verschneiden soll, bey jedem Schnitt, den er darein macht, gewandter und vielseitiger in die Hand zu nehmen und anzuschauen, er dadurch ein besserer Schneider würde und dabey noch gar viel Tuch ersparen könnte, das er unnützerweise verschneidet.

Bey diesem täglichen Vorschreiten in der Erkenntniß des vielseitigen sittlichen, geistigen und physischen Verderbens unserer Abrichtungskünste und des verhärteten Routinelebens unsrer Zeitmenschen, das eine Folge der auf das Höchste gesteigerten Routinefertigkeiten unsers Geschlechts wurde er täglich mehr von der Wichtigkeit der elementarischen Ausbildung unserer sittlichen, geistigen und Kunstkräfte überzeugt.

§. 85.

Der Geist ist, der da lebendig macht, das Fleisch ist gar nichts nutz. Der Geist ist geeignet und fähig, beydes, zu bilden und gebildet zu werden; das Fleisch hingegen ist geeignet und fähig, mit Haut und Knochen und auch mit Aug und Ohren abgerichtet zu werden, und hat hinwieder in Haut und Knochen, in Aug und Ohren eine sinnlich thierische Neigung andere abzurichten, wie es selber abgerichtet ist.

Er suchte bey den ersten Uebungen des Rechnens das Anschauungsvermögen der Kinder durch sinnliche Darlegung ihrer Verhältnisse zu beleben und zu stärken, und dadurch ihre sinnlich also vielseitig begründete Anschauung der als Zahlverhältniß vor ihnen stehenden Gegenständen zum innern, geistigen Bewußtseyn dieser Verhältnisse zu erheben. Er ordnete diesfalls die Reihenfolgen der Zahlen für diese Kinder auf eine Weise, daß das gesuchte Resultat der Bildung des geistigen Anschauungsvermögens und der daraus entspringenden Schlußkraft, welche zur weitern Behandlung der die Denkkraft bildenden Zahlübungen nothwendig sind, mit Sicherheit erzielt werde. Diese Behandlung der Anfangsübungen des Rechnens schien im Anfang allen Personen, die rechnen konnten, und selber

dem Pfarrer und dem Junker unzweckmäßig und unbegreiflich. Die Kinder schienen eine Weile gar nicht zu lernen, was man gewöhnlich rechnen heißt, aber denn nach wenigen Wochen entfaltete sich in ihnen eine innerlich belebte Rechnungskraft, die diese Herren mit sammt ihrer innerlich todten, durch blosse Abrichtungsmittel erzielten, positiven Rechnungskunst vor sich selber erröthen machte, indem sie selber mit der ganzen Kunst ihrer Rechnungsfertigkeiten die kindlichen Rechnungsaufgaben nicht mit der Leichtigkeit auflösen konnten, mit welcher dieses selbst die jüngsten seiner Kinder thaten. Das fiel ihnen um so mehr auf, da die größern und vorgeschrittenern seiner Kinder durch die psychologisch geordneten Zahlübungen zu einer solchen allgemeinen, innern Belebung der Denk- und Forschungskraft gelangten, daß die Anwendung dieser Kräfte für sie einen Reitz hat, der es ihnen beynahe unmöglich machte, irgend einen Gegenstand oberflächlich und gedankenlos ins Aug zu fassen. Es bildete sich im Gegentheil in ihnen täglich mehr, und täglich sichtbarer eine Genauheit und Bestimmtheit im Anschauen und Beurtheilen aller Gegenstände, daß ihre sich solid begründende und wachsende Denkkraft, beydes, in ihrem Schweigen und in ihrem Reden immer mehr auffiel. Noch mehr aber als Arner und den Pfarrer übernahm es Glülphi selbst, da er nach einigen durchgeführten, diesfälligen Anfangsübungen fand, daß er in der Klarheit und Heiterkeit der innern Darstellung der Zahl mit den kleinsten Kindern nicht gleichen Schritt halten, sondern durch die Routinefertigkeiten der Rechnungskunst, zu der er eigentlich nicht

gebildet, sondern abgerichtet worden, das Fundament der wahren Rechnungskraft, das reine, geistige Bewußtseyn der Zahlverhältnisse in sich selber geschwächt. Er überzeugte sich durch diese Erfahrung auf eine Weise, wie er es noch nie war, in welchem Grad es für die geistige Bildung der Kinder nachtheilig ist, den Unterricht im Rechnen mit dem Auswendiglernen des Einmaleins und mit den Abrichtungsmitteln zur Kenntniß der vier Spezies und der Regel de tri anzufangen und selbigen darauf zu begründen. Er gestand es sich selbst ein, daß er gegenwärtig in seinem 45ten Jahr die eigentlichen Fundamente des bildenden Rechnens sich mit seinen Kindern erst selbst zum klaren Bewußtseyn bringen müsse, und diese Erfahrung führte ihn dann sehr bald zuerst zu einer dunkeln Ahnung, dann aber sehr bald zu einer sehr klaren Ueberzeugung, daß der Unterricht in der Geometrie, eben wie der in der Arithmetik, zuerst durch Anschauungsübungen aller Verhältnisse des Raums, der Ausdehnung und der Form psychologisch müsse begründet werden, um die geistige, eigentliche, die Formverhältnisse innerlich fassende und schaffende, reine Kraft zu begründen und zu entfalten, so daß er jetzt mit seinen Kindern die Elemente der Raum- und Formverhältnisse auf eben die Weise behandelte, wie er es mit den Zahlverhältnissen gethan hat. Er erhielt aber auch bey dieser Behandlung bey seinen Kindern das nehmliche, und ich muß sagen, noch ein größeres Resultat. Der Eindruck, den der erste Erfolg dieser Uebungen auf ihn hatte, brachte ihn wirklich noch zu einem größern Erstaunen als dasjenige war, zu dem er durch den uner-

warteten Erfolg seiner psychologisch geordneten Zahlübungen gelang. Er sah durch diese Uebungen sechs- und siebenjährige Kinder dahin gebracht, verwickelte Ausdehnungs- und Formverhältnisse durch die Kraft ihrer innern Vorstellung mit einer Leichtigkeit äusserlich anschaulich machen, die den vorgerücktern zwölf- und vierzehnjährigen Kindern unmöglich war beyzubringen und zu ertheilen. Er sah also offenbar, daß die eigentliche, reine Urkraft der Geometrie in dem Alter, in dem man diese Wissenschaft gewöhnlich erst anfangt zu erlernen, in ihren ersten Anfangsbedürfnissen schon so viel als geschwächt und gelähmt dastehe, und er war jetzt ganz überzeugt, daß die ersten Uebungen der Geometrie mit den Kindern im 5ten, 6ten und 7ten Jahr müssen betrieben werden, aber auch, daß diese Uebungen ihrer Natur nach so einfach sind und so einfach seyn müssen, daß jede gebildete Mutter diese Anfangsgründe, wenn sie sich nur ein wenig Mühe giebt, sich dieselbe eigen zu machen, sie ihren Kindern in der Wohnstube mit der größten Leichtigkeit selber geben kann.

§. 86.

Den Eindruck bestimmter Erfahrungen der elementarischen Entfaltung unsrer Geistes- und Kunstkräfte, beydes, auf einen kraftvoll gebildeten Ehrenmann und auf unschuldige Schulkinder.

Dieser Gang der Ideen über die Bildung und Entfaltung der menschlichen Kräfte, die unsern Kenntnissen und Fertigkeiten, wenn sie für uns bildend seyn wollen, zum Grund liegen müssen, beschäftigte ihn nunmehr mit grosser Lebhaftigkeit und mit grossem Interesse. Einmal stand er im ersten Staunen über seine diesfällige Erfahrungen wie vom Blitz getroffen da und mußte unwillkührlich zu sich selber sagen: steht denn in unsern Tagen das Erziehungswesen nirgend in keinem einzigen seiner Fächer auf richtig berechneten Fundamenten. Vorher und bis auf diese Stunden hätte er eher an den Tod als daran gedacht, als daß z. B. das Schreibenlernen, etwas anders als die Uebung einer blos mechanischen Fertigkeit sey, und daß also dieser Unterricht in die am vorzüglichsten gebildete Kraft unserer Zeit hineingefallen und also in demselben auch auf eine vorzügliche und vielleicht unübertreffliche Art gegeben werde. Aber jetzt fieng er plötzlich an, ohne daß er noch eigentlich recht wußte warum, auch dieses Unterrichtsfach nicht als vollkommen psychologisch begründet anzusehen und ins Aug zu fassen. Es stand ihm jetzt lebendig vor seinen

Augen, wie seine Kinder durch ihre Uebungen in Raum- und Formverhältnissen diese Verhältnisse durch ihr innerlich gebildetes Erfindungsvermögen gleichsam durch sich selbst finden, in sich selbst entfalten und selber auch durch sich selbst zu einem großen Grad von Leichtigkeit und geschmackvoller Zartheit in der Darstellung derselben gelangen. Er dachte sich jetzt diese Erfahrungserscheinung im Zusammenhang mit der Art, wie er in seiner Jugend zeichnen gelernt, und faßte jetzt den Gang, wie sich seine Kinder in ihren geometrischen Anfangsübungen im Ganzen ihrer Bildung zur Kunstkraft entfalten, im Zusammenhang mit der Erlernung der Zeichnungskunst ins Aug, und fand denn, daß die Bildung der Hand und des Augs der eigentliche Quell sey, durch deren genugsam geöffneten Ausfluß der Zeichnungskunde mit dem ganzen Ausfluß ihrer Bedürfnisse und Mittel gleichsam von selbst hervorgehen, und daß die psychologisch geordneten Anfangsübungen, die Uebungen der Geometrie als das eigentliche A B C aller Hand- und Ausübungen, aus denen die Zeichnungskunde in ihrem ganzen Umfang hervorgehen müsse, angesehen werden muß. Zugleich ward ihm jetzt auch heiter, daß das Schreibenlernen nichts anders sey als eine mechanische Einübung einiger weniger einzelner Formen des Zeichnens, folglich aus den wesentlichen Anfangsübungen dieser Kunst hervorgehen müsse. Auf diese Ueberzeugung gestützt, stellte er alle schon angefangenen Schreibübungen bey seinen jüngern Kindern auf einmal plötzlich still, indem er die genugthuende und kraftvolle Ausbildung der Hand und des Augs als die allgemeine

Basis des Schreibens eben wie des Zeichnens erkannte und als bildendes Vorbereitungsmittel, beydes, zum Schön- und zum Schnellschreiben nothwendig und wesentlich fand. Er gieng noch weiter, er fand in diesen elementarischen Uebungen der Geometrie und in dem damit verbundenen Bildungsmittel der Kunsthand und des Kunstaugs die wesentlichen Fundamente der Volksbildung für alle Handwerke, Berufe und für den ganzen Umfang aller männlichen und weiblichen Arbeitsgattungen und überhaupt aller Fächer der Industrie. Er erklärte sich jetzt auch bestimmt, daß eine den Ansprüchen der Menschennatur und den Bedürfnissen der Zeit genugthuende Volks- und Nationalbildung nur dadurch angebahnt werden könne, wenn die Entfaltung der Grundkräfte unsrer Natur auf eine mit dieser Natur übereinstimmende Weise durch psychologisch geordnete Mittel erzielt und diese jetzt noch so vielseitig mangelnden Mittel von allen Seiten erforscht, geprüft und benutzt würden.

Die Führung seiner Schulkinder, die aus diesen Ansichten und aus diesen Bestrebungen hervorgieng, ergriff diese auch an Leib und Seele, um so mehr, da selbige mit ihrem ganzen Seyn und Thun im innigsten Zusammenhang stand, also daß die Anwendung derselben auf die Reinlichkeit der Wohnstube, auf die Ordnung im Stall, auf ihr Urtheil über Schmied- und Wagnerarbeit, über pflügen und säen, über karren und fahren gleichsam selbst hervorgieng.

§. 87.

Glülphi fühlt, wie sehr ihr ganzes Treiben und Thun in Bonnal nur noch ein schwacher Anfangskeim von allem dem ist, was sie suchen und wünschen, gründet aber doch die Möglichkeit der Anbahnung einer reellen und soliden Volksbildung auf Geschichte und Erfahrung.

Zwar zeigte sich dieses Hervorgehen der thatsächlichen Anwendung der Kräfte, die er in seiner Schulstube rein, aber gründlich, allseitig und übereinstimmend entfalten wollte, wie er sie in der Gertrud Stube entfaltet sah, nur noch soviel als das neue Erscheinen eines Keims, der eben aus dem Boden hervorsproßt, aber Zeit, Geduld, Wartung und Sorge bedarf, bis er zur Reifung der wirklichen Frucht, die er verspricht, zu gelangen vermag. Doch war dieser Keim dem Auge Glülphis schon sichtbar. Auch selber einige Eltern seiner bessern Schulkinder bemerkten, daß diese sich vielseitig in ihrem häuslichen Benehmen zu ihrem Vortheil änderten und besserten. Vorzüglich aber bemerkte Gertrud bey jedem, auch noch so kleinen, reellen Vorschritt der Kinder in der wirklichen Kraftäusserung ihrer sich entfaltenden, geistigen, sittlichen und sinnlichen Grundlagen aller äussern Fertigkeiten und Gewandtheiten, die ihnen durch eine gute Erziehung eingeübt und beyge-

bracht werden müssen. Sie machte auch Glülphi bey jeder, auch noch so kleinen, Erscheinung solcher Vorschritte aufmerksam auf dieselben, und er ward auch durch diese, täglich vor seinen Augen stehenden, Anschauungserfahrungen vollkommen überzeugt, daß die Ahnungen und Hoffnungen, die ihm in seiner Träumernacht so lebhaft vor der Seele standen, nichts weniger als aus der Luft gegriffen und in unserer wirklichen Welt als ein unausführbares Spiel eines sich in den Abwegen der Phantasie verirrten Einbildungskraft angesehen werden muß. Er ward vielmehr überzeugt, daß der ganze Umfang dieser Ahnungen und Hoffnungen eigentlich das wahre Bild der Resultate einer in der Angelegenheit der Volkserziehung und Nationalcultur wirklich weit vorgeschrittenen Staatskunst sey, deren inneres Wesen in allen Epochen der Geschichte, die für die Volksbildung und Nationalcultur als Muster und Vorbilder dastehen, wirklich ausgeführt in ihren Mitteln und in ihren Resultaten als wirkliche, unläugbare Thatsachen vor den Augen der unbefangenen Welt dastehen und anerkannt werden müssen, indem selber der in unsern Tagen noch bestehende Nationalsegen der auf den höchsten Gipfel der Staats- und Bürgerkraft erhobenen Königreiche, Provinzen, Städte und Oerter, namentlich England, Holland, die Hanseestädte sowie die blühendsten Städte der Schweiz und vieler andern Orte, den ganzen, ausgezeichneten Vorschritt ihrer Staatskraft und ihres städtischen und ländlichen Orts- und Haussegens einer Denkungs- und Handlungsart zu danken haben, die das ehemalige, reale Daseyn nicht nur von Sitten, Denkungs- und Hand-

lungsweisen, sondern auch von öffentlichen Staats- und Ortseinrichtungen beurkunden, welche mit dem Geist und dem Wesen der Ahnungen und Hoffnungen dieser Träumernacht in vollkommener Uebereinstimmung stehen, und durchaus als thatsächliche Folgen einer in der Vorzeit wirklich vorhanden gewesenen und in wirklicher Ausführung gestandenen, mit diesen Ahnungen und Hoffnungen ebenfalls übereinstimmenden, in der Nationalbildung und Volkscultur solid vorgeschrittenen Staatskunst angesehen und anerkannt werden muß.

Er fand aber freylich auch, daß diese alte, in unserer Mitte erloschene Staatskunst, deren Geist und Wesen wir in der Sittenlosigkeit des Verschleuderungstaumels unsrer Zeit verloren, nach den Lagen und Bedürfnissen unsrer Zeit neu gestaltet und in neuen Formen wieder belebt werden müsse, daß ihr Geist und Wesen aber ewig nur aus der Wiederherstellung einer, unserm Luxus, unserer Verzärtlung und unsrer Verkünstlung entgegenstehenden, von oben herab begünstigten und bis in die niedersten Hütten hinab belebten Nationalenthaltsamkeit und Nationalgenügsamkeit hervorgehen könne, deren solide Wiederherstellung um so dringender, aber auch um so schwieriger sey, weil bestimmt die Staaten, Provinzen und Städte, die durch die Folgen einer in Rücksicht auf die Nationalbildung soliden Staatskunst und Ortsregierung sich zum höchsten Grad der öffentlichen Staatskraft und des örtlichen Wohlstands und des Privatwohls der einzelnen Menschen in alle Fehler des Verschleuderungstaumels unsrer Zeit hinabgesunken und den alles auffressenden Folgen des-

selben unterlegen, so daß sie mit jedem Tag mehr die Realkräfte verlieren müssen, durch welche ihre Vorfahren ihren Wohlstand gegründet.

---

§. 88.

Eine Schwalbe macht keinen Sommer, Rom ist nicht in einem Tag gebaut worden, aber eine Maus schlüpft in einem Tag durch viele Löcher — item, Gleich's und Gleich's gesellt sich gern und es ist leichter, einen Haufen von Niederträchtigkeiten zusammen zu tragen als einen Kornhaufen, und eine böse Zunge ist ansteckender als das gelbe Fieber.

Doch ich bin schon wieder voreilend in die Staatsansichten hineingefallen, zu welchen Arners Thun hinführen möchte, und muß wieder in mein gutes Bonnal und zu dem langsamen Gang aller Versuche, deren mögliche Folgen Glülphi in seiner Traumernacht so sehr erheiterten und begeisterten, und mich selber aus dem einfachen Gang meines Thuns herausrissen, wieder zurückkehren, obwohl seine Ahnungen und Hoffnungen mit der Thatsache, die ich erzähle, im innigsten Zusammenhang stehen.

Alles Thun Arners und Glülphis ist jetzt blos noch als Privatversuch eines guten, edeln Herrschaftsherrn, der einen braven, kraftvollen Geschäftsmann zum Schulmeister gefunden und einen eben so braven Pfarrer im Dorf hat, anzusehen, und ist für einmal vorzüglich geeignet, zu zeigen, was ein einzelner Mensch, wenn er das Wohl seiner Nebenmenschen in seinen Verhältnissen mit Ernst zu befördern als seine Bürgerpflicht und als seine Christenpflicht ansieht, zu leisten vermag; denn aber freylich auch, wie er, wenn er vom Staat nicht nur verlassen und gleichsam ausser das Recht der öffentlichen Meynung und der öffentlichen Mitwirkung hinausgeworfen dasteht, sondern sogar noch von der von oben herab schlecht bearbeiteten, öffentlichen Meynung und ebenso von einer von oben herab, wo nicht eingelenkten, doch zugelassenen, Entgegenwirkung in seinem Thun gestört und verwirrt wird, wie er, sage ich in diesem Fall, in seinem guten Privatthun denn noch fast unübersteigliche Schwierigkeiten zu überwinden hat.

An sich selber konnten schon alle Vorschritte Arners und Glülphis zur Verbesserung Bonnals, beydes, in Rücksicht auf die Schulführung der Kinder und ebenso in Rücksicht auf das, was sie für die Erwachsenen durch ihre Sonntagsversammlungen zu erzielen suchten, nicht anders als langsam seyn. Dabey verwirrten und hemmten noch äussere Hindernisse den schon an sich langsamen Gang dieser Versuche. Selber die Einmischung der elenden Eichenbergerin war nichts weniger als unbedeutend für die Verwirrung und Erlahmung ihrer Versuche im Dorf. Sie

wußte alles, was im Schloß, im Pfarrhaus und in der Schule vorgieng, in vielen Häusern auf eine Weise darzustellen, daß es die einten Leute im Dorf über Arner, Glülphi und wer es mit ihnen hatte, in böse Laune brachte oder sie ihnen verächtlich machte. So wußte sie den Umstand, daß er einige Kinder, die schon zu schreiben anfangen gelernt, wieder damit aufhören gemacht, dahin zu benutzen, daß einige Narren im Dorf sich von ihr angeben ließen, er zeige dadurch offenbar, daß er die Bauern wieder zu der alten Dummheit, in der sie vor hundert Jahren gewesen, zurückführen wolle, wo keiner von ihnen seinen Namen schreiben konnte, sondern seine Unterschrift und Beystimmung zu dem, was ihm vorgeschrieben worden, mit einem Kreuz bezeugen mußte. Es war aber auch wirklich zum Lachen, wie sie es durch das ungleiche Geschwätzwerk, das sie darüber im Dorf trieb, dahin brachte, daß, indem man in der einen Gasse behauptete, er wolle die Bauernbuben zu Philosophen machen, die nicht mehr an einen Gott glauben und vor lauter Gescheidheit, die sie in den Büchern lernen müssen, ihr Haus und Hof verlumpen werden, denn wieder in einer andern Gasse behaupteten, er werde sie ganz zu der alten Dummheit zurückführen, daß sie wieder katholisch werden und ihren Namen mit einem Kreuz bezeichnen müssen.

Sie wußte aber auch den feinsten Mann, der nach dem Hummel im Dorf war, den Weibel, in ihr Lumpeninteresse zu ziehn. Dieser Mann hatte den Gang des Hummels zum Galgen mit allen seinen Folgen gar nicht ungern gesehn; denn er glaubte sicher, es sey kein Mensch

im Dorf, dem der Junker die Vogtstelle anvertrauen könne als ihm, und war auch äusserst verdrüßlich und böser Laune, als Arner dem Meyer zum Vogt machte. Doch er kannte diesen zum voraus als für diesen Dienst unbrauchbar und war sicher, er komme so geschwind wieder davon, als er dazu gekommen und war in dieser Rücksicht wohl getrost und voll Glauben, diese Stelle werde ihm ein zweytenmal nicht fehlen; aber seitdem das Baumwollenmareili und sein Bruder beym Junker, wie man im Dorf sagt, der Hahn im Korb war und man hie und da anfieng zu sagen, wenn der neue Untervogt, wie man nicht zweifle, seinen Dienst aufgebe, so werde niemand anders als der Baumwollenmeyer Vogt werden, wurde der Weibel in sich selber so wüthend, daß er schwur, alles in der Welt zu probiren, dem Junker Verdruß und ihm seine Herrschaftsstelle so zur Last zu machen, daß sieben Baumwollenmeyer mit allem ihrem Geld nicht im Stand seyn müssen, ihm sie leichter zu machen. Und da er wußte, daß die Eichenbergerin und zwar aus Auftrag der Sylvia, die er gar wohl kannte, die ganze Bonnalersache im Dorf verschreye und den Bauern als eine Sache vorstelle, die man in der ganzen Welt und am allermeisten in der Hauptstadt und bey Hof als eine völlige Narrensache ansehe, die in alle Ewigkeit keinen Bestand haben könne und keinen Bestand haben werde, so war er jetzt seit ein paar Tagen auf den Beinen, um die Eichenbergerin, die er sonst so sehr haßte und verspottete, daß sie vor Angst, von ihm auf eine Weise, wie es ihr ein paar mal begegnet, empfangen zu werden, nicht in sein Haus

hinein durfte, aufzusuchen und Gelegenheit zu haben, mit ihr zu sprechen. Er fand diese auch bald, und war jetzt in seinem Benehmen gegen sie wie ein umgekehrter Handschuh, bemitleidete ihr Unglück, das ihr in der Audienzstube begegnet, mit dem Zusatz, daß, wenn er da gewesen wäre, er gewiß dem Junker vorgestellt hätte, wie das nicht gehen könne, daß er eine Person von ihrem Rang und von ihren Bekanntschaften und von ihrer Erziehung so mit dem Harschier im Land herum zu führen drohen dürfe. Dann ließ er sich in ein weitläufiges Gespräch mit ihr ein, wie verkehrt der Junker alles anfange, welch ein elender Kerl sein neuer Untervogt sey, und wie der Baumwollenmeyer, wenn er, wie man jetzt allgemein sage, Untervogt werde, im Stand sey, den Junker und das ganze Dorf in seinen Sack hineinzustecken und hinzutragen, wo es ihn gelüste.

Das war der Eichenbergerin eine gemähte Wiese. Sie schrieb auf der Stelle an Sylvia, wie sie an dem Weibel, der weit aus der geschickteste und erfahrenste Mann im Dorf sey, für ihre gemeinsame Sache einen Fund gemacht und wie sie an ihm sicher alle Hülfe habe, die sie bedürfe, und wie sie durch ihn jetzt auch den Baumwollenmeyer, den sie schon vorher als einen hochmüthigen und eigennützigen Geizhals gehalten, jetzt vollkommen kenne und wisse, was es mit ihm sey und wie er, wenn er Untervogt werden sollte, für den Junker und für das Dorf ein noch weit gefährlicherer Mann werden könne, als es der Hummel, dem noch gewiß in vielen Stücken Unrecht geschehen sey, je gewesen seyn möge.

Es gieng jetzt auch nicht lange, so war in allen Häusern, in die die Eichenbergerin hineinschleichen und darin ihr Gift mischen konnte, allgemein ein lautes Gerede darüber, wie denn der Junker sey, einen Mann, wie den Meyer, den ein jedes Weib an der Nase herumführen könne, zum Vogt zu machen und wie der Baumwollenmeyer, den er jetzt dazu machen wolle, ein zweyter Hummel werden könne, an dem er und das Dorf, beyde, gewiß bald genug bekommen werden.

Der Einfluß dieser armseligen Eichenbergerin ward aber vorzüglich von den Leidenschaften unterstützt und belebt, die durch die Bestrafungsweise des Hummels und die Nachforschungen über die meisten Vorgesetzten und reichen Bauern in Bonnal, die sich Veruntreuung am Gemeindgut und am Schloßeigenthum haben zu Schulden kommen lassen, veranlaßt, eben wie durch den Neid und Haß, der durch Vertheilung des Gemeindguts und durch die Hoffnung zu zehendfreyen Aeckern, die er den Spinnerkindern versprochen, bey den Reichen im Dorf reg gemacht worden sind.

§. 89.

Der Ingrimm eines in seiner Lebensordnung und Lebensehre gestöhrten Schulmeisters — der Uebergang dieses Ingrimms in Aberglauben und denn des Aberglaubens in schwärmerische Anmaßungen; ferner, Uebergang dieser Anmaßungen zum Hinterfürwerden (von Sinnen kommen) und endlich ein Versuch zur Heilung dieses Hinterfürwerdens durch den Verkauf einer Kuh und durch eine Lustreise ins Schwaderlocherbad. Zwischen hinein die Sorgfalt von Zucker- und Kaffephantasten, daß sie um kein Frohnfastengeld kommen.

Auch die neue Schulführung belebte hie und da einige Leidenschaften. Vorzüglich aber beym alten Schulmeister; selber, nachdem er schon das große, gute Ehrenessen aus dem Pfarrhaus bekommen, fluchte er voll von dem guten Wein, den ihm der Herr Pfarrer geschickt, bis ihn seine Schwester ziemlich unsanft, wie ihr wißt, ins Bett gebracht, hinter dem Tisch über den neuen Schulmeister und das Unrecht, das ihm der Herr Pfarrer zugefügt. Doch that er im Anfang, wenn er von dem Schulmeister redte, ganz stolz; er hielt ihn auch in seinem Herzen bestimmt für nichts anders als für eine Art Soldatenbettler,

denn die Allfanzereyen, die er um des Junkers Suppe willen in der Schule treibe, nur gar zu bald von sich selber erleiden (zum Eckel werden) werden; und verglich das ganze Wesen, wo er hinkam, dem schwangern Berg in der Fabel.

Aber da es nicht gerade in der andern Woche kam, wie er meynte, sondern ihm vielmehr seine beßten Leute Tag für Tag mehr mit dem Bericht kamen, es rühme den neuen Schulmeister bald jedermann, und es sey wie verzaubert, und wie wenn er es den Kindern anthun könne, so richte er mit ihnen aus, was er wolle, so ward ihm darüber so angst, daß er mit seiner Fabel vom schwangern Berg und der kleinen Maus, die aus ihm heraus kroch, allmälig still zu werden anfieng. Im Gegentheil, die Maus kam ihm jetzt bald wie ein Elephant vor, vor dessen Zähnen und Rüssel er sich fürchten müsse. Er faßte auch das Wort, das ihm einige Freunde sagten, es sey wie verzaubert, in einem weit stärkern Sinn auf, als es die verstanden, die es zu ihm gesagt haben. Er hatte es kaum gehört, so hielt er sich in seinem Innersten überzeugt, es gehe bey dem Glück, das der Schulmeister mit seinen Kindern habe, nicht rechter Dinge zu, der Teufel selber möge wohl dabey im Spiel seyn, und dieser Narrengedanken, dessen er, sobald er ihn einmal im Kopf hatte, nicht mehr los werden konnte, trieb ihn denn bald dahin, daß er nicht mehr anders konnte, als er mußte in wenig Tagen bey Nacht und Nebel anderthalb Stund weit zu einem Senn im Münchhof gehen, der in der Gegend den Namen hatte, daß er gegen alle Zauberey und

Lachsnerey erprobte Mittel habe, und den Teufel in solchen Fällen zwingen könne, daß er thun müsse, was er wolle.

Diesem both er dann Geld an, wenn er dem neuen Schulmeister den Teufelsgewalt, den er mit seinen Kindern treibe, nehmen und still stellen könne.

Aber der Senn hatte das Herz nicht, sich an dieses Wagstück zu machen, das, wie er ahnete, weiter langen konnte, als der alte Schulmeister jetzt denken möchte, und ihm mehr schaden könnte, als das Geld, das er ihm dafür anbiethe, werth sey. Er sagte ihm, wenn es Kühe, Stieren oder Roß, oder auch Menschenkrankheiten, die von Hexen und Zauberern herkommen, besonders dergleichen Kinderkrankheiten anbetreffen würde, so wollte er ihm gut dafür seyn, daß er helfen könnte, und wenn er ein armer Mann wäre, so wollte er ihm in solchen Fällen unentgeltlich helfen und helfen können, wenn er rechten Glauben an ihn hätte, aber einen Schulmeister zu entzaubern, dem der Teufel helfe, seine Kinder zu lehren, diesen Fall habe er noch nie erlebt, und es sey in seinem ganzen Zauberbuch kein Recept dafür da.

So ungetröstet, als er vom Münchhöfer-Senn jetzt heimkam, wußte er sich einige Tage nicht zu trösten und gieng ganz still und traurig in seiner Stube, in der er sehr lange Zeit hatte, hinauf und hinunter. Nach ein paar Tagen aber hörte er von des Hartknopfen Gemurmel, das im Dorf herumgieng, der neue Schulmeister sey kein rechter Christenmensch und das ewige Heil der armen Kinder sey in Gefahr, wenn sie unter seinen Händen blieben.

Dieses Gered gab jetzt dem armen Mann, der in seiner Wohnstube lange Zeit hatte, wieder neues Leben. Der Heidenkerl, dachte er jetzt bey sich selber, thut also nicht blos mir, er thut auch dem l. Gott unrecht. Er schob jetzt auch sogleich seinen Zorn über ihn auf Rechnung des Unrechts, das er der Religion und dem lieben Gott selber thue, und nicht mehr auf seine eigene. Das änderte jetzt seine Ansichten über diesen Gegenstand. Sein Zorn über diesen neuen Schulmeister wurde nun in seiner verirrten Seele ein hoher, geistiger, ein heiliger Zorn. Sein Eifer ward jetzt in seiner Vorstellung ein Eifer für die Sache der Wahrheit, des Rechts und der Religion.

Er hieß ihn jetzt einen Heidenmann, seine Schule eine Heidenschule, und verglich das, was man darin trieb, der Kaufhausarbeit im Tempel zu Jerusalem, das mit sammt dem Schulmeister nichts Besseres verdiene, als daß es ihm gehen sollte, wie es der liebe Heiland den Taubenverkäufern und den Geldwechslern gemacht habe.

Das nicht mehr Auswendiglernen des unverständlichen und verwirrten Wortkrams, das der Pfarrer nicht mehr haben wollte, hieß er jetzt eine Verläugnung des wahren Glaubens.

Und das Verkleiben der Streitfrage, die dem Michel Juck das Leben gekostet, eine Verstümmelung des geoffenbarten Willens Gottes, mit dem Zusatz: wenn man eine jede Frage verkleiben wollte, die einen Todschlag veranlaßt hätte, so solle man in der Christenlehre die Frage zeigen, welche man denn nicht verkleiben müßte.

Doch redte er nur so, wenn er allein war; denn er war nicht von der Art der alten, muthvollen, ehrlichen Phantasten, die Leib, Ehr und Blut, von Brod will ich nur nicht reden, an das setzten, was sie für Gottes Sache ansahen, sondern vielmehr von der Art der neuen, muthleeren und ängstlichen, neumodischen Zucker- und Kaffephantasten, die ihrem Leib und Blut und auch ihrem Brod nothwendig so viel Sorgfalt, auch noch mehr als die Weltmenschen, die keine solche Phantasten sind, angedeihen lassen müssen, weil sie mehrentheils, wie der Schulmeister, von Jugend auf verderbter, schwächlicher Natur sind und, also zu reden, Leibshalber nicht ehrlich, oder wenigstens nicht so kraftvoll, gradsinnig, muthvoll ehrlich seyn können, als sie wohl gern wünschten, wenn das ganz und also ehrlich seyn nur nicht soviel Mühe, Selbstüberwindung und Anstrengung brauchte.

Er redte nur also, wo er allein war, oder wo er trauen durfte, und trug auch alle Sorge, daß der Junker es nicht etwa erfahre und ihm dafür das Frohnfastengeld nehme, welches er ihm, wenn er den Schulmeisterdienst schon nicht mehr versah, gelassen habe, aber freylich mit dem Zusatz, so lange er sich in Rücksicht auf den neuen Schulmeister und das, was man jetzt in der neuen Schule treiben werde, vernünftig und bescheiden aufführen und sein Maul darüber nicht auf eine Weise brauchen werde, wie er schon gehört habe, daß er es hie und da versucht. — Auch that es ihm weh, daß er sein Herz so wenig erleichtern und seine Gesinnungen und Empfindungen darüber so grausam verschlucken mußte, daß er manchmal in

der Mitte der Nacht aufstand und wie wenn er von Sinnen kommen wolle mit einer Geißel in der Hand an Stühl' und Bänken probirte, wie es auch käme, wenn einer, wie der Heiland im Tempel, die Spinnräder und Schreibtische in der Schulstube, so unter und über sich kehrte und mit sammt dem Heidenmann die Stege hinab und aus seiner Schule hinausjagte.

Zwar nahm er sich auch dabey in acht, daß Thüre, Fenster und Läden beschlossen seyen.

Aber des Sigristen Frau, die unter dem gleichen Dach wohnte, stund einmal, da er so ein Gepolter in seiner Kammer machte, in der Nacht auf und sah ihm durch's Schlüsselloch zu, was er machte.

Es dünkte sie nicht anders, als er müsse hinterfür (ganz von Sinnen gekommen) seyn. Sie weckte ihren Mann zur Stund auf, sagte ihm, was sie gesehen und am Morgen darauf fragten ihn beyde: was es doch in der Nacht mit dem Gepölter, das man in seiner Kammer gehört, gewesen sey?

Er gestund es ihnen, es wandle ihn manchmal so an, daß er nicht schlafen könne, bis er seinen Eifer gegen den Heidenkerl, der ihn so aus der Schule verdrängt und jetzt seine ehrliche, alte Christenschule so heidnisch und gottlos führe und verderbe, auf eine Art, wie er könne, abgekühlt.

Das gieng seinem Bruder so zu Herzen, daß er zu ihm sagte: ach, könntest du deinen Zorn doch nur an dem Heidenkerl selber ausüben.

Ja, sagte der Schulmeister, ich habe schon manchmal daran gedacht, wenn nur das verfluchte Fronfastengeld nicht wäre, so wüßte ich schon, was ich thun wollte. — Und nach einer Weile sagte er wieder: wenn mich irgend etwas in meinem Glauben, den ich doch schon in meinem sechsten Jahr auswendig konnte und noch auf den heutigen Tag vollkommen auswendig kann, irr machen könnte, so wäre es dieses, wie der l. Gott es zulassen könne, daß seine treuen Diener ihren wohlverdienten Lohn und ihr tägliches Brod aus der Hand solcher Heidenleute ziehn müssen, und darum hundertmal, wo ihnen oder andern armen Leuten unrecht geschieht, schweigen und dastehen müssen, wie stumme Hunde, die nicht bellen können. — Dann setzte er noch hinzu: wie sie mich doch zu einem unglücklichen Menschen gemacht haben, daß auf der weiten Erde bald kein unglücklicherer Mensch seyn kann. — Es schien, als wenn ihm Thränen in die Augen kommen wollten. Dann aber sah er sie plötzlich wild an, bis die Zähne über einander und hielt beyde Fäuste zusammen, wie wenn er damit darein schlagen wollte. Dieses Benehmen machte des Sigristen Frau todangst; sie sagte zu ihrem Mann: es ist, wie wir in der Nacht zu einander gesagt haben, er wird sicher hinterfür, wenn er diese Sachen nicht aus seinem Kopf schlägt.

Der Sigrist theilte mit seiner Frau die nehmlichen Besorgnisse, und sagte: es ist, weiß Gott! zu fürchten, daß er das werde, wenn er es nicht schon mehr als halb ist.

Beyde suchten ihn jetzt zu beruhigen und sagten ihm unter andern: er habe ja zu essen und zu trinken, mehr als er brauche, und dabey keine Kinder; er solle Ruhe suchen, und alles aus dem Kopf schlagen, was ihn plage und weh thue. Er solle denken, das was ihm mit dem Lieutenant begegnet, und daß er ihm vorgezogen worden, sey doch, da man ihm das Einkommen gelassen, eigentlich nur ein Zeitliches und nur eine Ehrensache, mit der er es nicht so genau nehmen solle. Der Sigrist setzte denn noch hinzu: denk' doch, Bruder, wie vielmal du mir selber gesagt hast, Ehrensachen und Narrensachen seyen gleichviel; es sey keine viel werth.

Der Schulmeister antwortete: Bruder, es ist wahr, ich habe immer geglaubt, ein rechter Christ müsse Ehrensachen und alles dergleichen Zeug gar nicht achten, und doch thut es mir jetzt so grausam weh, daß ich auf eine solche Weise an der Ehre angegriffen und gekränkt worden bin, und wenn ich mir auch den Kopf darob zerbrechen müßte, so weiß ich doch nicht, wie ich es anfangen und was ich machen will, um mich darüber zu trösten und zu beruhigen. — Eine Weile darauf sagte er dann doch: es steckt mir im Kopf, ich müsse etwas thun, mich zu zerstreuen, und ich denke fast, ich wolle am Hirzauermarkt, der am nächsten Freytag ist, eine Kuh verkaufen, und mit dem Geld davon mir ein paar Wochen im Schwaderlocherbad wohl seyn lassen; wenn ich dann wieder zurückkomme, so hoffe ich, die Sachen seyen mir dann wenigstens mehr als jetzt aus dem Kopf, und quälen und plagen mich dann nicht mehr so gar.

Der Bruder und seine Frau sagten ihm beyde, er thue sehr wohl daran, und es sey ein recht guter Einfall mit dem Bad und mit der Kuh. Aber als sie von ihm weg-kamen, sagte der Sigrist doch zu seiner Frauen: das gibt eine theure Cur mit einer ganzen Kuh.

Und seine Frau erwiederte: ja, aber wenn er hinter-für würde, es würde noch gar viel mehr kosten — und setzte dann noch hinzu: es ist gut, daß wir nicht viel auf sein Erb hoffen, es ist mir nicht, als ob wir einen Kreuzer von ihm bekommen werden, wenn er stirbt.

Ich denk' es auch, sagte der Sigrist, er nahm ja das mit einer ganzen Kuh ins Bad gehen so leicht auf, als wenn es nur so viel Batzen anträfe, als die Kuh Dublo-nen gilt.

§. 90.

Uebergang von einer Schulmeisternoth zu einer Wirthshausnoth, und Vorfälle, die mich zweifeln machen, ob das Weintrinken dem Menschen natürlich, oder ob es, wie das Handschuh- und Perrückentragen, ein Werk seiner Kunst und Civilisation sey.

So schwer es den Schulmeister ankam, aus dem alten Gleis seines Lebens herauszutreten, und so groß die Noth war, die ihn dahin brachte, sich im Schwaderlocherbad mit einer ganzen Kuh wieder zur Vernunft zu helfen, und so ausserordentlich die Cur, die er dafür nothwendig zu haben glaubte, auch scheinen mag, so war er doch nichts weniger als der einzige Mensch im Dorf, der auf die oder auf diese Weise eine Cur von dieser Art nothwendig hatte. Die Gewalt der alten Geistes- und Herzensrichtung, die in diesem Dorf fast allgemein geworden, war bey vielen Menschen eben so eingewurzelt und unauslöschlich, als bey diesem Schulmeister, und das Lumpenleben, das darin hervorgieng, war eigentlich zum allgemeinen Gewohnheitsleben des Dorfs geworden. Wohin dann aber das führt, weiß jedermann. Wer immer die Menschennatur nur als eine thierische Natur und unser

Geschlecht nur als ein thierisches Geschlecht ansieht, hat ganz recht, wenn er sagt, der Mensch ist ein Gewohnheitsthier und von einem solchen Thier darf man in Rücksicht auf seine eingewurzelten Gewohnheiten sich auch dahin äussern: kann auch ein Mohr seine Haut und ein Parder seine Flecken ändern?

So war jetzt das halbe Dorf gewohnt, alle Abende ins Wirthshaus zu gehn. Arner aber hatte seit den Vorfällen mit dem Hummel dieses Haus beschliessen lassen, so daß für einmal niemand Wein darin ausschenkte.

Diese Maßregel hatte die sonderbarsten Folgen. Es gab alle Tage mehr Leute, denen das nicht recht lag, und die sich auf die verschiedenste Art dagegen äusserten und unter andern behaupteten, der Mißbrauch hebe den guten Gebrauch einer Sache nicht auf; der Wein sey eine Gabe Gottes, und der liebe Gott möge ihn armen Leuten so wohl gönnen als reichen. Dergleichen Reden flossen denn noch aus dem Mund von Leuten, von denen man es gar nicht erwartet hätte. Auch war in nicht wenigen Haushaltungen vom Morgen bis am Abend nichts als Streit, weil der Vater nicht wie er's gewohnt war, am Abend ins Wirthshaus konnte, und die Mutter aber auch nicht, wie sie's gewohnt war, zu Zeiten ein Glas Wein daraus kommen lassen konnte. Denn dieses thaten sehr viele Weiber im Dorf, und bezahlten denn den Hummel dafür mit Baumwollengarn, das sie dem Mareili gestohlen, oder mit dem Lohn, den sie von ihm empfangen und ihren Männern abgeläugnet. Der Unwillen über dieses

Beschliessen des Wirthshauses wurde auch immer größer und die heimlichen und öffentlichen Klagen darüber immer bitterer.

Eine Mäckerin sagte dieser Tage beym offenen Brunnen: es würde den Junker wohl lehren, das Wirthshaus wieder aufzuthun, wenn er nur ein paar Tage so eingesperrt seyn und es haben müßte wie sie.

Des Arbi's Elsi sagte das nehmliche, und setzte hinzu: sie wollte lieber in die Hölle, als noch ein halb Jahr mit ihrem Mann so leben, wie er jetzt sey, seitdem das Wirthshaus beschlossen.

Eine Rhynerin ward ob den Zänkereyen, die es alle Augenblicke in ihrer Wohnstube gab, so hässig, daß sie ein Kalb, welches sie im Stall besorgen sollte, so roh an die Wand stieß, daß es darob verreckte.

Selber viele Kinder empfanden es beym Strehlen, beym Ankleiden und beym Waschen, daß ihre Mutter weit roher mit ihnen umgieng, als da das Wirthshaus offen war. — Das Aergerlichste, was darüber begegnete, war aber dieses: ein alter Leupi machte um deswillen auf seinem Todbett nicht wie ein Christenmensch, und gab dem Pfarrer, da er zu ihm kam, und ihn fragte, „wie es auch mit ihm stehe?“ zur Antwort: er sey am Einpacken, wenn er mit wolle. — Der gute Pfarrer schüttelte den Kopf und sagte: was das auch für eine Rede sey in seinen Umständen? — Der alte Kerl aber fuhr in seinem Ton fort und sagte: es sey kein Wunder, daß er so rede; es gebe ja einem niemand mehr ein Glas Wein auf den

Weg, wenn man auch vor Durst erstickte. Und hiemit kehrte er sich um und murrte gegen die Wand.

Der Pfarrer, der sah, daß er jetzt hier nichts Gutes ausrichte, gieng fort, schickte ihm eine Flasche Wein, die er dann plötzlich austrank, und als dieser wieder kam, empfieng er ihn doch etwas freundlicher, war aber so schwach und dem Tod so nahe, daß der Pfarrer ihm bey seinem Hinscheiden wohl noch einige Aufmerksamkeit bezeigen, aber nicht mehr viel mit ihm reden konnte.

Die in bösen Gewohnheiten veraltete und verhärtete Menschheit fällt gar oft in einen Zustand, der dem Todbett dieses alten Manns gleich ist. Der Pfarrer that alles Mögliche, einige solcher verhärteten Menschen auf bessere Wege zu lenken, und die meisten von ihnen schienen ihm auch Gehör zu geben und versprachen alles Gute; aber wenn sie es dann ausführen und halten sollten, wie sie es versprochen, so war es dann immer wieder anders.

§. 91.

Ein Quacksalber, der nicht gern einem guten Arzt über seine Arzneyen und Curen zur Red steht, und weil seine Kundsame mindert, vor langer Zeit gern wieder zu der alten Henkers-Familie, von der er herstammt, zurückkehren möchte.

So gieng es ihm auch mit dem Treufaug. Er hatte ihm beym Todbett der Vögtin alles Gutes versprochen und namentlich, er wolle mit dem Dr. Müller über seine Arzneyen und Erfahrungen reden. Der Pfarrer erinnerte ihn seitdem mehrmal an sein Versprechen. Er schlug es ihm auch jetzt zwar nicht geradezu ab, aber er hatte immer einen Vorwand, warum es heute und morgen nicht wohl seyn könne.

Bald mußte er noch Schriften und Papiere zusammensuchen, ehe er es thun könne; bald, es sey noch die Frage, ob dem Dr. Müller damit gedient sey? bald, es sey nur Wasser in See getragen, und der Müller habe ja studiert, und wisse im kleinen Finger mehr als er im ganzen Kopf, und wieder: wenn der Herr Doctor etwas mit ihm wolle, so wisse er ja wohl, wo er zu Hause sey.

Aber es stand dem Dr. Müller auch nicht an, ihm dafür nachzulaufen. Er sagte dem Pfarrer deutsch: er glaube nicht, daß er etwas wisse, und noch weniger, daß er ihm etwas sage; und denn müsse er gestehen, er möge nicht, daß man ihm nachrede, er sey ihm dafür nachgelaufen und habe sich von ihm zum Narren halten lassen.

Aber der Pfarrer, der immer bis zur Einfalt seinem guten Herzen folgte, ruhte nicht, bis er sie einmal bey einander hatte, und brachte es endlich bey einem Mittagessen im Pfarrhaus dahin.

Der gute Mann gab das Beßte, das er in der Küche und im Keller hatte, und that alles, was er konnte, den Henkerskerl in gute Laune zu bringen. Er setzte ihn, als den ältern Arzt, oben an Tisch, trank zuerst seine Gesundheit, und sagte beym ersten Glas, sie wollen alle drey nächstens mit einander ins Schloß; der Junker werde ihnen dann einen andern einschenken, als dieser sey, wenn er höre, daß sie so mit einander gute Freunde geworden.

Der Müller ließ sich das Untenansitzen und alles gefallen, weil sonst niemand da war, und der Pfarrer ihm vorher das Ehrenwort gethan, er soll es doch nicht achten, er richte sonst mit dem alten Narren nichts aus.

Es hatte im Anfang auch den Anschein, wie wenn es dem Pfarrer nicht fehlen wollte.

Der Treufaug soff darauf los und fieng an, so gesprächig zu werden, daß dieser meynte, er werde, ehe er vom

Platz aufstehe, auskramen, was er im hintersten Winkel wisse.

Es war nichts weniger. Er redte kein wahres Wort und schnitt auf, daß der Müller, wenn ihm schon der Pfarrer einmal über das andere winkte und ihn noch mit den Füssen unter dem Tisch stieß, daß er schweige, sich doch nicht mehr halten konnte und ihm widersprach.

Nun war's aus. Der Treufaug fieng jetzt an, ihn anzuschnauzen: wenn er's besser wisse, so solle er reden und er wolle schweigen. — Doch sah er, so sehr er einen Rausch hatte, es dem Pfarrer an, wie sehr es ihm weh thue, daß es so gehe; aber es machte ihm nichts. Er blieb nur noch, um die Gläser zu leeren.

Als dieses geschehen, stand er schwankend auf, stammelte ein paar Worte des Dankes für die Ehre, die ihm der Herr Pfarrer erwiesen, suchte seinen Hut und seinen Stock und wanderte weiter.

Als er fort war, sagte der Dr. Müller zum Pfarrer: da sehen Sie jetzt, daß ich recht hatte, und daß man einen alten Stier, wie dieser einer ist, nicht einmal wie eine alte Kuh melken kann.

Der Pfarrer erwiederte: es ist mein Fehler, daß ich an solchen Leuten immer mehr hoffe, als ich sollte.

Das war schon längst todt in ihm, was dem Menschen warm macht, wenn sie sehen, daß sie jemand kränken, das plagte ihn nicht mehr.

Was ihn plaget, ist die Langezeit, die er hat, seitdem die Tragbarenhistorie ihm seine Kundsame verrieben.

Er klagte auch einem jeden alten Weib, das bey ihm still stund, wie ihm das weh thue.

Und da sein Vetter von Audorf, dem er sonst, wenn er ihm nur den Schatten sah, immer rühmt, wie gut er's habe und wie ein großes Glück es für ihn sey, daß sein Großvater ehrlich worden, jetzt auf einer Reise ins Oberland bey ihm zusprach, fieng er an, die hellen Thränen zu weinen und ihm zu klagen, wie es ihm jetzt gehe und wie er oft bey ganzen halben Tagen keine lebendige Seele in seiner Stube sehe.

Der rohe Vetter gab ihm zur Antwort: er solle nur zu ihm hinabkommen, und da soll er den ganzen Tag Leute genug und alles haben, was er nur wünsche.

Das leuchtete ihm wohl ein; aber es kam ihm übers Herz, so aller Ehre gute Nacht zu sagen. Doch bey mehrerm Nachdenken, da er fand, es sey schon aller Ehre gute Nacht gesagt, entschloß er sich, innert 14 Tagen das Haus zu beschliessen und ins Land hinunter zu ziehn, zum Meister Johannes, dem Henker in Audorf.

§. 92.

Es stört die Buß- und Besserungstage alter Sünder nichts so sehr, als wenn sie über ihre alten Sünden mit ihren Mitsündern selber in Streit gerathen.

Auch mit dem Hummel war es das Nämliche. Er erhielt sich nicht in der Stimmung, in die ihn des Pfarrers gute Sorgfalt in seinem Unglück hineingebracht hatte. Seine Schulden zwangen ihn, sein Hab und Gut seinen Creditoren darzuschlagen. Alle Tage kamen neue Forderungen an ihn, und da die meisten größer waren, als die Summe, die er als schuldig in seinen Büchern erkannte, so forderte bald dieser, bald jener mit ihm persönlich darüber zu reden und sich mit ihm zu verständigen. Davor fürchtete er sich wie vor dem Schwerdt; aber es war unausweichlich, und das Schimpfen und Fluchen über ihn und über alle List, über alle Lügen und alle Betriegereyen, durch die er seine Creditoren so tief hineingebracht, war im Dorf allgemein, und wurde dadurch noch stärker, daß er fast über alles, worüber er gefragt wurde, nur ausweichende Antworten gab. Es war indessen jetzt gar nicht mehr die Zeit, in der ihn die, denen er schuldig war, fast mehr fürchteten als die, die ihm schuldig waren.

Dieser Umstand und die Gefahr des Verlusts brachten viele bey seinem Benehmen dahin, daß sie ihn jetzt gar nicht schonten, sondern frey und gerade heraussagten, wie es ihrer Forderungen halber stehe. Das brachte aber den Hummel ganz und gar aus der geduldigen und bescheidenen Stimmung heraus, in die ihn sein Unglück, das Todbett seiner Frauen, des Pfarrers gute Sorge und auch des Hübelrudis edle Handlungsweise gebracht hatte.

Sobald einer von ihnen schonungslos mit ihm redte, und ihm einen Wink über das Unrecht gab, in dem er gegen ihn stehe, antwortete er ihm mit der ganzen Derbheit seiner alten Tage. Zu einigen sagte er gerade heraus: ihr habt zu reden, ihr; ihr seyd größere Schelmen als ich; ihr habt dieses gethan, ihr habt jenes gethan und jetzt danket ihr mir es so, daß ich euch eure Schelmenstücke habe verschweigen helfen. — Und bey vielen hatte er wahrlich recht. Aber der Eindruck, den dieser Umstand auf ihn machte, konnte doch nicht wohl verderblicher seyn. Es war, wie wenn alles Gute, das der Pfarrer wieder in ihn hineinzubringen versucht hatte, in ihm verschwand. Er stand vor diesen Leuten täglich da, wie er vor altem war. Seine alte Sünde floß gleichsam neu belebt in seinen Adern. Die Kraft, seine Fehler und Gelüste wirksam zu machen, fehlte ihm freylich, aber in gewissen Augenblicken äusserte sich seine Wildheit nur desto roher in ihm. Die ernsten, guten Gedanken, die ihm der Pfarrer beyzubringen gesucht, waren jetzt wie in ihm ausgelöscht. Er

fühlte nur mit dem bittersten Unwillen und Gram, daß er jetzt Haus und Hof und Mühle und alles verlassen und als ein blutarmer Mann sein Leben in einer Winkelstube des Dorfs zubringen müsse. Diese böse Veränderung in dem Gemüth dieses Manns, that dem guten Pfarrer, der sie gar nicht erwartet hatte, jetzt sehr weh, und er machte den Vogt mit Thränen darauf aufmerksam. Dieser antwortete ihm: es ist wahr, die Leute, die jetzt täglich zu mir kommen, bringen mich ausser alle Fassung; ich kanns nicht aushalten, wie sie mir begegnen und wie sie jetzt alles vergessen, was sie mir zu danken haben; wenn nur niemand mehr zu mir gekommen wäre und ich mit keinem Menschen kein Wort mehr hätte reden müssen, so wäre es mit mir gewiß nicht also gekommen. — Er versprach dem Pfarrer auch allemal, in Zukunft auf seiner Hut zu seyn; aber es waren leere Worte. Sobald jemand wieder von seinen Schulden mit ihm redte und ihm ein böses Wort gab, so war's immer genau, wie wenn man Feuer zum Pulver hinzulegt. Und so wie jetzt seine Leidenschaften wieder in ihm erwachten, so nahm denn auch seine Ermattung in gleichem Grad zu. Wenn er von einer solchen Zänkerey wegkam, so stand er oft ganze Viertelstunden mit offenem Maul und mit starren, aufgesperrten Augen in einem Ecken seiner Stube, wie wenn er verrückt wäre und glich vollends einer ausgebrauchten, verrosteten Maschine, in der kein einziges Rad mehr in seinem alten Leben fortläuft. Er empfand das aber auch selber, und sagte einmal zum Pfarrer: es sey mit ihm wie

mit einem abgestandenen Wein; so lange man ihn schüttle und rüttle, scheine es wohl, er habe noch etwas Geist, wenn man ihn aber nur ein paar Stunden wieder stehen lasse, so sey er hinwieder die alte, abgestandene Lüren.

§. 93.

Die Vorsätze schwacher Leute sind wie ein Rauch, der warm aus dem Kamine aufsteigend hoch in die Luft empor wallt, aber denn darin plötzlich erkaltet und verschwindet, und wo man hudi hudiho ruft, da geht mancher toll und voll und wie ein Narr heim, der sonst bey Hause gewöhnlich nüchtern und gar kein Narr ist.

Indessen, daß das Alte, Verhärtete, Böse in Bonnal noch so unerschütterlich fest stund und Arners gutes Thun auf dieses Verhärtete, Böse hie und da nicht anders wirkte, als Geißelhiebe auf Stiere, die sich, wenn sie dieselbe fühlen, in den Nacken werfen und ihre Hörner hervorstossen, so zeigte sich auch auf der andern Seite das Gute, das der Junker im Dorf anzubahnen suchte und hie und da angebahnt glaubte, wie man bey uns sagt, noch ganz nagelneu als ein sich kaum eben entfaltender Keim, der noch durchaus keine feste Wurzel in seinem Boden gefaßt. Dieses zeigte sich sehr auffallend am Hirzauer Markttag. Dieser Tag war schon seit langem ein eigentlicher Juheyen- und Narrentag für Bonnal. Hirzau ist ein eigentliches Nest für Fresser, Saufer und Spieler. Fast die halben

Häuser am Ort sind Schenk-, Wirths- und Kaffehäuser und mehr als ein Dutzend Bürger sind Geiger. Auch gieng dieser Tag beynahe nie vorüber, ohne daß Lumpenstreiche, Schlägereyen, Diebstähle und aller Arten von Unannehmlichkeiten an demselben begegnete. Der Lieutenant hatte ein paar Tage vorher in der Schule gesagt: er hoffe, es werde an diesem Tage keines ausbleiben, und in dieses Lumpennest hingehen. Auch der Pfarrer hatte am Sonntag in der Kirche dagegen gewarnt und die Frauen, die am Sonntag gewöhnlich ins Pfarrhaus kommen, hatten ebenfalls seit mehrern Tagen jedermann, mit dem sie zu Red kamen, gesucht, von dem Besuch dieses Markts abzuhalten; insonderheit warnte das Mareili die Spinnerweiber, die zu ihm kamen, gar sehr davor, und sagte ihnen bestimmt: glaubt nur sicher, es kommt kein Bein nach Hirzau, von dem es der Junker und der Pfarrer nicht vernimmt, und es ist jetzt doch keine Zeit, weder den einten noch den andern ob so etwas vor den Kopf zu stossen.

Auf diese vielseitigen Warnungen hin hatten auch die meisten Leute sich vorgenommen, zu Haus zu bleiben und einige gutmüthige Leute, die hie und da solche gute Vorsätze aussprechen hörten, fiengen wirklich an zu rühmen, wie sehr es in dieser Rücksicht im Dorf gebessert. Aber wer das Dorf besser kannte und nicht blind gutmüthig war, hatte keinen Glauben an dieses so plötzliche Bessern, und da ein junger Renold sich auch über diese Vorsätze freute und einem alten Aebi den Gassen nach und an den

Fingern vorzählte, wie viel Haushaltungen nach und nach in eine bessere Ordnung kommen, antwortete ihm dieser: wart' doch nur ein wenig, bis der Markt auch vorüber, ich will denn ein Narr seyn, wenn nicht selber aus den Haushaltungen, die du jetzt so rühmst, mehr als ein Dutzend voll und toll und ein paar Stunden später, als sie sonst ins Bett gehen, von Hirzau heimkommen.

Er hatte darin recht. Der Morgen dieses Tags war so schön; die Sonne gieng wie pures Gold auf, und die Evengelüstige Weiber in Bonnal sahen frühe unter ihren Thüren und Fenstern nach der schönen Sonne und nach dem Weg, der ihnen also hinab ins Dorf in die Augen schien, und sagten bald über Gassen und Gärten hinüber zu einander: wie das ein schöner Tag sey und wie lustig es wäre, wenn sie auch dürften —

Wir sind doch keine Kinder mehr und können uns ja hüten, sagte bald dieses bald jenes. Und denn: gäll, Alter! du saufteſt doch nicht? — Nein, nein. — Gäll, Junge! du kramteſt doch nicht? — Nein, nein. — Und du spielteſt doch nicht? — Ich rührte keine Karte an. — So näherte es mit jedem Wort dem lieben Gehen, das denn bald kam. — Ihrer wohl 40 Männer, Weiber und Kinder nahmen den Entschluß, sie wollen es einmal wagen, es werde nicht alles gefehlt seyn. —

Und hin war mit diesem Wort und wie aus dem Kopf weggewischt, was sie mit einander vom Sparen, Sorgha-

ben und dergleichen beym Aufgang der Sonne geschwatzt. Sie waren nicht sobald einige Büchsenschüsse weit vom Dorf weg und bey einander, so hatten sie ein Leben und Jauchzen, daß es im ganzen Dorf tönte — und denn lange noch vom Berg hinab; — und auf dem Markt kauften, tanzten, soffen und spielten die meisten ungefähr wie sie es immer gethan hatten.

Aber die Leute hatten einen Vater daheim, der auf das Spielen seiner Kinder ein Aug hatte.

Er vernahm ihr Marktlaufen, ehe sie in Hirzau waren, und befahl seinem Klaus, der an diesem Abend den Pfarrer von Bonnal heimführte, er solle beym Rückfahren am Scheidweg unten am Berg auf sie warten, zu sehen, wer sie seyen und wie sie zugerichtet.

Aber sie kamen nicht bis in die späte Nacht. — Er wartete sie aus und saß da in der stockfinstern Nacht mit seiner Pfeife im Mund zwischen seinen zwey Kutschenlichtern wie ein wahres Gespenst.

Endlich gegen 10 Uhr hörte er ihr wildes Getümmel, und sie sahen von ferne seine Lichter. Das machte sie still. Je näher sie kamen, desto größer schienen ihnen die Feuer und desto mehr dünkte es sie, es seyen nicht rechte Feuer, und es stecke etwas Unrichtiges dahinter. Sie wurden so still, daß man bald keinen einzigen von ihnen mehr hörte. Auch ihre Tritte wurden leiser, so daß es bald war, wie

wenn kein Mensch mehr vom Berg herab käme. Und in dieser Stille sagte ein Kind, das nicht wie die andern getrunken; diese zwey Feuer seyen in Gottes Namen mitten im Weg, wo sie vorbey müssen, und es sey ein wunderliches viereckigtes Ding, das groß sey wie ein Haus und kohlschwarz, und doch manchmal wie lebendig scheine, gerade hinter den Feuern.

Das machte die volle Heerde so ängstlich, daß sie fast athemlos und wie mit einem Auge gegen die Feuer hinstarrten; und nun bewegte ein Zufall die Kutsche, mit ihr schwankten die Lichter, und die volle Heerde meynte, sie sehe die Feuer kirchthurmhoch hinauf und hinabspringen.

B'hüt uns Gott! und segn' uns Gott! wie war das ein Schrecken. Die Alten verstummten und die Kinder huben ein Zettergeschrey an, und lange wußte niemand, was rathen, was helfen. Endlich nach einer Weile dämpfte das Beben des Schreckens bey einigen den Wein, daß es war, wie wenn sie ihre Sinne wieder bekämen, — und ein Leupi kam dazu, daß er, wie vernünftig, ihnen den Rath geben konnte, sie sollen Strohhalme suchen, und sie kreuzweis über einander in die linke Hand nehmen, und so wollen sie eins dem andern fest anhangend in Gottes Namen auf dem Fußweg neben dem Wassergraben bey dem Gespenst vorbeygehen, und denn, wenn sie gerade vorüber, so solle ein jedes die Worte aussprechen: „alle gute Geister loben Gott den Herrn.“

Die arme Heerde folgte ihm so gern als furchtsame

Schafe dem Hund, wenn er den Wolf riecht, und sie zusammenjagt, daß sie desto sicherer neben dem Wald vorbeykommen.

Sie schickten sich im Augenblick an, an den Stauden neben dem Weg Strohhalme zu suchen. Als sie deren hatten, zerbrachen sie dieselben, machten Kreuze daraus, und legten sie den Kleinen und Jungen noch in die Hand, daß sie ihnen recht kommen, dann lehrten sie sie noch die Worte aussprechen: „alle gute Geister loben Gott den Herrn.“

So traten sie den Weg an; aber ihre Knie schwankten, ihre Hände bebten, und sie zogen aneinander hangend fort, wie wenn sie nicht giengen. So kamen sie endlich so langsam forttreibend gerade neben die Feuer vorüber, und wollten eben ihre Nothworte „alle gute Geister“ über ihre starren Lippen herauslassen, als in diesem Augenblick der Klaus sein Leitseil zog. Da stampften die Rosse, die Räder klirrten, die Feuer sprangen und, wie wenn die Erde unter ihnen gewichen, lag die Heerde mit einander im Graben und meynte nichts anders, als der Teufel habe sie alle mit einander so auf einen Klapf über Bord geworfen.

Jetzt erhob sich ein Schreyen, das dem Klaus auf dem Bock ans Herz gieng; denn es war wie das Schreyen aus brennenden Häusern. Er fieng an, ihnen, was er aus dem Hals vermochte, zuzuschreyen: ihr Narren! ihr Narren! was

ist das für ein Schreyen? Kalberleder! du Ochs! Sigrist! Hügi! ihr Hornvieh, und du, Leupi! du Narrenführer, wofür haltet ihr mich? —

Da erkannte die Heerde im Koth die Stimme des Kutschers, und sie war ihr, wie die Stimme eines Engels. — Bist du es, Klaus? Gottlob, daß du es bist! antwortete aus dem Graben, was noch reden konnte. Dann fragten sie ihn bald: was doch das für Feuer? und ob er dabey sey? — und das Wort, es seyen seine Kutschenlichter, richtete sie auf, wie das Wort: „es sey Pardon da" arme Teufel unter dem Galgen aufrichtet. Es war nicht anders, als wenn es sie aus dem Graben heraushob.

So wieder auf den Beinen, kamen sie nach und nach auch auf die Hauptstrasse, wo der Klaus mit seiner Kutsche wartete.

Die meisten hatten Schuhe und Hüte, und was sie in Hirzau gekramt, verloren, und alle ihre Lichter waren verloschen. Er aber war gar freundlich mit ihnen, und zündete ihnen ihre Lichter wieder an. Aber mit dem sah er auch, wer sie waren. Das verdroß den Stierenbauer, der bösen Wein trinkt, und wenn er eine halbe mehr im Leib hat, als er gewohnt, nie sein Maul halten kann; er fieng zuerst an zu murren: es brauche sich nicht, daß er ihnen jetzt noch so unter die Nase zünde, er habe wohl bald etwa Bosheiten genug getrieben. — Dann bald sagte er

ihm alle Schande und Spott, und brüllte laut: wenn er siebenmal des Junkers Knecht und seiner Rosse Kutscher sey, so sey's doch nicht recht und nicht brav, und ein ehrlicher Kerl mach's nicht so, und dergleichen.

Das ängstigte die vollen Männer und Weiber, daß sie ihn mit Gewalt vom Klaus wegzerrten. Seine Frau hielt ihm sogar ein Tuch für's Maul, daß er schweigen mußte.

Das volle Volk aber, das noch nicht stehen konnte, wollte dem Klaus jetzt doch dies und das sagen, er solls nicht übel nehmen und dergleichen. Aber er ließ ihnen nichts daraus gehen und erwiederte ihnen: sie denken das alle auch, was der Stierenbauer sage, und er sey wohl sobald der ehrlichste unter allen.

Mit dem zog er sein Leitseil, klatschte mit der Geissel, und weg war er jetzt von der vollen Heerde.

Ende des vierten Theils.

STADTBIBLIOTHEK
AUGSBURG

2. Bildw.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pestalozzi, Johann Heinrich,

Lienhard und Gertrud ein Buch für das Volk

Bd.: 4

Stuttgart (1820)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Bild 1476 -4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11234989-6